24 152

Reisebilder aus Schottland

Von

Alexander Baumgartner, S.J.

Herder'sche Verlagshandlung
Freiburg i/B.

Nordische Fahrten.

Skizzen und Studien

von

Alexander Baumgartner S. J.

Reisebilder aus Schottland.

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1895.
Zweigniederlassungen in Wien, Straßburg, München und St. Louis, Mo.

Reichsgräfl. Schaffgotsch'sche Majoratsbibliothek
zu
Warmbrunn

Die Insel Staffa.

1732

Reisebilder aus Schottland.

Von

Alexander Baumgartner S. J.

Mit einem Titelbilde in Farbendruck, 23 in den Text gedruckten Abbildungen und 19 Tonbildern.

Zweite, verbesserte Auflage.

Fürstlich Carolath-Beuthen'sche Majoratsbibliothek zu Warmbrunn

CBGiOŚ, ul. Twarda 51/55
tel. 22 69-78-773
Wa5167081

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1895.
Zweigniederlassungen in Wien, Straßburg, München und St. Louis, Mo.

32.09 N

INSTYTUT HISTORII PAN BIBLIOTEKA
24152

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Buchdruckerei der Herder'ſchen Verlagshandlung in Freiburg.

ZBIORNICA
Księgozbiorów
Zabezpieczonych

NH-GG952 N-2532013

Vorwort.

Zur ersten Auflage.

Malerische Landschaftsbilder von erlesener Schönheit, belebt von den Erinnerungen einer wechselvollen, stürmischen Volksgeschichte und verklärt durch den Zauber einer reichen Poesie, haben das alte Schottland — Auld Scotland — längst zu einem Lieblingsziel der modernen Vergnügungsreisenden gemacht. Scharen von englischen und amerikanischen Touristen schwärmen jedes Jahr dahin, um theils in Jagd, Fischfang, Sport, theils im mehr idealen Genuß einer poetischen Wanderung sich von der realistischen Prosa des Alltagslebens zu erholen. In den Glens des Hochlands nahm die Königin von England seit Jahrzehnten ihren Sommeraufenthalt, und der Ruhm des malerischen und hochromantischen Landes ist durch hundert Dichter und Schriftsteller längst der ganzen Welt verkündigt worden. Neues kann aus diesem Grunde über Schottland kaum geboten werden. Auch die Tagebuchblätter, welche Königin Victoria über ihr Ferienleben im Hochland veröffentlichte, dankten den Reiz der Neuheit mehr der hohen Stellung und dem gewinnenden Charakter der Verfasserin als den behandelten Gegenständen selbst.

Ein einziger Punkt ist in der reichen Reiseliteratur über Schottland noch schwach und unzureichend vertreten. Es ist der religiöse. Und doch gemahnen die herrlichsten Trümmer alter Kathedralen und Klöster, daß eine frühere Blüthezeit dieses Landes aufs innigste mit der Blüthe des katholischen Glaubens zusammenhing, und hundert kleinere Heiligthümer, meist noch arm und unscheinbar, bezeugen, daß dieselbe Kirche nach jahrhundertlanger Verfolgung am Beginn eines zweiten Frühlings steht.

Das war der Gegenstand, der mich bei meiner Reise in Schottland am meisten fesselte, nicht als etwas für sich Bestehendes, von dem übrigen Getrenntes, nein, als eine Lebenserscheinung, die mit Geschichte und Literatur, Kunst und Volksleben des schönen Landes aufs innigste zusammenhängt.

Das war mein Hauptgesichtspunkt, der mich indes nicht hinderte, den landschaftlichen Reizen der Gegend meine volle Aufmerksamkeit zuzuwenden und nach Art anderer Wanderer ein buntes Allerlei aufzupicken, wie es tägliche Beobachtung, Reiseunterhaltung und Reiselectüre mit sich bringt. Auch habe ich mir erlaubt, dann und wann ein paar Verse zu machen oder eine Stelle aus schottischen oder englischen Dichtern zu übersetzen und der Schilderung einzuflechten. Nur das bekannte Hochlandslied von Burns wurde nach einer schon vorliegenden Uebersetzung citirt.

Die meisten der Skizzen sind bereits 1875—1877 in den „Stimmen aus Maria-Laach" erschienen; doch habe ich sie sämtlich noch einmal sorgfältig revidirt, vorhandene Irrungen berichtigt, die Darstellung durch kleinere und größere Zusätze erweitert und das Ganze bestmöglichst abzurunden gesucht. Es war mir in dieser Hinsicht von Vortheil, daß ich — auf einer Reise nach Island — Edinburgh und Umgegend noch einmal besuchen sowie auch die nordöstliche Küste von Schottland bis zu den Orkney-Inseln kennen lernen konnte.

Blijenbeck (bei Afferden, Holland), 10. Juni 1884.

Zur zweiten Auflage.

Das Zusammentreffen meines abermaligen Aufenthalts in Schottland mit meiner größern Nordlandsreise legte den Gedanken nahe, diese zweite Auflage als dritten Band den „Nordischen Fahrten" einzureihen; doch bildet derselbe, wie die andern zwei Theile, auch für sich ein abgeschlossenes Ganze. Ein Grund zu umfangreichern Veränderungen lag nicht vor; das Buch wurde indes nochmals einer sorgfältigen Durchsicht unterworfen, wobei ich bestrebt war, wohlmeinenden Winken der Kritik dankbar Rechnung zu tragen. Statistische Angaben, die inzwischen veraltet waren, wurden durch die neuesten, die mir zugänglich waren, ersetzt und die Zahl der Illustrationen um elf vermehrt.

Exaeten (bei Roermond, Holland), 5. Mai 1895.

Der Verfasser.

Inhalt.

Vorwort zur ersten und zweiten Auflage v—vi.

1. Von Stonyhurst nach Glasgow.

Poetische Aussichten, fehlende Touristenausrüstung, philosophischer Reisebeginn 1—4. Das gute, alte Lancashire 5. Stonyhurst, das Schloß der Sherburn. Gründung des Collegs. Lage und Gebäude. Entwicklung der Anstalt. Kosmopolitischer Charakter. Schulplan und Lehrmethode 6—11. Preston. Kirchen. Pfingstprocession. Unfreiwillige Predigt. Gasbeleuchtung 12—14. Carlisle. Moffat 15.

2. Glasgow.

Ankunft in der Caledonian Station. Westend. Bevölkerung 16—18. Priesterzahl. Jesuitenmission. Photographie des P. de Watteville. Katholisches Arbeitercasino. Ein Klösterchen 19—20. Stadtbild. Hafen 21. Die Kathedrale St. Mungo. Inneres derselben. Glasgemälde. Das neue Kirchgestühl. Die Krypten. Profanation und Wiederherstellung der Krypta 21—32. Die Bischöfe von Glasgow. Erzbischof Jakob Beaton 33, 34. Die Nekropolis. Knox auf dem Kirchhof 35—37. Die alte Universität. Stiftung derselben. Macaulay über Papst Nikolaus V. 38—39. Die Armenschulen von St. Andrews. Pupil Teachers 40—42. Die katholische Kathedrale. Der Apostolische Vicar Andreas Scott. Entwicklung der katholischen Gemeinde 43—45.

Ein Besuch im Arbeiterviertel. Seelsorge. Wohnungen. Der Familienherd. Spiegel und Kreuz. Der irische Volkscharakter, seine Licht- und Schattenseiten 46—51. Häusliche Scenen im Arbeiterviertel. Arme Familien. Eine Convertitin. Poor Mag. Der Priestercandidat im Arbeiterhause. Arbeiter, Priester und Arbeitgeber. Ein Missionär aus Australien 52—56.

Protestantische Kirchen. Rews Sermon über die Kirk. Bunte Vielheit der Religionsgenossenschaften 56—58. Westend. Kelvingrove. Universität. Börse. Das George Square 59—61.

3. Am Clyde.

Broomielaw, Hafen von Glasgow. Der Dampfer „Jona". Abfahrt 62, 63. Schiffsbauplätze. Govan und Partick. Der Schiffsbau. Schiff und Ocean 64—66. Die Römerstraße. Henry Bells „Komet" 67. Der Fels von Dumbarton. Port

Glasgow. Greenock. Uferscenerie. Kirn 68, 69. Socialpolitische Betrachtungen 70. Die schottische Heide. Holy Loch. Abend auf dem Clyde 70—73. Ein Abendlied 74.

4. Im Lande der Seen.

Allgemeiner Charakter der Westküste. Spazierfahrt am Clyde 75—77. Holy Loch. Klostererinnerungen. — Loch Eck, der „dunkle See". — Loch Long, der „Schiffsee" 78—83. Bodencultur im Mittelalter. Sociale Verhältnisse jener Zeit. Aussprüche von Tytler, Chalmers, Hallam 84—86.

5. Vom Clyde nach Oban.

Weiterfahrt auf dem Clyde. Wanderungen des Prätendenten Robert Bruce. Die Insel Bute. Rothesay 87—89. Die Kyles of Bute. Die Bucht von Tarbert. „Der Herr der Inseln" 90—93. Ardrishaig. Der Crinan-Kanal. Schleusen 94, 95. Einfahrt in die Hebriden. Dorus Mor. Inselscenerie. Die Bucht von Oban 96—98.

6. Oban.

Richtig im Hochland! Ausdehnung desselben. Die alte Hochländertracht 99, 100. Katholische Kapelle in Oban. Lage und Beschreibung von Oban 101, 102. Der schottische Dialekt. Hoggs Lied auf Prinz Charlie. Die gälische Sprache. Jan Lom 103—106. Die alte Volkstracht. Englische Spottschilderungen der Hochländer. Eine Spottballade auf die Blaukappen 107—110. Die Clanverfassung 111. Umgegend von Oban. „Highland Gatherings." „Reel of Tullochgorum." Dunolly Castle. — Ein Landsitz 111—114. Dunstaffnage Castle. Ben Cruachan. Connel Ferry. Der Stein des Schicksals. Hochlandscenerie. — Hoggs „Caledonia" 115—119.

7. Jona.

Rundtouren in den Hebriden. Pilgerfahrt nach Jona. — Der Sund von Kerrera. Die Insel Mull 120—123. Die Jagd des Maclean von Lochbuy. Meerbild zwischen Mull und Jona 124. Die Grabesfahrt nach Hy 125, 126. Namen und Lage der Insel Jona. Das Nonnenkloster. Die Straße der Todten 127, 128. Die Kreuze von Jona. Die Königsgräber. Grabkapelle St. Oran 129, 130. Ruinen der Kathedrale. Adamnan, Abt von Hy 131, 132. Schicksale Jonas im Mittelalter. Columbas Abschied und Tod 133, 134. Gesamtbild von Jona. Eindrücke protestantischer Besucher 135, 136.

8. Staffa.

Erste Sicht der Insel. — „Der schwarze Teufelsmohr." Landung. Walter Scotts Schilderung 137—139. Weg über die Insel zur Fingalshöhle. Der „Schäfer". Riesentreppe 140, 141. Die Fingalshöhle. Ausblick aufs Meer 141—143. Sonett von Wordsworth. Geologische Ballade 144, 145. Die Inseln Ulva, Colonsay und Gonetray. Loch Sunart und die Halbinsel Morven 146, 147. U. L. F. von Tobermory. Der Sund von Mull. Loch Linnhe. Insel Lismore. Rückkehr nach Oban 148, 149.

9. Die äußern Hebriden.

Allgemeine Charakteristik 150. Skye. — Der Quiraing. Loch Coruisk 151. Irrfahrten des Prinzen Karl Eduard. Flora Macdonald. Der Prinz als „Betty Burke". Sein glückliches Entkommen 152—154. Vorreformatorische Culturzustände im Hochland. Einführung der „Reformation". Zwangsbekehrungen. Priesterhöhlen und Priesterfelsen 155—157. Irische Missionäre auf den äußern Hebriden 158. Inselfahrten und Visitation des Bischofs James Gordon 159, 160. Bischof Macdonald. Colin Campbell. Das Bisthum „Argyll und Inseln" 161, 162.

10. Glencoe und der Caledonische Kanal.

Besuch bei Ossian. Loch Linnhe und Loch Leven. Ossianische Meerlandschaft und Heide. Halt in Ballachulish 163—165. Omnibusfahrt thalaufwärts. Glencoe. Die sogen. Ossianshöhle. Die Ossianssage und Macphersons Gedichte 166—169. Die Macdonalds von Glencoe. Das Blutbad vom 13. Februar 1692: 170—173. Todtenklage der Wittwe von Glencoe 174. Ben Nevis, Schottlands höchster Berg. Fort William, Inverlochy, Corpach 175. Katholikenverfolgung und Missionsleben im Hochland. Katholiken in den Braes von Lochaber. Aus dem Missionsleben der Priester John Macdonald und White. Culturbetrachtungen 176—180. Der Caledonische Kanal 181. Fort Augustus. Abschied vom Hochland 182—284.

11. Edinburgh.

Das schottische Athen. Lage. Altstadt und Neustadt 185—187. Im alten Edinburgh. Durch Cowgate und Canongate nach Holyrood. Ursprung des Palastes 188, 189. Der große Saal. Porträts der schottischen Könige 190, 191. Die Gemächer Darnleys. Maria Stuart. Die Gemächer der Königin. Das Audienzzimmer. Riccios Ermordung 192—196. Die Abteikirche 197—199. Canongate und Highstreet. Knoxens Haus. Das alte Parlamentshaus. Die Advocatenbibliothek 200, 201. St. Giles (Aegidi), drei Kirchen in einer 202—204. Das alte Schloß. Die Reichskleinodien. Aussicht vom Schloß. Königin Victoria und die hl. Margaretha 205—207.

12. Eine Arbeiterdemonstration in Edinburgh.

Klösterchen der Armenschwestern 208, 209. Freimaurerprocession in großer Uniform 210. Das Nationalmonument und Nelsons Denkmal. „Bruder" Freimaurer. Zweck der Arbeiterdemonstration 211, 212. Der Festzug. Am Holyrood-Palast 213, 214. Protest in Versen und Prosa, Bildern und Devisen. — Dudelsackpfeifer und Preiscement 215—217. Ankunft bei den Rednerbühnen. — „Wir, das Volk!" — Repeal! — Humoristisch-gemüthlicher Charakter der Versammlung 218—220. Die vorgeschlagenen Resolutionen. Redner und Reden. Klagepunkte. Ein Spartacus. Des Ehrenmannes Galgenhumor 221—224. Heimkehr. Polizei-Affairen. Socialpolitischer Charakter der Demonstration. Die große Demonstration des Mittelalters 225—227.

13. Hawthornden und Roslin.

Das schottische Lowland. Die Poeteneinsiedelei von Hawthornden 228, 229. William Drummond und Ben Johnson. Felshöhlen. Der Park 230, 231. Roslin Castle. Die Sinclairs. Ein Schloßbrand. Jagdabenteuer des Königs Bruce 232 bis 234. Roslin Chapel. Formenfülle der Kapelle. Groteske Figuren. Parabeln ꝛc. Der Prentice Pillar. Bedeutung und Fehler des Baues. Symbolik. Die Krypta 235—240. Rosabellas Todtenklage. Candle, book and knell. — Walter Scott in Laßwade. Anfänge seiner Romantik 241, 242. Das Denkmal Walter Scotts in Edinburgh. Inschrift. Sein literaturgeschichtlicher Einfluß. Charakteristik 243—245. Lücken in Scotts Mittelalter. Moderne Romantik 246, 247.

14. Die Ruinen von Melrose.

Industrialismus und Tourismus. Die Borders oder das schottische Grenzland und seine Romantik. Schottische Abteien und Klöster im Mittelalter 248, 249. Melrose und seine Anziehungskraft. Das Fabrikstädtchen Galashiels. Leute und Kirchen. Das Städtchen Melrose 250—252. Die Abtei Melrose. Südportal. Das große Chorfenster. Ornamentik. Elegisches. Gedicht des Oratorianers Faber 253—256. Gründung von Melrose. St. Aidan und St. Cuthbert. Neu-Melrose 257, 258. Einkünfte der Abtei. Zerstörung. Eine Spottlitanei. Walter Scott in Melrose. Seine Bemühungen um Erhaltung des Baues 259—261. Das Herz des Königs Bruce. Abschied und Tod des königlichen Helden. Sir James Douglas in Spanien. Katholischer Glaube und Patriotismus 262—265.

15. Abbotsford und Dryburgh.

Von Melrose nach Abbotsford. Der Landsitz Walter Scotts am Tweed 266, 267. Studierzimmer. Bibliothek. Raritäten. Zauberbücher. Historische und romantische Literatur 268, 269. Waffensammlung. Rittersaal. Garten. Das Aeußere des Schlosses 270, 271. Veranlassung des Baues. Walter Scotts Leben und Dichten in Abbotsford. Seine religiösen Anschauungen. Werth der christlichen Religion. Existenz Gottes. Gerechtigkeit Gottes. Katholische Poesie. Politische Neuerungssucht. Der Fortschritt der Wissenschaft 272—275. Walter Scotts Tod 276. James Robert Hope-Scott. Seine Conversion 277. Lord Henry Kerr 278. Im Familienkreis zu Abbotsford. In Walter Scotts Bibliothek. Dramatische Bearbeitung der Lady of the Lake. Hermes Trismegistus 279—281. Die Eildon Hills. Der Zauberer Michael Scott 282. Die Abtei Dryburgh. Walter Scotts Grab. Ave Maria in Dryburgh 283, 284.

16. Schottische Städte. Balmoral.

Die Brücke über den Firth of Forth bei Queensferry 285, 286. St. Andrews, Kathedrale und Universität 287. Dundee, Fabrikthätigkeit und Seeverkehr. Der Leuchtthurm Bellrock 288, 289. Greenock. Paisley. Ayr. Das Land des Burns. Robert Burns, seine Abenteuer und Schicksale, sein Radicalismus und seine Volks-

poesie, sein Cultus und sein Grab 290—293. Dumfries Stirling 294. Perth. Aberdeen. Inverneß. König Macbeth 295, 296. Schloß Balmoral. Lord Byrons Strophen auf Lochnagar. Die britische Sommerresidenz im Hochland 297—299.

17. Die Trossachs. Loch Katrine. Loch Lomond.

Die Schlösser Leven und Linlithgow. Die Schlachtfelder von Falkirk und Bannockburn 300—304. Die Felsenfestung Stirling. Calander. Ben Ledi 305. Jakob V., der König der Gemeinen. Walter Scotts „Fräulein vom See" 306—308. Schauplatz und Charakteristik der Epopöe. Der Zweikampf zwischen Fitz-James und Roderich Dhu. Loch Vennachar 309, 310. Duncraggan. Loch Achray. Ben A'an 311. Die Trossachs 312. Die Gestalten der Lady of the Lake. Lied des Clan Alpine 313, 314. Loch Katrine 315, 316. Loch Arklet. Loch Lomond und Ben Lomond. See und Inseln 317—320. Balloch. Zurück nach Glasgow. Rückblick 321, 322.

Schluß.

Wiederherstellung der katholischen Hierarchie 323. Statistik der Diöcesen 324. Die religiösen Zustände überhaupt 325.

Verzeichniß der Illustrationen.

		Seite
1.	Die Insel Staffa (Titelbild in Farbendruck).	
2.	Trongate in Glasgow (Tonbild)	16
3.	Glasgow. Die Quais am Clyde (Tonbild)	21
4.	Innenansicht der Kathedrale St. Mungo in Glasgow	25
5.	Die Börse in Glasgow	60
6.	Das neue Universitätsgebäude von Glasgow (Tonbild)	60
7.	Der Fels von Dumbarton (Tonbild)	67
8.	Widder aus dem schottischen Hochland	79
9.	Kyles of Bute (Tonbild)	89
10.	Oban (Tonbild)	102
11.	Hochländischer Dudelsackpfeifer und Schwertertanz	107
12.	Der Tullochtanz (The Reel of Tullochgorum)	113
13.	Königsgräber vor der Domkirche zu Jona (Tonbild)	129
14.	Kreuz zu Jona	133
15.	Die Fingalshöhle	143
16.	Der Quiraing (Tonbild)	151
17.	Ein schottischer Bullock	167
18.	Glencoe (Tonbild)	170
19.	Ben Nevis (Tonbild)	174
20.	Edinburgh. Vom Schloßhügel aus (Tonbild)	186
21.	Das Schloß zu Edinburgh	187
22.	Canongate zu Edinburgh	189
23.	Holyrood-Palast	191
24.	Ruinen der Abteikirche zu Holyrood	199
25.	Thurm und Laterne der Kirche St. Giles zu Edinburgh vor der Restaurirung	203
26.	Denkmal Walter Scotts in Edinburgh (Tonbild)	243
27.	Walter Scott. Porträt	245
28.	Die Ruinen der Abtei Melrose (Tonbild)	250
29.	Melrose-Abtei im Mondlicht	261
30.	Abbotsford (Tonbild)	267
31.	Die Ruinen von Dryburgh (Tonbild)	283
32.	Die Brücke über den Firth of Forth bei Queensferry	286
33.	Schloß Stirling. Von der Westseite (Tonbild)	294
34.	Schloß Linlithgow	300
35.	Thurm des Schlosses Leven	301
36.	Schloß Stirling. Ansicht von Südosten, vom Kirchhof aus (Tonbild)	304
37.	Die alte Brücke von Stirling	307
38.	Die Trossachs und der Ben Venue	313
39.	Loch Katrine (Tonbild)	315
40.	Ellens Insel am Loch Katrine	317
41.	Loch Lomond und Ben Lomond (Tonbild)	318
42.	Hütte am Loch Lomond	319
43.	Seitenbucht am Loch Lomond	321

Nordische Fahrten.

1. Von Stonyhurst nach Glasgow.

Strapazen, Wunder, Abenteuer habe ich nicht zu erzählen. Ich bin weder unter Land- noch Seeräuber gerathen, habe keine noch unbekannte Pflanze entdeckt, keine Steine geklopft, keine meteorologischen Beobachtungen angestellt, noch mit der Polizei Händel gehabt. Kein Wirt in Schottland ist durch mich reicher, kein Professor gelehrter und kein Bettler ärmer geworden. Nachdem ich jahrelang in stiller Zurückgezogenheit der scholastischen Theologie obgelegen hatte, gewährte mir eine freundliche Fügung, daß ich von England aus einen kleinen Ausflug nach Schottland machen konnte. Er bot mir viele Freude, weil mir das Gewöhnlichste neu war.

Die Reise selbst war mir eine Ueberraschung. Eher hätte ich erwartet, ins Pfefferland zu reisen, als nach Schottland. Für Frankreich oder Italien wäre ich in etwa vorbereitet gewesen; habe ich doch so oft die Karte zur Hand gehabt und mir mit Reisehandbüchern eine Tour nach Rom und Neapel und von dort über Marseille nach Paris und dann zurück in die Schweiz entworfen; habe ich doch oft genug vom Dom in Mailand und vom Thurm in Pisa, von der Peterskirche und vom Vesuv, vom Vatican und vom alten Forum geträumt. Welches katholische Herz hüpft nicht auf, wenn es daran denkt, die limina Apostolorum zu begrüßen, den Statthalter Christi zu schauen, in die Katakomben hinabzusteigen und von der Peterskirche herab den Triumph des Christenthums über die heidnische Roma zu feiern! Und wenn sich nun gar zum religiösen Magnet alle Anziehungskraft der schönen Künste gesellt und die Centripetalkraft der Weltgeschichte mithilft — ja da ist's kein Wunder, wenn man sich auch ohne alle Hoffnung Reisepläne macht und sich wenigstens durch Bilder und Vorstellungen, Beschreibungen und Sympathien vollständig dort einnistet. Aber nun Schottland, das protestantische, puritanische Schottland, — so weit im Norden, vom Meer beinahe dem britischen Eiland abgerissen und aus Europa hinausgedrückt — ohne Oelbäume und Lorbeerhaine — ohne Raffaels und Dantes — mit vielem Regen und mattem Sonnenschein — mit dieser entsetzlichen Sprache, in der man alle klingenden Laute zerquetschen muß und die da weiter nördlich in noch unverständlichere Dialekte und Abkürzungen ausartet — mit diesem unbekannten Volk, um das ich mich bis jetzt noch nie bekümmert —

o Schottland! Schottland! Was soll ich da anfangen? Ich armes ultramontanes Schweizerkind mit meinen romanischen Sympathien.

Inzwischen nahm ich mir denn doch eine Karte zur Hand und sah mir das Schottische einmal an. Unwillkürlich kam ich auf Macbeth, den ich mehr als einmal in Schillers Bearbeitung und Shakespeares Original gelesen, ja sogar auf der Bühne gesehen. Ich war ein Bübchen von 10 bis 11 Jahren, als die katholischen Gymnasiasten meiner Vaterstadt dieses klassische Stück zum besten geben wollten. Sie mußten sich die Costüme um Geld vom Stadttheater leihen und suchten deshalb, wo sie konnten, Kleider und Waffen gratis aufzutreiben. So kamen sie denn auch zu meiner Mutter, um meines Vaters Rathsherrndegen zu leihen, einen schönen Galadegen mit silbernem Griff, der damals, obwohl selten, bei solennen Gelegenheiten auf seinem schwarzen Frack paradirte, in der ruhmlosen Zwischenzeit aber nicht selten von mir angelegt wurde, wenn ich den „Sonderbundsgeneral" spielte, eine Rolle, deren Bedeutung und Tragweite ich damals noch nicht kannte. Item, ich fühlte mich nicht wenig geschmeichelt, als ich der Aufführung beiwohnte und sah, daß der König Duncan von Schottland und ich als Sonderbundsgeneral denselben Degen hätten, und kraft dieser Connexion machte das Stück auf mich einen ganz unauslöschlichen Eindruck. Der Zauberer, der die Stelle der drei Hexen vertrat, Macbeth mit seinem fürchterlichen Dolche, die verrückte Lady mit dem Kerzenlicht, die Vision der acht Könige, die sämtlich in Tischtücher gekleidet waren, der arme Banquo mit seiner Fackel, die bösen Mörder, das unheimliche Schloß des Königsmörders und der Wald von Dunsinan blieben tief in meinem Gedächtniß haften und machten das Stück zu einem Liebling meines Herzens. Als nun Schottland offen vor mir stand, da wachten natürlich alle diese Gestalten wieder auf und fingen an, mein Reiseziel mit dem Zauber der Poesie zu umkleiden. Mit dem halb mythenhaften König stieg Maria Stuart an meinem Horizonte auf, die schöne romantische Königin, von den einen verabscheut und gelästert, von den andern als Martyrin gepriesen und verehrt, in jedem Falle eine tieftragische und anziehende Persönlichkeit. Ich erinnerte mich an Burns' schöne und naturkräftige Lieder, an Walter Scotts Naturschilderungen und Charaktere, an Ossian, den halbmythischen Barden, und an Columba, den titanenartigen Vater des schottischen Ordenslebens. Und wie oft hatte ich ja singen hören und selbst mitgesungen: „Mein Herz ist im Hochland, mein Herz ist nicht hier!" Obwohl es nun sehr gerathen ist, sein Herz bei sich zu haben und nicht im Hochland, so überzeugte mich das alles zusammen, daß Schottland ein poetisches Land sein müsse. Ich fing an zu bedauern, daß ich mich bis jetzt so wenig um dieses Land bekümmert hatte, studirte Karte und Fahrplan und begab mich mit großem und aufrichtigem Interesse auf die Reise.

Es war ein nebliger Morgen, als ich Stonyhurst verließ, wo ich besuchsweise einige Tage zugebracht hatte. Es hatte eben zu regnen aufgehört, ein frischer Wind stöberte das Gewölke auseinander, und die auftauchende Sonne beleuchtete das freundliche Thal, wo die drei Flüsse Ribble, Colder und Hodder zusammentreffen, um von da gemeinsam als Ribble zwischen anmuthigen Hügeln dem Meere zuzuströmen. Ich faßte diese Aufheiterung als ein günstiges Omen für meine Reise auf und begann meinen Regenschirm mit weniger wehmüthigen Blicken zu betrachten. In so einem echt englischen Gig fährt sich's übrigens auch ungemein leicht und lustig. Das Ding hat nur zwei Räder, ist so leicht als nur möglich gebaut und saust darum hügelauf hügelab, daß es eine wahre Freude ist; ein gutes Pferdchen natürlich vorausgesetzt. Da es nun in Schottland auch gute Gigs und Pferdchen gibt, so zweifelte ich nicht mehr an einem muntern Fortkommen. Was mich noch etwas beläftigte, war die Wahrnehmung, die ich zuvor gemacht, daß englische Zeitungsannoncen, Reisebücher und Anschlagzettel an einen schottischen Reisenden Anforderungen stellen, die meine Börse absolut nicht erfüllen konnte. Nelson, Shaw und Macgregory empfehlen ihm alle Sorten von Jagdcostümen, Touristenanzügen, und nicht weniger als 60 verschiedene Arten Shawls mit den 60 verschiedenen Farbenzeichnungen der schottischen Clans; Wankenphast in London will ihn absolut für 28 Schilling mit Stiefeln versehen, mit denen er „leicht" fünf Meilen per Stunde machen kann; Rowlands Calydor bewahrt den Reisenden vor Staub, Sonne, Sonnenfleckchen und allen denkbaren Verunstaltungen des Teints; Allens Reisekoffer, Reisetaschen und patentirte Reisekoffer sichern sein Gepäck gegen alle Einwirkungen der Elemente und gegen alle Eingriffe ins Privatrecht; Rifles Gewehre und Stutzen (Direct Action, Central Fire, Breechloading Guns and Rifles) ermöglichen es ihm, sich alles Wildes im Hochland zu bemächtigen; der königliche Hofbäcker A. Ferguson verspricht ihm täglich neues excellentes Zuckerzeug zu liefern, Letts Son & Comp. ihm innerhalb 24 Stunden einen Reisepaß von London zu verschaffen, hundert Wirte wünschen sehnlich ihn aufzunehmen, hundert Schneider ihn zu kleiden, hundert Weinhändler ihn zu erheitern, und soll er sterben, so sind bei den Herrn Jay in London schon Traueranzüge bereit, um ihn am selben Tag im ganzen Königreich betrauern zu lassen. Was mich über all diese glorreichen Versprechungen der Civilisation nachdenklich machte, war natürlich nicht ihre ungestüme Zudringlichkeit, wohl aber die Ueberzeugung, daß ich mich auf einer Touristenstraße befinden müßte, für einen Schwarzrock unter den „modernen Rothhäuten" eine fatale Geschichte! Indessen so leicht verliere ich den Muth nicht, und ohne mich viel zu geniren, sehe ich mir die Reisegesellschaft an, die mit mir den herankommenden Zug erwartet. Unter ihnen befanden sich zwei junge Herren, Schüler der philo-

sophischen Abtheilung des Collegs von Stonyhurst, die ich tags zuvor zufällig kennen gelernt, der eine ein Schotte, der andere ein Brasilianer.

Bald waren wir im Gespräche, erst übers Wetter, dann über deutsche Philosophie, und als der Zug heranbrummte und wir eingestiegen waren, setzte ich meinen gelehrten Vortrag fort, wie Descartes den Faden der alten Tradition abgebrochen habe, wie dann successiv die Philosophie auf alle viere, d. h. in Materialismus und Sensismus gefallen, wie es in Frankreich damit ans Köpfen gekommen, in Deutschland aber ans Brüten, wie Kant die eigenhändig erschlagene Gewißheit auf Umwegen wieder ins Leben zurückzurufen gesucht, wie sich der Reihe nach Fichte, Schelling und Hegel an die Arbeit gemacht und den deutschen Pantheismus ausgebrütet hätten. Der Affect meiner beiden Zuhörer schien mir der der Verwunderung zu sein, wie es ein Mensch so weit bringen könne mit Schreiben und Brüten. Als ich ihnen aber explicirte, wie Hegels Philosophie in die Staatstheorie hinüberspiele und sehr praktische Applicationen finde, verging ihnen der Humor, und wir geriethen in sehr ernste philosophisch-politische Betrachtungen. In Blackburn mußten wir den Zug wechseln — das brachte uns eine Zeitung ins Coupé und damit eine Wendung unseres Gespräches; denn diese Zeitung enthielt zum so und so vielten Male den Tichborne-Case, und zwar gerade jenen Theil des Plaidoyers des Dr. Kenealy, in welchem der irische Advocat Stonyhurst angriff und dieses Colleg der Jesuiten als eine Schule des Aergernisses darzustellen sich bemühte. Das gab uns dann natürlich Gelegenheit, von Stonyhurst und seiner Geschichte zu reden, und da letztere in nicht ganz unerheblicher Weise mit der neuern Entwicklung des katholischen Lebens in England zusammenhängt, so ist es keine unnütze Digression, einiges in Kürze darüber zu berichten.

Stonyhurst, der Ausgangspunkt meiner Reise — ja, aber da fällt mir eben ein, daß der Leser diesen Namen auf einer gewöhnlichen Karte kaum finden wird. Ich habe ihn früher mehr als einmal, bald unten in Kent und bald oben in Westmoreland und schließlich in Lancashire gesucht, und doch nicht gefunden. Sehen wir uns also lieber nach Manchester und Liverpool um — das sind so famose Städte, daß sie gleich in die Augen fallen. Eine nur etwas gute Karte wird uns nun alsbald zeigen, daß diese zwei riesigen Handelsstädte nicht nur mit London und Edinburgh durch große Hauptbahnen verbunden sind, sondern selbst Mittelpunkte eines ausgebreiteten Bahnsystems bilden, das eine Unzahl kleiner Städte an der Küste entlang und durch die ganze Grafschaft Lancashire mit den zwei großen Handelsmetropolen verbindet. Schauen wir nun etwas nördlich — da finden wir Preston, und erhalten ein Dreieck, in welchem der Fabrikdampf aus tausend Schlöten qualmt und das raupenartige Gewusel der Eisenbahnzüge und die Anhäufung von Kohlen, Eisen, Baumwolle, Farbstoffen und Chemi-

calien so ziemlich ihren Höhepunkt erreicht. Die Eisenbahnen gehören sämtlich oder fast sämtlich einer einzigen Gesellschaft, der Lancashire and Yorkshire Railway Company, welche, wie ich von einem Kaufmann hörte, eine der zwei einträglichsten des ganzen Vereinigten Königreiches ist. Vergleichen wir — da nun doch einmal anatomisch-physiologische Auffassungen zum guten Ton gehören — Liverpool mit dem großen Nahrungsaufnahmeorgan, was man Mund, und Manchester mit dem großen Assimilationsorgan, das man Magen zu nennen pflegt, die Verbindungslinie aber mit dem Oesophagus oder der Speiseröhre, und endlich die hundert Fabrikstädte links und rechts mit dem Appendix der Lymphgefäße — so haben wir eine annähernde Idee von der naturhistorischen Verfassung dieser Gegend. Liverpool, oder besser gesagt der Mersay River, ist beständig sperrweit geöffnet, um alle möglichen Schätze näherer Länder und ferner Welttheile dem britischen Reiche zu incorporiren. Manchester aber ist Tag und Nacht auf den Beinen, um die verschlungenen Rohstoffe zu beizen, zu stärken, zu spinnen, zu weben, zu packen, zu verschicken, zu verhandeln, und derohalben ist es nicht zu verwundern, wenn die Atmosphäre daselbst vielfach nicht heller, klarer und freundlicher ausschaut, als das in einem schwerbeschäftigten Digestionsorgan der Fall sein mag. Die armen Lymphgefäße aber, Bolton, Wigan, Warrington, St. Helens, Blackburn u. s. w., sind nicht viel besser daran — hat mir doch einer aus Wigan selbst gesagt, seine Vaterstadt sei das rußigste Loch auf Gottes Erde. Seien wir übrigens nicht absprecherisch gegen das „gute, alte Lancashire". Es ist auch seit Einführung der modernen Dampfindustrie ein ganz freundliches und fruchtbares Land, die Leute fromm und fleißig. Um ihnen gerecht zu werden, muß ich auch bemerken, daß sie ihren Aufenthalt mit so viel Kunst und Aesthetik ausbessern, als es nur immer geht. So hat Manchester ganz prächtige öffentliche Gebäude und Kirchen, darunter ein grandioses Rathhaus, das seinesgleichen sucht, und ist an einem schönen Sonntag eine ganz nette Stadt. Dann steht auch in dem oben gezeichneten Dreieck (Liverpool, Manchester, Preston) nicht gerade ein Kamin am andern, sondern in mannigfachen Zwischenräumen ist das Gewerbs- und Handelsleben durch schöne Hügelzüge, Flußpartien und überhaupt anmuthige Landschaften unterbrochen, so daß man frisch aufathmen kann in Gottes freier Natur. Eine der schönsten derartigen Unterbrechungen bildet wohl das Thal des Ribble, das sich von Preston aus in östlicher Richtung zwischen zwei Hügelreihen ins Land hinein bettet. An der nördlichen dieser Hügelreihen, etwa dreizehn englische Meilen von Preston und 116 m über der Meeresfläche liegt Stonyhurst auf einem weiten Plateau mit herrlichen Wiesen, das sich sanft zu dem Thalgrunde abdacht, in welchem die Flüsse Colder, Hodder und Ribble sich treffen. Thalabwärts und hügelaufwärts unterbrechen zahlreiche Häuschen und Gehöfte die ausgedehnten

Matten, die im schönsten, frischesten Grüne prangen, das Thal des Hodder ist noch fast ganz mit Wald umsäumt, und sind auch die Hügel zu großem Theil abgewaldet, so fehlt es doch nicht an malerischen Baumgruppen, Eichen, Eschen, Buchen, Ulmen von vollendeter Schönheit, welche sowohl das Landschaftsgemälde im ganzen beleben als auch dem Wanderer und Spaziergänger die mannigfaltigsten und freundlichsten Ansichten bieten. Die Ruinen der alten Abtei Whalley unten am Fluß, mit dem reichsten Epheu umrankt, der mächtige Viaduct, der unfern davon den Fluß überbrückt, der burgähnliche Kirchthurm von Mitton, der aus üppigem Laubwerk über des Thal des Hodder emporragt, die alte Hodderbrücke, über die einst Oliver Cromwell gen Stonyhurst ritt, die burggekrönten Höhen von Clitheroe, die freundlichen Dörfer von Hurstgreen und Billington, die steil abfallenden Pendlehills mit ihren alpenartigen, langgesenkten Rücken, die Longridge Fells (Hügel) mit ihrer reichen Abwechslung von Wald und Wiese, Dorf und Weiler, die drei Flüsse endlich, jeder mit seiner eigenthümlichen Scenerie, — das gibt ein ganzes Album der gewähltesten Landschaftsphotographien und ist in Natur noch viel schöner, als es der Sonnenstrahl auf die Platten malt.

Mitten in dieser reizenden Hügelscenerie liegt als ihr bedeutsamster architektonischer Schmuck und hinwieder durch sie mit der angenehmsten Aussicht ausgestattet Stonyhurst, von weitem gesehen ein klosterähnlicher Complex von langen Gebäuden, durch Kreuzgänge mit einer gotischen Kirche verbunden und auf der andern Seite in weitläufige Oekonomiegebäulichkeiten auslaufend. Der Kern des Ganzen ist nicht wie in Maria-Laach ein ehemaliges Kloster oder wie in Feldkirch eine vormalige k. k. Kaserne, sondern zur Abwechslung einmal ein altes Ritterschloß, das weit in vorreformatorische Zeiten zurückdatirt, und obwohl nachher umgebaut und pädagogischen Zwecken dienstbar gemacht, doch noch einen guten Theil von ehrwürdig-grimmiger Ritterlichkeit bewahrt hat. Es gehörte ursprünglich einer Familie von Sherburn, deren Name schon im 13. Jahrhundert vorkommt, deren Glieder aber erst im folgenden zu bedeutsamerem Einfluß gelangten und sich Herren (Lords) von Stonyhurst nannten. Ihr namhaftester Repräsentant war Sir Richard de Sherburn, von der „jungfräulichen" Königin wegen seiner Tapferkeit in der Schlacht von Leith (1560) zum Ritter (Knight) erhoben, und nebenbei „Forstmeister des Waldes von Bowland, Verwalter des Rittergutes von Sladeburn, Statthalter der Insel Man, und Ihrer Majestät (Elisabeths) verordneter Statthalter in der Grafschaft Lancaster". Durch ein elastisches Anpassungsvermögen seines Charakters, wenn er einen solchen hatte, brachte er das ausgezeichnete Kunststück fertig, unter Heinrich, Eduard und der „blutigen Maria" gleichermaßen in Ehren und Gunst zu stehen und, obwohl Katholik, der besondern Gunst der Königin „Beß" zu genießen. Er arbeitete als Commissär an der Aufhebung der Klöster, an der Einziehung

des Kirchengutes und an der „Bewahrung der Kirche in Nord-England vor der Ansteckung des Papismus", wirkte später im Auftrage der Regierung für protestantische Sittenreform und Sonntagsfeier und gegen die Kirchweihfeste, Stiergefechte, wandernden Sänger (minstrels) und ähnliche dergleichen unordentliche Gebräuche, und stand endlich an der Spitze der Lancashire-Richter, welche sich vereinigten, um die alte „Veß" gegen papistische Verschwörungen und die „Intoleranz und Insolenz" des Papismus zu beschützen. Die edle Regentin soll ihn selbst hier besucht haben. Dieser Sir Richard nun war es, der den Grundstock des heutigen Baues aufführte; einer seiner Nachfolger baute die zwei Thürme mit den adlergekrönten Kuppeln (um 1695), legte schöne Gärten an und beabsichtigte, das Schloß nach verschiedenen Seiten hin gemäß einem einheitlichen Plan zu erweitern. Aber er hatte die Zeit nicht. Mit Maria Winfrida Francisca, Gemahlin des achten Earl von Norfolk, starb die Sherburn-Familie 1754 aus, und Stonyhurst gelangte an den mit den Sherburn verschwägerten Eduard Weld Esq. von Lulworth, den Großvater des spätern Cardinals Weld.

Als die französische Revolution im Jahre 1794 die englischen Ex-Jesuiten aus ihrem Missionsseminar in Lüttich vertrieb, nun da ging es, wie es immer gegangen hat, — es gibt noch immer mitleidige Leute, welche sich vertriebener Ordensleute annehmen. Den von Lüttich vertriebenen Ex-Jesuiten bot Thomas Weld, der Vater des Cardinals, Stonyhurst zum Aufenthalte an. Die alten Verfolgungsgesetze hatten damals schon ziemlich ihre Schärfe verloren, der frühere wilde Katholikenhaß sich in eine ruhigere Antipathie verwandelt, die Gemüther bereiteten sich schon, ohne es zu ahnen, auf die Katholikenemancipation vor; so kamen die gefährlichsten aller Menschen wieder ins Land und ließen sich nieder und richteten sich ein, ohne daß ein Hahn danach krähte; denn die Herren Newdegate und Whalley lebten damals noch nicht. Es würde auch nicht viel genützt haben; denn unter viel günstigern Verhältnissen haben diese Herren ja mit ihrem steten No Popery-Geschrei nichts erreicht, als katholische Fragen bekannt zu machen, katholische Interessen zu fördern und sich selbst deshalb — wenigstens scherzweise — in den Verdacht des Krypto-Jesuitismus zu bringen.

Stonyhurst muß damals noch fast schöner gewesen sein als jetzt. So wenigstens lautet eine Beschreibung aus jener Zeit, welche ich curiositatis gratia — wenn auch in einer trockenen Uebersetzung eines poetisch gehaltenen Originals — mittheilen will. „Nichts Lieblicheres und Hübscheres", heißt es da, „kann es geben als die Lage des königlichen Schlosses von Stonyhurst; da ist ein mit Damhirschen bevölkerter Park, da sind herrliche Fischweiher, prächtige Kanäle, große Blumen- und Obstgärten, und in ihnen versteckt ein prächtiges Labyrinth und ein den Musen und dem Apoll geweihter Quell. Das Angenehme aber ist hier mit dem Nützlichen verbunden. Denn

der Longridge-Hügel spendet jährlich Holz für den Kamin im Ueberfluß, und von allen Seiten sprudeln an ihm liebliche Quellen hervor; ausgedehnte Wiesen und Weiden sind mit Herden bevölkert, die Felder tragen reiche Ernten, und unten im Thale bieten die beiden Flüsse Ribble und Hodder eine Menge der kostbarsten Fische. Was endlich die Gesundheit des Klimas angeht, so kann sie nicht übertroffen werden; die Luft ist mild und angenehm; daher findest du auch hier viele hochbetagte Greise, die aber ihr Alter so wenig spüren, daß sie an Frische und Munterkeit die Jugend selbst übertreffen." So der poetische Lateiner am Ende des vorigen Jahrhunderts. Von diesen Herrlichkeiten ist bloß der Park mit den Damhirschen verschwunden, und an die Stelle des Holzes ist, wie überall, so auch hier, die Steinkohle getreten. Sonst ist so ziemlich alles beim alten geblieben, was Garten und Landschaft, Klima und Umgebung, Fischfang und Poesie betrifft. Die Gebäude aber haben sich bedeutend erweitert, indem an das alte Schloß auf der einen Seite ein langgestreckter prachtvoller Neubau, Kreuzgänge und eine Kirche, auf der andern ein weiterer schloßähnlicher Flügel gefügt wurden. In einer Entfernung von etwa fünf Minuten, durch ein Wäldchen getrennt, steht ein langes, dreistöckiges Haus — mit seiner Front gerade wie das Pensionat dem Thale zugewendet —, das dem philosophischen Curs der jungen Jesuiten als Wohnung dient. Noch etwa 20 Minuten weiter unten an dem Fluß Hodder befindet sich ein drittes Haus, nach dem Fluß auch Hodder genannt, ein wunderliebliches Schlößlein mit Thürmen gegen den Fluß hin — die Wohnung von etwa 50 oder 60 Prinzen, die sich noch in den Anfängen der Civilisation befinden und von eigenen Professoren und Präfecten zum Gymnasialunterricht vorbereitet werden. Die Lage ist herrlich — ein spiegelheller Fluß mit felsigem Ufer, darüber samtene Matten, freundliche Anlagen in englischem Stil, ein weiter Spielplatz, ein sorgfältig im Stande gehaltenes Cricketfeld und endlich rings um das alles ein schöner, duftiger Laubwald, von tausend Vögeln belebt und von den Windungen des Flusses in malerische Terrassen abgetheilt. Und nun gar das niedliche Schlößchen — alles en miniature — aber so nett, schmuck, gemüthlich, zweckgemäß. Was könnte die zärtlichste Mama für ihren Liebling mehr wünschen? Da ist eine zierliche Kapelle, mit den lieben Schutzengeln drin, helle, freundliche Schulzimmer, ein Studiensaal und Schlafsäle, die sogar den bayrischen Athmungs- und Erziehungsgesetzen überreichlich entsprechen, eine Bibliothek mit den besten Jugendschriften und Bilderbüchern, die mit ihren eleganten Einbänden ganz festlich dreinschauen, mehrere Erholungszimmer mit Billards, die der Leibeslänge der jungen Weltbürger angemessen sind, u. s. w. u. s. w.

Gehen wir jetzt nach dem Colleg zurück, so treffen wir eine Anzahl kleiner Wohnhäuser in kürzern und längern Zwischenräumen, jedes mit einem

Garten- und Wiesengrund umgeben — da wohnen die Bediensteten des Collegs und andere Angestellte desselben, der Arzt zunächst, dann die Meister holder Töne, des Tanzes und der Fechtkunst, die Aufwärter, Schneider, Schuster u. s. w., was eben zu einem kleinen menschlichen Gemeinwesen gehört. Auf der andern Seite — nach Preston hin — ist ein sehr zerstreut liegendes Dörfchen, Hurstgreen genannt, mit vorwiegend katholischer Bevölkerung und einer katholischen Armenschule. Schule und Pfarre gehören als „Mission" zum Colleg und werden von einem der Patres geleitet. Da nun zudem die drei Häuser, obwohl mit getrennter Verwaltung, unter einer gemeinschaftlichen Direction stehen, so ist klar, daß der Rector von Stonyhurst ein Stück Jurisdiction hat, fast wie ein Herr Abt in guten alten Zeiten.

Die Eigenschaft, durch welche Stonyhurst in der Reihe aller Jesuitencollegien fast einzig dasteht, ist seine perpetuitas: indem es sich nämlich einer friedlichen und ungestörten Dauer von vollen hundert Jahren rühmen kann, nein — was hilft der Ruhm! — indem es eben hundert Jahre ruhiger Existenz genossen hat. Diese Perpetuität der Anstalten war eine Lieblingsidee unseres seligen P. Roh, und er hat seine Gedanken darüber auch einmal in einem offenen Brief in den gelben Blättern publicirt. Stonyhurst ist ein schlagendes Beispiel für die Wichtigkeit und die Folgen dieser ungestörten Fortdauer. Das ist einmal ein Colleg, das Zeit gehabt hat, sich mit ordentlichen Bibliotheken, historischen, naturgeschichtlichen, physikalischen Sammlungen zu versehen, sich naturgemäß zu entwickeln und in wissenschaftlichen Leistungen zu bewähren, eine Familientradition zu bilden und ins Familienleben einer katholischen Bevölkerung hineinzuwachsen, seine Thätigkeit auf ganze Generationen auszudehnen und zu einem weitverzweigten Missionswerk zu entfalten. Bis zur Katholikenemancipation und in den nächstfolgenden Decennien ging das natürlich nur langsam, schrittweise voran, aber es ging voran, und die Lebenskräfte wurden durch keine lähmende oder gar tödliche Unterbrechung aufgehalten. So wurde die kleine Schule zu einem großen Pensionat, neben der kleinen Hauskapelle erhob sich eine schmucke Kirche in gotischer Bauart mit reicher Ornamentik im Innern; an die Predigtsammlungen und Manuscripte der Lütticher Flüchtlinge reihte sich von Jahr zu Jahr eine treffliche Auswahl der stets wachsenden Literatur der verschiedenen Wissenschaften, kleine Privatsammlungen wuchsen durch Verschmelzung zu ansehnlichen Cabinetten an, das Colleg erweiterte sich nach unten zu einer Art höherer Elementarschule und entwickelte sich nach oben zu einem Lyceum; durch die Verbindung Englands mit den Kolonien kam es mit allen fünf Welttheilen in Berührung, und die Regierung war nobel und vernünftig genug, die naturwissenschaftlichen Leistungen mehrerer Mitglieder dadurch zu ehren, daß

sie die Mittel zur Errichtung eines astronomischen und meteorologischen Observatoriums bot[1].

Die Zahl der Zöglinge in der Vorbereitungsanstalt wurde mir auf circa 60, die des Collegs auf circa 200 und die des Lyceums auf 30 angegeben. Man mag sich wundern, keine größern Zahlen zu finden. Allein ohne einen bedeutenden Neubau könnte das Colleg kaum mehr fassen. Was aber merkwürdig ist, das ist einerseits der echt englisch-traditionelle Charakter und andererseits die kosmopolitische Physiognomie des Institutes. Ich sah da neben den jungen Engländern und Iren nicht nur Deutsche, Belgier, Franzosen, Portugiesen, Spanier, Italiener, sondern auch Nordamerikaner, Mexicaner, Brasilianer, Peruaner und sogar vereinzelte Jünglinge von den Jonischen Inseln, aus Japan und Australien. Aber alles sprach englisch und lebte englisch und genoß ein gut Theil mehr Erholung und frische Luft, als deutsche Scholarchie dem armen Gymnasiasten verabreicht. Unter den Engländern aber waren Kinder und Kindeskinder früherer Stonyhurst-Zöglinge, und unter dem Lehrkörper waren nicht wenige, die auch einmal „Boys" da gewesen, und das gab der ganzen bunt zusammengewürfelten Gesellschaft einen so conservativen, traditionellen Familiencharakter, wie man ihn gewöhnlich nur bei alten behäbigen Bürgers- oder Adelsfamilien findet. Was indes das Ganze zusammengebracht hat und zusammenhält, das ist natürlich nicht der englische Völkerverkehr, sondern der Katholicismus, der sich dieses Verkehrs bedient, und es rührte mich in der Kapelle nicht wenig, sichtbar die Universalität der Kirche vor mir zu haben und mit Leuten fast aller Nationen vor einem Altar zu beten. In meiner Jugend war ich einmal an einem sogenannten gemischten Gymnasium, wo die einen Deharbes Katechismus, die andern Martin Luthers Bibel mit zur Schule brachten, obwohl alle einer und derselben helvetischen Nation angehörten. Das machte einen wesentlich verschiedenen und accurat entgegengesetzten Eindruck auf mein Gemüth.

Was die englische Lehrmethode anbelangt, so hat dieselbe weit mehr Elemente des alten Schulplans bewahrt, als es auf dem Continent der Fall ist. In den untern Klassen wird auf das Memoriren ein ganz besonderes Gewicht gelegt; auch sind in denselben, um den Wetteifer zu erregen, die Schüler in zwei Parteien — nach altem Gebrauch in Römer und Karthager — getheilt, die gegenseitig unermüdlich um die Palme ringen. An bestimmten Tagen haben dann die besten Schüler einer Klasse vor sämtlichen Patres des Hauses zu erscheinen und entweder aus dem Ge-

[1] Der zeitweilige Director P. Perry leitete, wie bekannt, eine der von der englischen Regierung zur Beobachtung des Venusdurchganges ausgerüsteten Expeditionen, wie er auch schon früher mehrmals mit ähnlichen Missionen, z. B. bei Gelegenheit der Sonnenfinsterniß im Jahre 1868, betraut worden war.

dächtniß — ohne Hilfe eines Schulbuchs und ohne das schützende Bollwerk einer Schulbank — lange Stücke aus den Autoren herzusagen oder die genaue Uebersetzung eines Stückes und die grammaticalische Erklärung zu liefern, an welche sich dann Grammatical- und Declamationsübungen anschließen. Stockt der Römer, so fällt der Karthager ein, dem eventuell der Römer wieder die Palme streitig macht. Der Professor hat die Siege zu notiren, und am Schluß wird das Resultat proclamirt.

In den obern Klassen wird noch Poesie und Rhetorik gelehrt; doch erleidet der freie Dienst der Musen schon einen bedeutenden Druck durch die Londoner Prüfungsaufgaben, auf die man eben Rücksicht nehmen muß, um Zöglinge für die Immatriculation zu befähigen. In diesen Aufgaben (Papers) figuriren neben dem Latein und Griechisch mit den gewöhnlichen Autoren noch römische Geschichte, englische Geschichte und Literatur, Mathematik, Deutsch oder Französisch, lauter Fächer, gegen die sich übrigens nichts einwenden läßt und die sich mit einer echt humanistischen Bildung ganz gut vereinbaren. Die Mathematik wird in Stonyhurst nicht an die einzelnen Klassen vertheilt, sondern den Lateinklassen laufen ein paar mathematische Curse zur Seite, mit eigenen Professoren, an welche die Zöglinge der verschiedenen Klassen eben je nach ihrer Befähigung vertheilt werden. Kleine Männchen, die gut rechnen können, kommen da obenauf, und alte Kameraden, die vorwiegend Sprachtalent entwickeln, brauchen wegen übeln Humors des Mathesieprofessors nicht „sitzen zu bleiben", während allseitig begabte Knaben nach beiden Seiten hin alle nur wünschbare Gelegenheit der Ausbildung erhalten. Die Lyceisten können sowohl die „Philosophie der Vorzeit" auf lateinisch hören als auch die „Philosophie der Neuzeit", wie sie für die „London Examination Papers" verlangt wird, nebst den geschichtlichen, philologischen und naturwissenschaftlichen Zugaben auf englisch studiren. Daneben gehen Sprachcurse in den wichtigsten modernen Sprachen, und bei der Verschiedenheit der Nationen bietet sich die schönste Gelegenheit, sie täglich zu üben, ferner Unterricht in Gesang, Musik, Tanz und allen jenen „Accomplishments", welche zwar in Molières Bourgeois mit der Philosophie in entsetzliche Collision gerathen, in der That aber fast nothwendig sind, wenn ein Philosoph noch ein genießbarer Mensch bleiben soll.

Die Behandlung der Schüler ist echt englisch; die Knaben und Jünglinge haben alle nöthige Gelegenheit, sich gehörig auszutummeln. Die Verweichlichung ist hier noch nicht so weit gediehen, daß man in der Erziehung von dem uralten, in der Natur begründeten und in der Bibel empfohlenen Correctionsmittel abgekommen ist, das sich wenigstens für die frühern Knabenjahre weder durch eine pathetisch vorgetragene Pflichtenlehre, noch durch salbungsreiche Zusprüche, noch durch polizeiliche Maßnahmen und Ehren-

strafen ersetzen läßt. Wie in diesem Punkt, so schließt sich überhaupt die Erziehung in Stonyhurst der englischen Familienerziehung an und theilt mit dieser das Gepräge der Kraft, eines gesunden Maßes von Freiheit und eines nobeln und soliden Conservatismus.

So stand es damals in Stonyhurst. Bald nach meiner Reise sollte sich die Anstalt zu einem noch glänzendern Prachtbau erweitern.

Um indes endlich weiterzureisen, so nahm ich in Preston von meinen beiden Stonyhurster Gefährten Abschied, die sich hier dem Süden Englands zuwandten. Ich brachte den Nachmittag damit zu, mir die Stadt ein wenig anzusehen, eine rege Gewerbsstadt mit einigen recht netten Straßen, ausgedehnten Arbeiterquartieren, Squares, Fabriken und zahlreichen Kirchen. Von letztern sind sieben katholisch; zum Theil sehr geräumige und schöne Gebäude von guter Architektur, machen sie der Stadt alle Ehre — besonders die Walpurgiskirche mit ihrem hohen gotischen Spitzthurm. Eine der katholischen Pfarreien reicht in die Mitte, die andere in das Ende des vorigen Jahrhunderts hinein, die übrigen sind jüngern Ursprungs. Ueberhaupt ist der Katholicismus hier in Lancashire nie ganz ausgestorben, und in dem Grade, als ihm mehr Freiheit geboten, hat er rasch und mächtig um sich gegriffen und steht mit seiner festgegliederten Einheit den vielen Secten in ihrer Zersplitterung als eine bedeutsame Macht gegenüber. Während sonst in ganz England die kirchlichen Feierlichkeiten sich auf die Umfriedigung der Kirche begrenzen, hält man hier in Preston schon seit mehreren Jahren jeden Pfingstmontag eine großartige Procession durch die ganze Stadt, mit einem Glanz und einer Würde, die selbst den Protestanten imponirt und sich ihren Beifall zuzog. Im Jahre 1873 nahmen 3500 Personen an derselben theil, nach den Gilden (Congregationen) der verschiedenen Pfarreien eingetheilt, jede mit ihrem schönen, reichgestickten Banner und mit ihren Geistlichen. Es fiel mir ein Büchlein in die Hand, in welchem ein Journalist unter dem Namen „Atticus" sämtliche Kirchen der Stadt und ihren verschiedenartigen Gottesdienst beschreibt; mehrere der Secten kommen da mit sehr zweifelhaftem Lob, ihre Hirten nicht ohne satirische Schilderung weg, während der katholische Gottesdienst die ungetheilte Ehrfurcht und Anerkennung des protestantischen Verfassers erntet. Ob nun alle so denken wie der — das ist eine andere Sache. Als ich zur Walpurgiskirche ging und mich unterwegs bei einem Knaben nach der Straße erkundigte, sah mich das Bübchen erst mit großen Augen an, machte dann höhnische Grimassen und nahm Reißaus wie vor einem Wauwau. Ein junger Mensch, an den ich mich wandte, grüßte dagegen aufs freundlichste und bot sich sofort an, mich bis zur Kirche zu begleiten. Ich fand hier einige Patres, die als Pfarrer die Seelsorge ausüben und gar viel zu thun haben, da meist alles im Werden ist oder soeben aus dem Werden herauskommt und

noch weiterer Organisation bedarf. Das meiste, was hier und überhaupt in den zahlreichen kleinen und großen Fabrikorten Englands an neuen Pfarreien, Schulen und Kirchenbauten zu stande kommt, geschieht durch das Scherflein der Wittwe, die Pfennige der Armen. Um das Werk zu erhalten, muß, wie um es zu gründen, unaufhörlich gesammelt und gebettelt, gearbeitet und gewirtschaftet, geordnet und eingerichtet werden, — eine beschwerliche und stete Arbeit, eine wirkliche Mission, wie denn auch die Pfarreien hierzulande noch immer „Missions" genannt werden.

Da ich durch Versehen keinen Empfehlungsbrief bei mir hatte, setzte es hier eine mir heitere Scene ab. Der Obere des Hauses traute mir nämlich nicht recht, bis es mir nach vielen Bemühungen gelang, mich durch einige Bekannte, welche zufällig anwesend waren, zu legitimiren. Dann aber war er die Liebe und Freundlichkeit selbst, und er ließ es sich nicht nehmen, mir ein Schreiben an alle Patres, welche ich noch zu besuchen gedachte, mitzugeben, damit ich nicht wieder in eine ähnliche Verlegenheit gerathe. Als ich dann noch Kirche und Haus gesehen und wieder durch die Stadt zurück zu meiner Wohnung wanderte, begegnete mir der Bruder des erwähnten Obern und lud mich ein, in seiner Kirche, der ältesten von Preston, an seiner Stelle zu predigen. Umsonst erklärte ich ihm, daß ich noch nie englisch gepredigt, umsonst suchte ich ihm darzuthun, daß ich auf Reisen, halb zerstreut, vom Herumlaufen müde, zum Predigen ganz und gar nicht aufgelegt sei — auch hier half alles nichts. Ebenso unerschütterlich, wie sein Bruder darin war, mich nicht erkennen zu wollen, so unerschütterlich war er in der Ueberzeugung, daß ich der für diesen Abend bestimmte Prediger sei. Eine kurze Zeit zur Vorbereitung konnte und wollte er mir verstatten, er erlaubte mir auch, die Predigt in eine Katechese zu verwandeln; aber auf die Kanzel mußte ich um jeden Preis. Da alle meine Gegengründe erschöpft waren, gab ich nach, meditirte ein paar Fragen — und siehe da, es ging besser, als ich geglaubt hatte. Das Auditorium war weder groß (nur etwa 50 Personen, für einen ganz gewöhnlichen Werktag allerdings genug) noch gewählt — fast alle waren arme Arbeiter, die des Tages Last redlich getragen —, aber die guten Leute verstanden mich, und mir wurde recht wohl bei ihnen in dem ärmlichen, aber netten und saubern Kirchlein, dessen Grundmauern noch aus der Zeit eiserner Verfolgung und Bedrückung stammen. Und so dankte ich denn recht herzlich Gott, der hier durch Jahrhunderte der Verfolgung das Licht des Glaubens lebendig und glühend und zündend erhalten hatte, bat ihn, ein Gleiches auch in jenen Ländern thun zu wollen, in denen die Kirche auch jetzt noch ihre volle Freiheit nicht genießt, und zog dann weiter durch die gaserhellten Straßen, wo es noch lebendig war wie am hellen Tag, und wo Schauläden in kleinerem Maßstab die Herrlichkeiten Londons nachzuahmen sich bestrebten.

Nebenbei gesagt, war Preston eine der ersten Städte, welche die Gasbeleuchtung in England durchführten, und Stonyhurst eines der ersten Etablissements, welche an diesem Aufklärungsmittel theilnahmen, und ein Jesuit einer der ersten Beförderer des neuen Lichtes[1]. Sein Name ist Dunn. Er wird in Preston als eigentlicher Einführer der neuen Beleuchtung betrachtet, erhielt dieselbe deshalb gratis für sein Haus und wurde von der Gasgesellschaft dadurch geehrt, daß sie sein Porträt in ihrem Sitzungssaale aufhängte.

Folgenden Tags, nachdem ich bei den Sisters of Charity Messe gelesen, machte ich einen zweiten Streifzug durch die Stadt. Wenn man lange Zeit in der Einsamkeit gelebt, bietet selbst das Geringste Interesse. Die Kohlenwagen, die mit schweren Pferden durch die Straßen rasseln; die Milchkarren, die hurtig von Haus zu Haus schwirren; die Dienstmägde, die im Morgenanzug die Schwellen kehren; die Fischweiber, die schon am frühen Morgen miteinander hadern; die Zeitungsjungen, welche mit dem neuesten Morgenblatt in der Stadt herumrennen; die schweigenden und doch beredten Lärmtrompeter, welche die in großen Lettern gedruckten Zeitungsplacate an die Straßenecken heften; der Philister, der prosaisch nach dem Wetter schaut; die armen Kinder, die vom Stroh heraus an die Hausthüre krabbeln; die Victualienläden, in denen es schon geschäftig hergeht; die vornehmen Häuser, die noch im Schlaf begraben sind; der Straßenkehrer, welcher als zerlumpte Aurora dem Geschäftsleben voranzieht; der Küster, der bedächtig seine Kirche aufschließt (natürlich eine katholische, denn die protestantischen sind während der Woche meist wie anderswo geschlossen) — das gäbe viele Skizzen und Charakterköpfe und Charakterbilder; man hätte den ganzen Tag über Stoff zum Zeichnen. Alles ist hier etwas später daran als in Deutschland, der Tag geht länger in die Nacht hinein und die Nacht länger in den Tag.

Um 10 Uhr stand ich endlich am Booking Office und erwarb mir ein Billet nach Glasgow. Ich befand mich anfangs allein im Coupé und konnte so ungestört noch ein gutes Stück von England sehen, meist schöne, üppige Wiesen, Hügel, welche die Ebene durchkreuzen und einmal bis ans Meer vorrücken, einige Städte von mittlerer Größe und dann die gewöhnlichen Dörfer mit ihrem stumpfen burgartigen Kirchthurm. Gegen Mittag regnete es gehörig, was an der Westküste Englands zur gewöhnlichen Tagesordnung gehört. Nach einer Stunde heiterte es sich aber schon wieder auf, und der Nachmittag war so schön, wie ich es nur wünschen konnte.

[1] „Die Gasgesellschaft in Preston wurde im Jahre 1815 gegründet, hauptsächlich durch die Vermittlung des hochw. Joseph Dunn, der Zeuge der erfolgreichen Einführung der Gasbeleuchtung in dem römisch-katholischen College zu Stonyhurst gewesen war. Die Gaswerke waren schon früh im Jahr 1816 in Thätigkeit." *Ch. Hardwick*, History of the borough of Preston (Preston 1857) p. 444.

In Carlisle, der letzten größern Stadt auf englischem Boden, bekam ich auch Gesellschaft: einige Schotten, nach der Aussprache zu schließen; indessen war ihre Unterhaltung so wenig interessant, daß ich einschlief und erst erwachte, als wir schon die Grenze überschritten und ein gutes Stück von Schottland durchfahren hatten. Zu meiner großen Befriedigung war die Ebene verschwunden; wir befanden uns in einem Hügelland, und links und rechts zeigten sich Anhöhen, welche man hier schon Berge nennen darf; denn sie steigen bis an die 600 m und darüber. Moffat heißt die Station, wo sie am nächsten an die Eisenbahn heranrücken. Es ist eine wirklich schöne und anmuthige Gegend, die mit dem Paradiese das gemein hat, daß von da Flüsse und Flüßchen nach allen vier Weltgegenden ausströmen, zwar kein Euphrat und kein Tigris, aber helle, frische Bäche mit schönem Kieselgrund, von grünenden Matten und freundlichen Dörfern umgeben und von den kreuz und quer sich auszackenden Hügelsohlen nach allen Richtungen des Landes vertheilt. Hätte ich Schottland besser gekannt, so hätte ich ohne Zweifel die „Caledonische Bahn" verlassen, die hier eine von Süden nach Norden laufende Hügelkette durchschneidet und dann in ziemlich prosaisch-ebenes Land geräth, ich wäre rechts durch das Thal des Ettrick oder Yarrow auf romantischern Pfaden in Schottland eingedrungen. Aber ich hatte gar keine Idee von den Seen und Wasserfällen, Burgen und Kirchen, geschichtlichen Erinnerungen und poetischen Momenten, die hinter diesen Hügeln liegen, und fuhr deshalb in prosaischer Gemüthlichkeit Glasgow zu, wo ich gegen 5 Uhr abends wohlbehalten anlangte.

2. Glasgow.

Eine große, volkreiche Stadt, nach London die bevölkertste im Vereinigten Königreich — eine halbe Million Einwohner oder mehr. Schon von ferne merkt man, daß man sich einer großen Metropole nähert. Andere Schienenwege rücken an die Hauptlinie heran und verschmelzen sich mit ihr, andere Bahnen und zahlreiche Straßen kreuzen sie, Eilzüge und Güterzüge fahren an uns vorüber, große Fabriken erscheinen links und rechts in immer kleinern Zwischenräumen, durch Privatschienenwege mit der Bahn verbunden, um sie herum die monotonen Arbeiterhäuser, eines am andern, mit derselben Thür- und Fensterzahl. Die Ortschaften haben aus alter Zeit noch verschiedene Namen, stoßen aber bereits aneinander und schöpfen ihr Leben aus demselben gemeinschaftlichen Mittelpunkt. Endlich kommen ganze Armeen von rauchenden Schornsteinen, die Locomotive schlüpft dampfend in einen Tunnel hinein, und sobald wir aus ihm herauskommen, da sind wir schon mitten im Kern der Stadt, auf einem Bahnhof, der Caledonian Railway Station.

Sobald ich die Station verließ, um die Adresse, an welche mein Empfehlungsschreiben lautete, aufzusuchen, bemerkte ich mit Vergnügen, daß die Stadt nicht eben liegt, sondern Hügel einschließt, an welche sie vom Fluß Clyde erst langsam, dann ziemlich steil hinansteigt und über welche sie auf der andern Seite weit hinab- und hinausreicht. Die bedeutendsten Straßen laufen mit dem Fluß parallel, was die Orientirung bedeutend erleichtert. Da die Jesuiten hier ebenfalls Pfarrer sind, so erwartete ich natürlich, an eine Kirche gewiesen zu werden, und fing an zu zweifeln, als ich fast auf der Höhe des Garnethügels an einen kleinen grünen Platz kam, der mit einem Geländer umfriedigt war und in dessen Mitte ein Haus in dorischem Stil, mit Porticus, Fries, Säulen sich erhob, so wie man in englischen Städten bisweilen Schulen gebaut findet. Nun noch gar eine griechische Inschrift, welche besagte, daß hier „Weisheit" (*ΣΟΦΙΑ*) zu haben sei! Daß ich aber an die richtige Thür gekommen, merkte ich bald, als man mir öffnete und den fremden Gast aufs freundlichste aufnahm. So war ich denn im fernen Schottland gleich zu Hause, unter Brüdern, und von Deutschland ward so viel und mit so herzlichem Interesse gesprochen, als wenn wir alle Deutsche gewesen wären, obwohl der

Trongate in Glasgow.

eine ein Ire und der andere ein Schotte und der dritte ein Engländer und der vierte ein Schweizer war. Es wurde mir beinahe zuviel des Deutschen, denn ich hätte nur am liebsten gleich nichts als Schottisches gehört. Was mich aber hierüber tröstete und mir unendliche Freude machte, das ist die katholische Liebe, Zugehörigkeit, Solidarität, die sich in dem Interesse geltend machte, das alle an den großen kirchlichen Ereignissen nahmen und das uns allen Deutschland gewissermaßen zu einer Heimat machte. Der französische Calvinist wird den schottischen Puritaner nie als völligen Gesinnungsgenossen betrachten, der Anglikaner beim Lutheraner nie ganz zu Hause sein. Das ist unausweichlich bei einer Territorial- und Nationalreligion! Aber wir Katholiken haben wahrhaft eine große und geistige Heimat, in der sich unsere Herzen brüderlich zusammenfinden, die über Berg und Ocean hinausreicht und unsere Seelen wahrhaft verkettet. Man muß so recht mutterseelenallein im wildfremden Lande gewesen sein, um zu fühlen, wie hehr und schön es ist: Credo unam sanctam, catholicam et apostolicam Ecclesiam.

Daß uns das nicht bös und knurrig und unverträglich gegen Andersgläubige stimmt, bewies ich noch am selben Abend, indem ich mich auf den Weg machte, einen puritanischen Vetter aufzusuchen, den ich zufällig in der großen Stadt hatte. Meine Erkundigungen nach seiner Wohnung führten mich erst in die breite Sauchyhall-Straße mit den herrlichsten Häusern und Läden, die London keine Schande machen würden, dann einen Crescent hinauf (so nennt man im Halbkreis gebaute Häuserreihen, die gewöhnlich einen freien Platz und schöne Gartenanlagen einschließen) und endlich an den Westendpark, den schönsten Theil der Stadt, just an eine Häuserreihe, welche die volle Aussicht auf das Grün und die reizenden Anlagen des Parkes bot. Die Häuser waren gerade nicht in venetianischem oder römischem Palazzostil gebaut, aber es waren doch schöne, stattliche und vornehme Gebäude, mit reichen Gesimsen, Fenstereinfassungen und Thüren. Als ich meine Nummer gefunden, klingelte ich erst einmal und bescheiden, dann ein zweites Mal und unbescheiden, endlich ein drittes Mal und einfachhin ganz abscheulich socialdemokratisch. Obwohl ich sah, daß die Fenster alle verhängt waren, konnte ich doch nicht begreifen, daß ein so großes Haus absolut ganz leer stehen sollte, und war die Herrschaft nicht da, so wollte ich doch wenigstens von der Dienerschaft Bescheid haben, wo sie sei. Umsonst! Die Herrschaft war auf dem Lande; unverrichteter Dinge machte ich Kehrt und gelangte aus dem menschenleeren, würdevollen Westend wieder in die innere Stadt, wo die meisten Leute kein Landhaus haben und viele wohl gar kein Haus. Da rannten sie alle wie besessen aneinander vorüber, es ging eben zu wie in einer großen Fabrik- und Handelsstadt. Von Westen her strahlte das anmuthige Dämmerlicht über die Thürme der Stadt herein — gegen

BIBLIOTEKA Księgozbiorów Zabezpieczonych

Osten war ein Gemisch von Rauch und feinem Nebel, aus dem bereits die Gasflammen recht lebendig hervorfunkelten.

Zu Hause angelangt, erzählte ich das Mißlingen meines Besuchs, das man ganz natürlich fand, da die reiche Welt hier wie überall die Sommer- und Herbstmonate auf dem Lande oder auf Reisen zuzubringen pflegt, während die Fabriken fortarbeiten und tausend Arme sich unermüdlich regen, um den Handel und Wandel der Stadt in Fluß zu erhalten. Es wurde nun das Postregister herbeigeholt, ein Buch wie eine Familienbibel, darin auf mehreren Tausend Seiten nach den mannigfachsten Rubriken die ganze Einwohnerschaft der Stadt verzeichnet steht. Diese betrug bei der Vereinigung Schottlands mit England im Jahre 1707 nur 14 000 Seelen, im Jahre 1801 schon 83 769, im Jahre 1861: 395 500, im Jahre 1871: 566 150, nach dem Census des Jahres 1891 aber: 658 198 Seelen. Das rasche Wachsen der Bevölkerung ist hauptsächlich der Baumwollen- und Eisenfabrikation, den chemischen und mechanischen Werkstätten und der Färberei zu verdanken. Ein großer Theil der eingewanderten Arbeiter sind katholische Irländer; es war mir jedoch nicht möglich, ihr genaues Verhältniß zur Gesamtbevölkerung festzustellen. Im Nu hatte ich dagegen aus den Hunderttausenden meinen Vetter herausgefunden und sah, wohin ich mich zu wenden hatte, um seine Adresse zu erhalten.

Die Jesuiten haben hier zwei Pfarreien, jede mit mehreren Tausend Seelen, eine complete Mission. Denn die irischen Arbeiter kommen und gehen, ändern Wohnung und Quartier, wie es sich eben macht, und so ist der stabile Kern der Gemeinde von einer stets beweglichen Masse umgeben, die sich festigt, eingliedert und am katholischen Leben Antheil nimmt, genau in dem Grade, in welchem der Missionär apostolische Lebenskraft hat, sie an sich zu ziehen und durch Predigt und Katechese, Bruderschaften und Vereine, Jugendunterricht und seelsorgerliche Leitung mit dem Leben der Kirche und mit dem ihr anvertrauten Schatze der Gnade in Verbindung zu bringen. Da heißt es Tag und Nacht auf den Beinen sein, die Leute aufsuchen, die Kinder in die Schule ziehen, selbst den Unterricht leiten und unterstützen, in Werken der Barmherzigkeit persönlich vorangehen, gegen die zahllosen Gefahren der jungen Leute unaufhörlich Vorkehrung treffen, arme Gefallene retten und unterbringen, die Leute, alt und jung, zum Gottesdienst und zu den Sacramenten anhalten, und vor allem gegen das Hauptlaster der armen Irländer, die Trunksucht, die in hundert Fällen alle Mühen des apostolischen Arbeiters paralysirt, mit unbesieglicher Geduld kämpfen und arbeiten, und das alles ohne andere Subsidien, als das Scherflein der christlichen Charitas. Nur die Schulen erhalten Unterstützung vom Staat, und zwar gemäß ihren von Examinatoren und Visitatoren geschätzten und bestimmten Leistungen, also insoweit, als der Eifer der Geistlichen sie gerade

erkämpft. Wie groß das Feld der Arbeit für den einzelnen ist, läßt sich einigermaßen daraus abnehmen, daß Glasgow jedenfalls mehr als 100000 Katholiken zählt, der Priester aber, neben dem Erzbischof, gegenwärtig nur 70 sind, darunter 6 Passionisten, 6 Franziskaner-Recollecten und 10 Jesuiten.

An das Haus, wo ich wohnte, stieß ein langer Saal, seiner ursprünglichen Bestimmung nach eine Schule (die σοφία hatte mich also richtig nicht getäuscht), jetzt zur Kirche hergerichtet, ärmlich, aber geziemend ausgestattet. Er mochte etwa 500—800 Personen fassen und stand zum Umfang der Pfarrei jedenfalls in keinem Verhältniß. Indes ist zu bemerken, daß die Pfarrei selbst erst aus dem Jahre 1866 stammt, also noch in den Anfängen begriffen ist; mit der Zeit wird sich wohl dort oben auf dem Garnethill einmal eine recht schöne katholische Kirche erheben.

Es war schon Nacht, als einer der Patres sich erbot, mir auch die andere Kirche zu zeigen, was ich mit Freuden annahm. In etwa 100 Schritten waren wir ganz oben auf dem Rücken des Hügels — unter uns nach beiden Seiten ein buntes Netz von Gasflammen, wie eine Sternkarte, funkelnd und blinkend bis an die Grenze des Horizonts. Es ging einen steilen Abhang hinab, und die Beleuchtung war hell genug, um zu sehen, daß wir uns hier auf der andern Seite der socialen Frage befanden. Allerdings noch hohe, fünf- und sechsstöckige Häuser, aber einförmig, ohne Erker und schöne Gesimse — die Straßen krumm, winklig und weniger sauber. Bald waren wir in einem eigentlichen Arbeiterquartier. Die Kirche mitten drin war massiv gebaut, so groß wie eine ordentliche Dorfkirche, aber arm und schmucklos; es fehlte aber nicht an der schönsten Zierde einer Kirche, nämlich an frommen, guten Leuten, die zu so später Stunde noch den göttlichen Heiland im Sacrament seiner Liebe besuchten und bei ihm ausrasteten von des Tages Mühe und Leid und Arbeit. Das Pfarrhaus war sehr schlicht und einfach; auf dem Kamin des Empfangszimmers sah ich die Photographie des P. de Watteville, eines Berner Patriciers und Convertiten, dessen vorübergehender Aufenthalt in Bern einmal den ganzen Janhagel der liberalen Zeitungen in Aufregung versetzte, der aber die letzten Jahre seines Lebens, so ungefährlich wie nur möglich, im Dienste der armen irischen Fabrikarbeiter hier zubrachte und als Opfer seines Eifers und seiner Nächstenliebe inmitten derselben starb. Das war eines Patriciers würdiger und der Menschheit nützlicher als liberaler Jammer über die sociale Noth.

An einigen Häuschen vorbei, denen die Armut zu den Fenstern herausguckte, kamen wir in eine Winkelgasse; es ging eine enge und steile Steintreppe hinauf, durch ein scheunenartiges Vestibulum in einen niedrigen Saal, getäfelt, aber nicht angestrichen, sondern von der Fabrikatmosphäre

geschwärzt. Da waren einige 20 bis 25 bärtige Gesellen mit schwarzen Gesichtern und schwieligen Händen, in rauhen, abgetragenen Wämsern, die einen bei einer Kartenpartie, die andern an einem Holzbillard. Das war das im Entstehen begriffene Arbeitercasino, zum Schutz gegen den unheilvollen Whisky und zu gegenseitiger Hilfe und Unterhaltung gestiftet. Als wir kamen, standen alle ehrerbietig auf und schüttelten uns treuherzig die Hand. Die Soirée hatte erst begonnen und nur ein ganz kleiner Bruchtheil war bereits eingetroffen. Die Spieler spielten um „Vaterunser" — eine nicht nur ungefährliche, sondern sogar nützliche Leidenschaft. An mehreren Abenden der Woche erhalten sie einen Vortrag ihres Präses, erbaulich, unterrichtend, gemeinnützig, wie es eben noththut oder nützlich erscheint. Die Mitglieder (brave Congreganisten) helfen einander in der Noth, und bei Krankheiten sorgen sie für Besuch und priesterlichen Beistand, sie nehmen sich verlassener Kinder an, suchen böse Reden in den Arbeitslocalen zu hindern, andere Arbeiter von Trunk und Laster abzubringen, und Kindern, deren Eltern dem Trunk ergeben sind, wenigstens den nöthigen Schulunterricht zu verschaffen. Das alles entnahm ich nicht etwa lobenden Referaten, sondern den sehr angelegentlichen Unterredungen, welche der eine um den andern mit dem Präses hatte. O wie ehrwürdig kamen mir diese guten Leute vor mit ihren schwieligen und rauhen Händen! wie fein gebildet ihr unzarter Accent! wie groß und schön und männlich die Thatkraft, mit der diese wackern Männer ihr hartes, mühevolles Tagewerk zu heiligen wissen — Parias, ja, in den Augen der Großen und Mächtigen, Edelleute in Gottes Augen! Da der „Präses" hier unentbehrlich war, verschaffte er mir einen andern Führer, der mich erst durch unansehnliche Gassen, dann durch einige glänzend erleuchtete Straßen nach Hause brachte. Prunkende Schaufenster und die hell erleuchteten Thore zweier Theater blitzten in meine socialpolitischen Betrachtungen hinein und schärften die Contraste, mit denen ich mich beschäftigte.

Die Messe am folgenden Tag las ich in einem Nonnenkloster, d. h. bei den Barmherzigen Schwestern, die in einer solchen Stadt natürlich genug zu thun haben. Es macht einen freundlichen, beruhigenden Eindruck, mitten aus dem Gewühl einer belebten Handelsstadt in ein so frommes, stilles Klösterchen zu kommen; es war aber auch complet ein Klösterchen, fein und solid gegen die Welt verbarricadirt, alles ärmlich, aber reinlich eingerichtet, die Kapelle bräutlich aufgeputzt, mit einer gewissen Ueberladung an Kerzen und Blumen — nirgends eine Spur von jener Duckmäuserei und jenem Seelenjammer, den moderne Novellisten und Skizzenschreiber den armen Nonnen anhängen, wohl aber überall eine unermüdliche Thätigkeit und Arbeitskraft, um allem Elend der Menschheit mit allen vierzehn Werken der Barmherzigkeit und womöglich mit noch mehreren beizuspringen. Es thut

Glasgow. Die Quais am Clyde.

mir wahrlich leid für Uhland, daß er einmal eine schwache Stunde gehabt und neben so vielem Schönen auch eine so dumme und nichtssagende „Nonnenklage" gedichtet hat. Und noch weniger kann ich's begreifen, daß Thackeray, dem doch niemand das Auge eines scharfen Beobachters und Menschenkenners absprechen kann, in einem seiner Skizzenbücher also schlußfolgert: „Es ist alles so schön in dem katholischen Klösterchen, es entwickelt sich da so viel weibliche Tugend in der schönsten Blüthe — es geschieht so viel Gutes. Aber wie viel mehr Gutes würde geschehen und wie viel mehr Segen würde über die Menschheit kommen, wenn sich diese frommen und tugendsamen Jungfrauen verheirateten!" Das ist so ungefähr sein Gedanke, wenn es einer ist. Als ob sich wohl überall Ehemänner fänden, die ihren Frauen erlaubten, den ganzen Tag gratis die Armen zu unterrichten, oder die Kranken zu pflegen, oder sich gar als Magd den Unheilbaren und Pestkranken zu verdingen! Gutester Thackeray, wie blind macht doch das Vorurtheil!

Die Stadt Glasgow hat das in ihrer Lage mit London gemein, daß sie, obwohl vom Meere stundenweit entfernt, vermöge eines schiffbaren Flusses gleichsam ans Meer gerückt und somit Handel und Industrie in der großartigsten Weise zu verbinden befähigt ist. In der Anlage ist auch einige Aehnlichkeit: der Kern der Stadt liegt nördlich dem Flusse, der große Handel concentrirt sich am Flusse und in der Mitte und spielt von da in den südlichen Theil hinüber; im Norden und Osten finden sich große Fabriken und ausgedehnte industrielle Quartiere, im Westen die vornehme Stadt mit schönen Crescents, Squares und Parken; doch geht die Themse eben von West nach Ost, der Clydefluß, der Lebensfaden von Glasgow, von Ost nach West. Dann ist Glasgow keine historische Königs-, auch keine eigentliche Haupt-, sondern nur eine reiche Handelsstadt, während London alles das zugleich ist. Wenn Glasgow übrigens aus der zweiten Stadt eines kleinen Landes zu einem Emporium des Welthandels gediehen ist, so verdankt es das nicht einfachhin einer günstigen Gelegenheit der freigebigen Natur. Allerdings hat diese den kleinen Fluß unterhalb Glasgow schon mit dem Meere verbunden und mit weiten Buchten zu einer Art von Seecomplex ausgebreitet, der die Westküste nach allen Richtungen durchfurcht und sich endlich zum mächtigen Meeressund erweitert. Aber das hätte dem Indienfahrer und dem amerikanischen Kaufmann wenig genützt, hätte nicht der Schotte die Energie gehabt, den seichten Fluß bis ins Herz der Stadt schiffbar zu machen und zu erhalten. Dies Werk hat innerhalb eines Jahrhunderts genau 4 690 857 Pfd. Sterl. verschlungen, wovon mehr als eine Million auf die Jahre 1842—1866 fällt. Die durchschnittliche Jahresausgabe für Baggern und andere derartige Arbeiten beläuft sich auf 30 000 Pfd. Die Zolleinnahme in den drei nahe beisammen liegenden Häfen des Clyde (Glas-

gow, Greenock und Port Glasgow) betrug im Jahre 1870 über 2 Millionen (2 075 570) Pfd. Sterl., d. i. ungefähr ein Zehntel der Zolleinnahme des gesamten Vereinigten Königreichs.

Im Jahre 1810 gehörten zum Hafen von Glasgow 24 Schiffe mit 1956 Tonnen Ladungsfähigkeit, im Jahre 1830 schon 217 mit 39 432 Tonnen, im Jahre 1866: 807 Schiffe mit 332 353 Tonnen, im Jahre 1870 892 Schiffe mit 428 262 Tonnen, darunter 232 Dampfboote und 660 Segler. Noch im Jahre 1841 hatte kein Schiff von 700 Tonnen in den Hafen einfahren können, im Jahre 1870 wurde der Hafen von 164 besucht, die über 1000 Tonnen hielten. Diese Zahlen geben eine kleine Idee von der Bedeutung des Clyde für Glasgow und von Glasgows Seehandel und seinem Wachsthum.

Bei meinem ersten Morgenspaziergang war ich weit entfernt von dem Clyde und seinen tausendtonnigen Schiffen. Von dem kleinen Klösterchen, in welchem ich mit Gott den Tag begonnen, ging es in ein Telegraphenbureau, in welchem mein Begleiter eine Depesche aufgab, während ich — das Bureau war zugleich Schreibmaterialienhandlung und kleine Buchhandlung — die ausgelegten Zeitungen und Broschüren musterte; die meisten der letztern waren puritanische Tractätlein mit sehr frommen und feierlichen Titeln, ähnlich wie die Baseler und Barmer. Darauf durchwanderten wir den nordöstlichen Theil der Stadt und kamen meist durch breite, aber wenig belebte Straßen mit hohen Häusern. Von malerischen Volkstrachten sah ich keine Spur; überhaupt hat Glasgow wie alle modernen Großstädte wenig Charakteristisches.

Bald jedoch erreichten wir St. Mungo, eine große stattliche Kirche, gotisch, aber im Innern wie im Aeußern sehr einfach. Sie gehört den Passionisten, ist jedoch zugleich Pfarrkirche; das Pfarrhaus oder Kloster stößt daran. Es wurde mir fast ergötzlich, in einer Stadt, die ich mir doch vorwiegend protestantisch geträumt, bei jedem Schritt und Tritt gleich von Anfang an auf Katholisches zu stoßen. Nach außen glich das Haus freilich den gewöhnlichen Häusern der Straße, aber drinnen — ein Kreuzgang mit religiösen Bildern, Patres im schwarzen Habit mit dem Kreuz im Gürtel; man spricht von starkem Beichtstuhl und dringenden Schulgeschäften, von einer Priesterconferenz über Gegenstände der Moral ꝛc. Wenn ich mich recht erinnere, haben die Passionisten eine Schule mit etwa 400 Kindern unter ihrer Obsorge; sie nehmen sich auch der katholischen Kranken an, welche sich in der Royal Infirmary befinden, einem großen Spital in der Nähe, das natürlich unter protestantischer Direction steht.

Diese Zufluchtsstätte der leidenden Menschheit war das nächste größere Gebäude, das uns begegnete — und eine Strecke weiter lag die protestantische Kathedrale, auch St. Mungo genannt. Ich rechnete nun

ſicher darauf, endlich einmal auch was Proteſtantiſches zu erleben. Aber ſchau! Schon der Name muß wieder katholiſch ſein! Denn St. Mungo oder Kentigern iſt ein heiliger katholiſcher Biſchof und ſogar der Gründer dieſer Stadt. Freilich iſt ſeine Lebensgeſchichte den Bollandiſten zufolge nicht ſehr zuverläſſig und mit ſagenhaften Legenden umſponnen. Aber ſeine Exiſtenz iſt gewiß, ebenſo ſicher, daß er ein Zeitgenoſſe Columbas war und auf der Liſte der Biſchöfe von Glasgow als der erſte (um 560—601) erſcheint. Das iſt doch mehr als ironiſch, daß die moderne Civiliſation auch da hoch oben im Norden auf katholiſche Biſchöfe und Ordensleute zurückdatirt, und daß ein herrliches Baumonument, das die Stürme der Reformation ſiegreich überlebt, der Welthandelsſtadt den mönchiſchen Namen ihres Gründers und erſten Biſchofs verewigt. Ein herrliches Baudenkmal ja, wuchtig und gewaltig, ernſt und feierlich, überwältigend in ſeinen Maſſen, zwar nicht reich, aber edel, ſchön in ſeiner künſtleriſchen Durchführung, — obſchon ein Erzeugniß des „finſtern" Mittelalters, wohl noch der ſchönſte Schmuck der rieſigen und reichen Stadt! Vor vielen andern hat dieſe Kathedrale den großen Vortheil, ſich auf einem ganz freien Platze zu befinden. Das Spital ſteht ſchon fern genug, um auf die Höhenverhältniſſe der Kirche nicht zu drücken, und eine kleinere Kirche gegenüber hilft eher, den Eindruck der Größe zu verſtärken.

Die Kathedrale bildet ein lateiniſches Kreuz (96 m lang), auf dem Kreuzungspunkt erhebt ſich der gotiſche Thurm, 68 m hoch, in ſeinem Rumpf mit dem Mittelſchiff von gleicher Breite, mit der Spitze aber kühn und feſt über das Ganze emporſtrebend. Ungefähr drei Jahrhunderte iſt daran gebaut worden, von 1181 bis gegen Ende des 15. Jahrhunderts. Sie wurde gerade rechtzeitig vollendet, um den Kirchenſtürmern Gelegenheit zur Bewährung ihres evangeliſchen Eifers zu bieten. „Unſere lieben Freunde!" — ſo lautet ein Regierungsbefehl von Edinburgh (12. Auguſt 1560) — „Nach der herzlichſten Empfehlung bitten wir euch, unterlaſſet ja nicht, ſofort an die Kirche von Glasgow und was immer für ein Gebäude der Reinigung bedarf, die Hand zu legen, und nehmet die Heiligenbilder herunter und bringet ſie hinaus in den Kirchhof und verbrennet ſie öffentlich. Und gleichermaßen reißet die Altäre nieder und reiniget die Kirche von allen Denkmälern des Götzendienſtes. Und dies ermangelt nicht zu thun, da es ſonderlich uns Freude machen wird, und ſo empfehlen wir euch dem Schutze Gottes. Ar. Argyle, James Stuart, Ruthven." Die Kirche völlig zu zerſtören, ſchien aber doch zu arg, und deshalb folgte die Nachſchrift: „Ermangelt nicht, acht zu haben, daß weder die Pulte, noch die Fenſter und Thüren in irgend einer Weiſe verletzt und gebrochen werden, weder gläſern Werk noch eiſern Werk." Umſonſt! Der Eifer, das Haus des Herrn der Heerſcharen von den „hierarchiſchen Eindringlingen, ſtummen

Hunden, Schismatikern, Bundesbrüchigen und Seelenmördern" zu reinigen, war zu groß, als daß sich das Werk der Zerstörung in dogmatische Grenzen hätte einschränken lassen. Das Volk hatte Spaß genug an dem rohen Werke, und einige Prediger gossen Oel ins Feuer, indem sie erklärten: die Stätten des Götzendienstes müßten eigentlich nach göttlichem Gesetz ganz vernichtet werden, und etwas davon zu erhalten, sei ein Greuel vor den Augen des Herrn. In der That erhielt der wüthendste dieser Tempelstürmer, Melvil, von der Regierung endlich Erlaubniß, die Kathedrale von Grund aus zu zerstören, und traf bereits Anstalten dazu, als die Innungen zu den Waffen griffen, die Kirche besetzten und einen Schwur thaten, den ersten der Vandalen unter dem ersten abgelösten Stein zu begraben. Der junge König (Jakob VI., damals 13 Jahre alt) wagte nicht, sich dem Aufstand zu widersetzen, und befahl, die Kathedrale stehen zu lassen. Kurze Zeit nachher wurde sie etwas restaurirt und zum Gebrauche „des Wortes", das kleinere Räume und bequemere Einrichtung erheischt als „der Götzendienst", in drei Kirchen eingetheilt. Erst in diesem Jahrhundert hat wiedererwachender Kunstsinn und königliche Freigebigkeit das große Monument wahrhaft regeneratorisch aufgefrischt, und wenig wäre zu thun, um es wieder in eine katholische Kathedrale umzuwandeln.

So gut mir auch die Außenseite gefallen hatte, ich war wirklich überrascht, als ich eintrat in diesen hellen, frisch emporstrebenden Säulenwald mit seinen lichten Bogen und seiner majestätischen Einfachheit und Würde. Alles stimmt zusammen, und alles stimmt zum Gebet. Keine Bänke noch Stühle verunzieren den Boden, keine Zopfkrystalle oder Rococo-Engel verderben die Harmonie des Baues. Die massigen Pfeiler, durch die vielen Einschnitte in reiche Säulenbüschel verwandelt, wachsen in ungetrübter Symmetrie aus ihrem kreuzförmigen Boden und treffen sich oben wieder rein und leicht in emporstrebender Kreuzesform. Der Stein, draußen von der Fabrikluft geschwärzt, ist im Innern hell und freundlich und wird von den Glasgemälden sanft gemildert. Die Seitenschiffe sind etwas dunkel, gerade genug, um das Mittelschiff zu heben und die Grabmäler, die an beiden Seiten der Kirche entlang stehen, für eine Störung des Gesamteindrucks unschädlich zu machen. Desto schöner strahlen die Glasgemälde mit ihren lebendigen Farben in die Kirche hinein — gut gewählt, meist von vorzüglicher Composition und glänzend ausgeführt.

Wie an besonders merkwürdigen Punkten der Schweiz Reisehandbücher, Photographien, Albums, Lithographien, allerlei kleine Andenken, Sächelchen in Holz, Alpenrosen u. dgl. zu haben sind, so ist das hier in Großbritannien durchschnittlich bei allen Sehenswürdigkeiten der Fall, nur daß die Leute den Fremden hier nicht „Mungsiö" anreden, sondern „Sörr", daß alles viel geschäftsmäßiger getrieben und geregelt wird und daß alles mehr kostet:

die Beschreibung einen Sixpence (50 Pfennig), die Ansicht der Fassade einen Sixpence, die Seitenansichten einen Sixpence, die Hinteransicht einen

Innenansicht der Kathedrale St. Mungo in Glasgow.

Sixpence, der Thurm einen Sixpence, diese oder jene historische Reliquie einen Sixpence, die Bibliothek einen Sixpence und so weiter, bis zuletzt die

Gebrauchsanweisung auch wieder einen Sixpence kostet. Selig, wer viele Sixpence hat! Alpenrosen sind übrigens hier, das hätte ich fast vergessen, trotz aller Sixpence nicht zu haben; an ihrer Stelle wurden mir einmal Steinchen und Müschelchen, ein andermal ein Sträußchen aus Heidekraut angeboten. Das Angebot ist zuweilen ruhig, lautlos, manchmal lebendig, doch nie so glorreich hyperbolisch, wie ein Südländer seine Sache preist. Hier in der Kathedrale lag es nur in den allerdings guten, vorzüglichen Photographien und in dem Worte „Photographs, Sir", das beim Vorbeidefiliren in meine Ohren drang.

Das vermochte wohl, einen Augenblick meine gotischen Betrachtungen zu unterbrechen, aber nur, um ihnen eine andere Wendung zu geben. Wie schade, daß eine so herrliche Kathedrale für sechs Tage der Woche nichts als eine Merkwürdigkeit ist, die nur zu bestimmten Stunden geöffnet wird, um Geld zu verdienen! Wie schade, daß sich an der Stelle des Altars nur eine leere Mauer erhebt, um das Chor abzuschließen und heizbar zu machen! Wie schade, daß das prachtvolle Schiff gar nicht als Kirche dient, sondern nur als Thorweg für Chor und Krypta! Meine Augen schweiften unwillkürlich umher, um etwas Tröstliches zu sehen, und trafen auch etwas, was sie wirklich freute. Das waren die schönen Glasgemälde, mit denen die Kirche, im Widerspruch mit dem Princip des Puritanismus und im schreiendsten Gegensatz zu dem Treiben seiner Urheber, nicht nur reich, sondern auch nach wahrhaft kunstvollem Plane geschmückt ist. Der Urheber dieser Gegenreformation war der Lord Provost Andreas Orr, der im Jahre 1856 eine Subscription zu diesem Zweck in Anregung brachte. Ehre dem Manne! Die Subscription fiel glänzend aus, die Ausführung nicht minder.

Die Fenster des Schiffes entfalten in glänzender Farbenpracht die Hauptzüge der alttestamentlichen Geschichte, die des Chores stellen bedeutende Hauptlehren und Parabeln Christi in ungemein lieblicher Weise dar. Das große Hauptfenster am südlichen Flügel des Querschiffes verbindet die beiden Testamente durch die Typen des Erlösers. Die Zeichnungen der vier großen Hauptfenster sind Compositionen von Schraudolph, Schwind und Heß, die übrigen von Ainmiller, Fries, Fortner und Strähhuber; die Architektur und Ornamentik der Fenster ist von Ainmiller. Ich war also richtig nach München versetzt und brauchte mich meiner Eigenschaft als German Father diesmal wahrlich nicht zu schämen. Die Zeichnungen sind durchweg herrlich, die Farben lebhaft und rein, und die ausgezeichnete Anordnung brachte in mir einen ähnlichen Eindruck hervor wie die Prophetien am Karsamstag, nur daß das Auge eben immer mächtiger wirkt als das Ohr und hier die ganze Geschichte der Offenbarung lebendig, glühend in die Seele prägt wie etwas, das noch ist und wirkt und mächtig wie die Sonne das Herz durchflammt, erwärmt, begeistert.

O wie sie schön ist — diese einfache biblische Geschichte, diese Geschichte der ewigen Weisheit und Liebe, welche die Menschheit langsam durch die Jahrhunderte zu sich heran- und in den Himmel hinaufzieht! Sie wallt und fluthet über von himmlischer, göttlicher Schönheit und Poesie! Man hört so oft, das „rein Menschliche" sei am vollendetsten in den Künsten des Hellenismus zur Darstellung gekommen. Humboldt räumt der „jüdisch-christlichen" Weltanschauung zwar eine gewisse Erhabenheit ein, das ὕψος des Longinus, findet sie aber monoton und der griechischen gegenüber offenbar langweilig. Aber nun bitte ich, was ist denn Schönes an der modern-heidnischen Weltanschauung? Will sie consequent sein, so muß sie entweder ideal-pantheistisch oder real-materialistisch sein — da haben bis jetzt alle unchristlichen Philosophien geendet, und es gibt nichts, um daran vorbeizukommen, als vollendeter Skepticismus und Kriticismus. Von letzterem will ich nichts sagen — er ist eine Sahara, in der nichts Schönes sprießen kann. Aber welches künstlerische Lebenssperma bietet denn eine Fichte-Philosophie? Und mag man sie mit noch so schönen Schellingschen Kunstphrasen einwickeln, was hilft's, wenn ein simpler Unsinn zu Grunde liegt? Und nun der Materialismus mit seinen zwei höchsten Wesen, dem unendlichen, ewigen Urbrei und der menschgewordenen Bestie? — — Pfui, ist das eine ästhetische Grundlage der Weltanschauung! Und nun häufe man alle Mythologien und Kunstphasen der Weltgeschichte und bringe ein Ideal des „rein Menschlichen", so schön, so rein, so groß, so herrlich, wie unsere Stammeltern in dem „Buch der Bücher" erscheinen! Geformt aus der rohen Materie, ja — aber nicht durch eine blinde Macht, sondern durch den Verstand, den ewigen, unendlichen Verstand des höchsten Künstlers; harmonisch, schön, aber viel harmonischer und schöner als die schönste griechische Statue, weil der Seele unentweihte Schönheit und der Keim göttlichen Lebens noch auf der Stirne strahlt und die lebensvollen Körperformen über die träge und sinnliche Materie emporhebt; göttlich schön, weil dieser Organismus von Gottes Hand geformt, von ihm geadelt, zur Unsterblichkeit befähigt, von einer Seele belebt ist, die an dem „göttlichen Leben" Antheil hat. Ruhe, Ebenmaß, Harmonie, göttlicher Adel, Unsterblichkeit sind hier keine Fictionen, sie sind die reinste Wahrheit und Wirklichkeit, sie sind das, was die Menschennatur in den griechischen Künstlern in grenzenlosem Verlangen und ungestillter Sehnsucht erstrebte und was, weil hoffnungslos verloren, den ganzen frohen Olymp zu einer traurigen Fiction des verlornen Paradieses gestaltet. Harmonie und Unsterblichkeit, Gnade und Göttlichkeit waren der Menschheit abhanden gekommen, und deshalb blieb der Grieche im Fleische stecken und betete seine schönen Formen als Götter an — die traurigste Lüge, welche kein Sinnengenuß und keine Wollust übertünchen konnte und welche namenlose Wehmuth und Melancholie

über die schönsten Meisterwerke griechischer Kunst ergießt. Die in Apollo vergötterte Jugendkraft und die in Zeus symbolisirte Macht des Mannes und des Königs fällt schließlich in Laokoon den Schlangen zur Beute, aus deren fürchterlicher Umarmung kein Gott die Menschheit erlöst — und was wird aus der reizenden Venus und der stolzen Minerva als eine jammervolle Niobe, die auf ewig das hoffnungslose Los der „göttlichen" Sterblichen betrauert! Es ist wahr, auch in der Geschichte der wahren und wirklichen Offenbarung folgt dem glänzenden Bild der ursprünglichen Schönheit und Glückseligkeit die furchtbare Peripetie: die Geschichte menschlicher Leidenschaft und menschlichen Unglücks. Aber über dieser Kette abwechselnd erschütternder, gewaltiger, lieblicher, ergreifender Bilder schwebt nicht der trübe Gedanke eines unrettbar verlornen Elysiums, sondern der ewige Liebesgedanke der göttlichen Barmherzigkeit und der majestätische Triumph des allwaltenden gerechten Gottes. Durch alle Kämpfe der Individuen und Völker schreitet die Menschheit ihrem frühern Ideale zu, einer Harmonie und Schönheit, einer Glückseligkeit und Göttlichkeit, die erreicht werden kann, die wir in froher Hoffnung schon erfassen und die in der reichen Lebensfülle einer universellen Weltkirche schon hienieden einen annähernden wunderbaren Ausdruck findet.

So genoß ich denn mit lebhaftestem Interesse die biblische Bildergalerie, die wie ein großes Ganzes, von der gewaltigen Architektur des Domes zusammengehalten, mich umgab. Herrliche, imposante Figuren, diese Patriarchen, Richter, Könige und Propheten des Alten Bundes! Und als sich nun gar auf den Hauptfenstern des Querschiffes die schönste Typik, die Realprophetie des Alten Testamentes mit den Scenen der Erfüllung zu einem großen Bild vereinigte, da wurde mir ganz adventsmäßig zu Muthe, und ich vermeinte mich nach den viertausend Jahren der Sehnsucht endlich in der von Christus gestifteten Kirche zu befinden. Aber wo war ich unterdessen hingerathen? Anstatt des von Malachias da oben verheißenen Opferaltars hatte ich nur eine äußerst elegant gearbeitete Kanzel vor mir und um sie in einem rectificirten Halbkreis die Sitzbänke eines allerliebsten Bibelsaales, alles fein geschnitzt, gedrechselt und lackirt und vollkommen dazu eingerichtet, das „Wort" möglichst ohne jede Spur von Abtödtung oder Unannehmlichkeit zu predigen und zu vernehmen. Das wäre also das Neue Testament! Nehm's mir niemand übel, daß mir das curios vorkam! Denn ich habe die alttestamentlichen Bilder monatelang von gar ernsten und gestrengen Professoren der Theologie also ausgelegt bekommen, daß ich mir das Neue Testament absolut nicht so hätte vorstellen können. Auch ganz abgesehen vom Inhalt der Weissagungen, konnte ich mich nicht überzeugen, daß all die gewaltigen Propheten da oben und all die mannigfaltigen Vorbilder seitens Gottes nichts bezweckt hätten, als im Neuen Bund Stoff einer niemals endenden Auslegung zu bieten.

Ich befand mich hier in dem frühern Chor der alten Kathedrale, welcher sowohl in seinen Verhältnissen als seinem Schmuck dem Gesamtbau völlig entspricht. Um nicht gar zu boshaft zu sein, muß ich gestehen, daß sich das Neue Testament denn doch nicht ausschließlich auf die erwähnte Predigtgelegenheit beschränkt. Nachdem nämlich in dem südlichen Hauptfenster des Querschiffes der Auszug aus der Arche mit der Taufe Christi, das Sammeln des Manna mit der Lehre vom wahren Himmelsbrod, Melchisedechs Opfer mit dem letzten Abendmahl, Isaaks Reise nach Moriah mit der Kreuztragung und das „Erstlingsopfer" mit der Auferstehung — ganz nach Art einer alten Biblia Pauperum — in glückliche Verbindung gekommen, versuchen die Glasgemälde des Chores die Lehre Christi in einer Reihe von Bildern zu entwickeln, gewiß ein schöner Gedanke und mit großem artistischen Geschmacke durchgeführt. Die bedeutendsten Parabeln des Neuen Testamentes boten hierzu leichte und zugleich ungemein lohnende Motive. Zwischen sie sind symbolische Bilder vertheilt, welche einzelne Worte des Heilandes darstellen, während die Worte selbst, als Inschrift auf zierlichen Rollen, von Engelsfiguren getragen, das Ganze umranken. So sind die Worte: „Kommet alle zu mir, die ihr mühselig und beladen seid", „Bittet, und es wird euch gegeben werden", „Lasset die Kleinen zu mir kommen", recht lieblich illustrirt, und daß die himmlisch schönen Parabeln, recht künstlerisch erfaßt und dargestellt, ihre tiefe innewohnende Kraft entfalten, das versteht sich von selbst. Aber, alles in allem, ist die Wahl der Glasgemälde schließlich doch von dem Einfluß des „Wortes" beherrscht, indem das Dogma und die That Christi vor seiner Moral völlig verschwindet. Wenig hilft es, daß Schraudolph an den Abschluß des Chores (in das große Nordfenster) die vier Evangelisten gepflanzt hat, wenn der Apostolat nicht in einem apostolischen Lehramt und Christus nicht in einer sichtbaren Kirche fortlebt und das Neue Testament nicht gemäß seinem Lehrinhalt in dem „Himmelreich" endet.

Doch Geduld! Was ich doch wieder einmal vorschnell bin! Die Glasgower sind noch viel katholischer, als sie wohl selber beabsichtigen. Denn in der Liebfrauenkapelle, hinter dem Chor an der Nordseite, da fand ich richtig die Apostel alle beisammen, den einzigen Erzschelmen abgerechnet, und in der Krypta unten zeigten sich neben verschiedenen Bildern aus dem Leben Christi, neben allegorischen Figuren und den Erzbischöfen Boyd, Burnett und Paterson auch katholische Heilige, und zwar zwei Repräsentanten des Mönchs- und Ordenslebens, St. Mungo und St. Columba. Ja, als wir wieder aus den Krypten auftauchten, machte mich mein Begleiter auf die sehr hochstehenden Glasgemälde des Mittelschiffes aufmerksam, unter denen er in einer Ecke, noch verborgener als im Häuschen von Nazareth, Unsere Liebe Frau entdeckt zu haben meinte. Mir kam die Figur ebenfalls wie

eine Madonna vor. Aber ich will etwas so Merkwürdiges nicht gar zu zuversichtlich behaupten.

Ueber die Krypten dürfen wir indes nicht so schnell hinwegeilen. Sie sind wohl das Merkwürdigste an dem ganzen Bau und gehören vielleicht zu den ansehnlichsten Bauten dieser Art in Europa. Es sind ihrer drei: eine unter dem Chor, nach Bischof Jocelyn, ihrem Erbauer, benannt, eine unter dem unvollendeten südlichen Querschiff, von Bischof Blackader, und eine dritte unter dem Kapitelhaus, von Bischof Lauder. Erstere erstreckt sich unter dem Chor und der Liebfrauenkapelle in einer Länge von 38 m, einer Breite von 19 m. Die Höhe ist nicht gleichmäßig; die Differenz rührt daher, daß die Kathedrale an dem Abhang des Molendinarhügels gebaut ist, ein Umstand, dem man wohl dieses ganze herrliche Stück Architektur verdankte. Doch hat die Kunst aus der Noth hier wahrhaft eine Tugend gemacht und da unten in der Tiefe eine Pracht und einen Reichthum entfaltet, die, wenn sie aus dem dunkeln Erdenschoß emporwüchsen in den Himmelsraum, eine glänzende gotische Kirche ausmachen würden. Die Hauptpfeiler des Chores haben natürlich hier ihren Grundstock und ihre Wurzeln, breit und wuchtig, wie es solchen Riesenbäumen ziemt, aber durch ihre Rippen, die sich fächerartig in die Bogen des Gewölbes entfalten, so angenehm belebt, daß man unwillkürlich an die erste Etage eines gewaltigen Buchbaumes erinnert wird, der, von moosigen Felsen umgeben und von Schlingpflanzen umrankt, in nicht gar bedeutender Höhe sein Laubdach auszuspannen beginnt, während andere, kleinere und größere Bäume ringsum sich zu engen Colonnaden verbinden, deren Licht rasch abnimmt und sich in geheimnißvollem Waldesdunkel verliert. Das ist so etwas von dem Eindruck, den diese zwei Säulenreihen machen, indem ihnen in der Mitte zwei vollständig ebenbürtige parallel laufen, ja zwischen zwei der obern Pfeiler unten ein Zwischenpfeiler tritt, so daß man sich in einem wahren Walde befindet.

Die Wirkung des Lichtes, das durch Glasgemälde eintritt, ist bei der Mannigfaltigkeit der Pfeiler- und Bogenformen so magisch, wie es nur in einem wirklichen Wald der Fall sein kann; nur fehlt die Transparenz des Gezweiges und die Lebendigkeit seiner Bewegungen; alles ist eben versteinert, wuchtig, schwer, unbeweglich, unwandelbar. Die Gräber, die sich unter einigen der Gewölbe lagern, die rasche Abnahme des Lichtes bei der Dicke der Pfeiler, die dumpfe, feuchte Luft endlich, welche die Gewölbe durchathmet, machen das Ganze zu einem merkwürdigen Mittelding zwischen Gruft und Kirche. Der Eindruck, der sich auf den Gesichtern der meisten Besucher spiegelte, war dem ganz entsprechend: ernst, düster, fast unheimlich. Es fehlt eben hier noch mehr als in der Oberwelt an dem Altar, der allein im stande ist, unsere Seele mit der alten Geschichte des Christenthums sowie mit der Erinnerung an andere Regionen menschlicher Existenz

in Verbindung zu bringen, und diese Erinnerung selbst, soweit sie düster, trüb und melancholisch ist, mit Strahlen himmlischen Lichtes aufzuhellen. Mir war ganz freundlich zu Muth da unten. Ich dachte unwillkürlich an die Katakomben und an ihre hehren und liebenswürdigen Heldengestalten — und wie tief das Christenthum in der Menschheit leuchtet und lagert und wie man es wohl beschneiden und hämmern, nimmer aber entwurzeln und vernichten kann, wie es aus seinen Katakomben immer wieder emporwächst zu des Himmels Höhen und grünt und blüht und die Völker der Erde unter seinen Zweigen versammelt. Was aber das gruftartige Dunkel und den trüben Grabesduft einer Krypta betrifft, so ist es wohl für jedes Menschenkind, vor allem aber für Bewohner großer Städte, überaus heilsam und zuträglich, von Zeit zu Zeit aus all dem närrischen Firlefanz der Oberwelt, wo jeder Baumwollengeschäftsreisende ein Stück Herrgott und jede Modeschneiderin eine Göttin zu sein meint, herabzusteigen in eine so ernste Gruft, wo alte Lords und Bischöfe, Statthalter und Könige schlummern, die einst das ganze Land regierten und damit nicht zufrieden waren und die nunmehr mit so wenig vorlieb nehmen und so wenig Lärm machen als möglich, und dir vielleicht ewig Dank wissen werden, wenn du ein Ave Maria für sie betest. Denn im Fegfeuer geht die Zeit nicht so rasch um wie in der Londoner Saison oder in einer Parlaments- oder Reichstagssitzung. Ich halte deshalb die Krypta für keinen gerade zufälligen oder an den Haaren herbeigezogenen Bestandtheil der Kirchenbaukunst, auch nicht für eine ägyptische Pyramidenreliquie oder eine Fortsetzung römischer Mausoleen, sondern für ein nahezu wesentliches Element der architektonischen Symbolik oder Steinpredigt, welche eine Kirche an das Menschenherz zu halten berufen ist.

Am Ostende der Krypta ist ein großer steinerner Sarkophag mit der Figur eines Bischofs, nach einigen das Grab St. Mungos oder Kentigerns, viel wahrscheinlicher aber das des Bischofs Jocelyn, der von 1175—1199, also in der schönsten Glanzperiode des Mittelalters, gelebt und diese Krypta vollendet, das Chor darüber, die Liebfrauenkapelle und den Mittelthurm aber nur begonnen hat. Er war vorher Cistercienserabt zu Melrose und wurde 1175 am 1. Juni zu Clairvaux von einem päpstlichen Legaten zum Bischof von Glasgow consecrirt. Die irdischen Ueberreste der Bischöfe und Wohlthäter der Kathedrale, die an der Seite des Gründers nacheinander ihre Ruhestätte fanden, wurden übrigens im Zeitalter der Glaubenstrennung großentheils aus ihren Gräbern herausgewühlt und nach Möglichkeit vertilgt und „ausgerottet", die Krypta selbst zu einer selbständigen Pfarrkirche der Landpfarrei (der sogen. Baroneipfarre) von Glasgow eingerichtet. In diesem Zustande wird sie von Walter Scott im „Rob-Roy" folgendermaßen beschrieben: „Wir traten in ein kleines, niedriges Spitzbogenthor, durch ein

Thürchen verwahrt, das eine ernst ausschauende Person eben schließen zu wollen schien, und stiegen mehrere Stufen hinab; es war, als ob es in die Grabgewölbe der daneben liegenden Kirche ginge. Und so war es auch; denn in diesen unterirdischen Räumen — weshalb man sie zu diesem Zweck ausersehen hat, weiß ich nicht — war eine sonderbare Stätte der Gottesverehrung angelegt. Stellt euch eine lange Reihe niedriger, dunkler Gewölbe vor, mit dämmerndem Licht, so wie man sie in andern Städten zu Grabstätten braucht und so wie sie auch hier lange Zeit zum selben Zweck gedient hatten; ein Theil davon war mit Kirchstühlen besetzt und als Kirche im Gebrauch. Der so besetzte Theil der Gewölbe, obwohl geeignet, eine Versammlung von mehreren Hundert Menschen zu fassen, stand in einem geringen Verhältniß zu den dunklern und noch geräumigern Höhlen, welche sich um das aufthaten, was wir den bewohnten Raum nennen wollen. In diesen weiten Regionen der Vergessenheit bezeichneten altersgraue Banner und zerfetzte Wappenschilde die Gräber derjenigen, die zweifelsohne einst ‚Fürsten in Israel' gewesen. Inschriften, welche nur der Alterthumsforscher mit großer Mühe lesen konnte, in einer Sprache, ebenso veraltet als der Act der Liebe, um den sie baten, luden den Besucher ein, für die Seelen derer zu beten, die da ruhten. Von dieser Behausung sterblicher Ueberreste umfangen, fand ich eine zahlreiche Gemeinde in Gebet begriffen." Mit der Zeit wurde es indessen den verehrlichen Pfarrgenossen etwas zu ungemüthlich in der düstern Krypta, und sie bauten sich eine neue Kirche in geringer Entfernung von der Kathedrale, die Baroneikirche genannt, ein nicht viel sagendes Gebäude. Zum großen Aerger der Stadtpfarrangehörigen wollten sie indes auch für die Folgezeit die Hand in der Kathedrale behalten und legten sich in der feinen Krypta einen Begräbnißplatz für ihre „Sippe" an. Es wurde zu diesem Behuf tapfer Erde eingefahren, die Pfeiler bis hoch an den Schaft hinauf vergraben, die Fenster bis fast an die Spitze angemauert und die einzelnen Gräber mit Eisengittern eingefaßt, so daß für den Besucher nur zwei enge Zugänge blieben. Schließlich bedeckte man die herrlich gearbeiteten Säulenbüschel mitsamt ihren Kapitälern und Ornamenten mit echtem Kienruß und besprenkelte sie mit weißen Flecken, welche Thränen vorstellen sollten. Dieser Unfug, mit einem unsterblichen Meisterwerk getrieben, mag nicht wenig beigetragen haben, gebildetere Leute nachdenklich zu machen; die Restauration kam, und die Bauern wurden mit samt ihrem Kienruß und den darauf gesprenkelten Thränen ebenso zum Tempel hinausgeworfen, wie ihre Vorfahren einst die würdigen Gründer des Baues aus ihrer wohlverdienten Grabstätte vertrieben hatten. Gerechtigkeit kommt — wenn oft auch spät.

Die zwei andern Krypten sind verhältnißmäßig zu der beschriebenen ziemlich klein. Beide wurden ebenso wie die Hauptkrypta eine Zeitlang als

Beerdigungsstätten verwendet, bei der Restauration aber vollständig ausgeräumt und so gut als thunlich in ihrer ursprünglichen Schönheit hergestellt. Die Blackadersche enthält drei Säulen mit Kapitälern von außerordentlichem Reichthum und Schönheit.

Aus den Krypten wieder aufgetaucht, besuchten wir noch das Kapitelhaus; es ist dieses ein gotischer Anbau an das Chor, der ehemals dem bischöflichen Kapitel, dann dem Presbyterium von Glasgow als Versammlungsort diente, gegenwärtig von der Verwaltung der Inner High Church als Versammlungslocal benutzt wird. Das ist der Titel nämlich, den das Chor erhalten, seitdem es zum Betsaal eingerichtet ist, obwohl es nichts mit der Hochkirche zu thun hat, sondern presbyterianischem Gottesdienste gewidmet ist. Der „Minister" derselben ist gewöhnlich gleichzeitig Principal (Rector) der Universität und genießt durch diese glückliche Verbindung zweier Aemter eine der wenigen fetten Pfründen, mit denen die schottische Staatskirche versehen ist.

Noch einmal durchwanderte ich dann Chor und Schiff und verließ nicht ohne Rührung diese hehre Kathedrale, die ungeachtet alles dessen, was sie verloren, und ungeachtet aller Agglomeration heterogener Elemente ein vollständig katholisches Denkmal ist. Da steht sie, mit ihrer tausendjährigen katholischen Geschichte, mit der langen Liste ihrer 32 katholischen Bischöfe, mit dem unvertilgbaren Zauber katholischer Kunst, auf dem höchsten Punkte der Stadt, und stellt an die hundert Kirchlein, auf die sie herabschaut, das große Problem, sich mit dem apostolischen Christenthum gleich ihr zu verbinden oder aber aufzugehen in dem irdischen Getriebe, das rings den Horizont mit Wolkensäulen umgibt.

In der mittelalterlichen Geschichte Schottlands spielen die Bischöfe von Glasgow eine ebenso bedeutsame civilisatorische und kirchlich-politische Rolle wie die Bischöfe der großen Metropolitansitze Deutschlands in der Geschichte dieses Landes. Viele von ihnen erscheinen als Kanzler des Königreiches, mehrere waren als bedeutsame Staatsmänner in die großen Kämpfe zwischen England und Schottland verwickelt, zwei wurden von Rom mit dem Cardinalshut beehrt, einer tagte mit auf dem vierten lateranensischen Concil, ein anderer auf dem zu Basel, einer starb auf der Fahrt nach Jerusalem zu Jaffa, nachdem er zuvor in Venedig mit der größten Auszeichnung empfangen worden, mehrere wurden auf dem Continent consecrirt und erinnern uns daran, daß es der Ultramontanismus, der echte papale Ultramontanismus war, der das ferne Schottland zur Zeit, wo noch keine Eisenbahnen und Postschiffe vorhanden waren, mit dem weltgeschichtlichen Leben des Continents, seinem Verkehr, seiner Bildung und Civilisation verbunden hat. Es war für die Puritaner eine leichte Arbeit, hinterdrein zu kommen und über diese römische Fürstenrasse und ihren Priesterstolz im Stile der Propheten

wie über Achab und Jezabel herzufallen. Sie haben aber damit nicht viel anderes zu stande gebracht, als daß sie ihre eigene nationale Unabhängigkeit zerstörten und ihr Land zu einem Schleppschiff der großen englischen Monarchie machten.

Im Anfang des 16. Jahrhunderts wurde der bischöfliche Stuhl von Glasgow zum erzbischöflichen erhoben. Doch erfreuten sich nur noch vier Bischöfe dieser Ehre. Der letzte derselben war Jakob Beaton oder Bethune, 1553 zu Rom consecrirt und in Amtsthätigkeit bis zum Jahre 1560. Als der Sturm des religiösen Aufruhrs losbrach und die Kirchen und Klöster in Trümmer sanken, hielt er es für gerathen, nicht das Aeußerste abzuwarten, sondern floh mit dem Archiv und den Kostbarkeiten seiner Kirche hinüber nach Frankreich, wo ihm Maria Stuart die Stelle eines Gesandten am königlichen Hofe anwies. Er verwaltete dieses Amt bis zum Tode der unglücklichen Regentin und behauptete es auch dann merkwürdigerweise (unter Jakob VI.) bis in sein 86. Lebensjahr, d. h. bis zu seinem Tode am 25. April 1603. Jakob war damals eben auf dem Weg nach London, um aus dem VI. in Schottland der I. in England zu werden und gar bald die Hoffnungen der armen englischen Katholiken zu täuschen, die in der Abstammung des Königs, in seinen mündlichen Versicherungen und wohl auch in der Stellung des schottischen Cardinals festen Ankergrund gefunden zu haben glaubten. Wer auch, der die Leiden und die Hinrichtung Maria Stuarts kannte, konnte es für möglich halten, daß ihr Sohn gerade der Freund ihrer Mörder und der Fortsetzer der Elisabethschen Verfolgung werden sollte? Aber was thut nicht Ehrgeiz und Politik?

Beaton war, wie seine Grabschrift in St. Johann vom Lateran zu Paris erzählt, 50 Jahre lang Bischof, 20 Jahre lang Gesandter in Paris, der letzte der Gesandten, die Schottland „allein" an die „stolzen Heroen" sandte, und zugleich der letzte der Bischöfe, die Großbritannien hegte, welche die Glaubenstrennung vertrieb.

Ille oratorum quos Scotia sola superbos
Misit ad Heroas ultimus exstiterat.
Ultimus illorum quos Magna Britannia favit,
Secta exturbavit devia, praesul erat.

Die politischen Leistungen seiner letzten Jahre als Staatsmann zielten natürlich darauf hin, seinem Herrn, der damals noch mehr „Stuart" als protestantischer Theologe war, den englischen Königsthron zu sichern. Er vergaß aber dabei seine Stellung als Kirchenfürst nicht. In seinem Testament vermachte er einen bedeutenden Theil seines Vermögens (80 000 Livres) an das Schottische Colleg in Paris, das schon 1326 von David, Bischof von Moray, gegründet worden war und seither Beaton als seinen zweiten Stifter betrachtete. Dasselbe wurde mit so vielen andern katholischen An-

stalten von der Sündfluth der französischen Revolution hinweggespült, um indes nicht lange nachher in anderer Form neu aufzuleben.

Die handschriftlichen Schätze des alten bischöflichen Archives hatte der Cardinal Beaton bei seiner Flucht theilweise im Schottischen Colleg, theilweise in der Kartause untergebracht. Thomas Innes, ein Professor des erstern, ordnete und registrirte sie sorgfältig im Jahre 1692, so daß Stadt und Universität von Glasgow 40 Jahre später authentische und notariell beglaubigte Abschriften der wichtigsten Documente erhalten konnten. Als die französische Revolution ausbrach, packten die erschrockenen Mitglieder des Collegs einen Theil der Manuscripte mit andern Dingen in Fässer und schickten sie durch eine Vertrauensperson nach St. Omer, wo sie spurlos verschwanden. Der andere Theil der Manuscripte blieb im Schottischen Colleg unter Obhut Alexander Innes', der es gewagt hatte, als Hüter des verwaisten Collegs dazubleiben, und auch nebst einer Anzahl englischer Nonnen durch den zeitigen Sturz Robespierres der Guillotine entrann. Durch ihn gelangte Abbé Paul Macpherson 1798 bei einem Besuch in Paris zu ihrer genauern Kenntniß und brachte die wichtigsten davon nach Schottland zurück, wo sie in den vierziger Jahren veröffentlicht wurden.

Die Nekropolis. Nördlich von der Kathedrale fließt ein Bächlein, einst wegen seiner spiegelhellen Klarheit von Poeten besungen, jetzt zu einem ziemlich wüsten industriellen Kanal herabgesunken, aber immerhin ein Bach. Das gibt doch etwas Leben, und jenseits erhebt sich ein Hügel ziemlich schroff zu einer Höhe von 60—90 m, zu dem ein schöner Weg mit vielen Nebenwegen, sanft ansteigend, im Zickzack hinaufführt, während links und rechts sich Grabdenkmale in allen möglichen Formen erheben und eine hohe Säule mit dem Bilde des Reformators Knox das Ganze krönt. Das ist der große Friedhof — die Nekropolis, wie sie ihn nennen, und er verdient diesen Namen, denn es ist eine wahre Stadt, nicht nur von Grabsteinen und Obelisken, sondern auch von ganz geräumigen Todtengruften und Grabkapellen im verschiedensten Stil. Unten vor dem Bach stand eine Lodge, d. h. ein ganz gut gebautes Pförtnerhaus, von dem aus ein stattliches Gitter die Straße kreuzte und die Stadt der Lebendigen von der der Todten schied. Ich erwartete schon, der Unterwelt einen pecuniären Zehrpfennig zahlen zu müssen. Aber Charon und Cerberus vereinigten sich in der Person eines ganz ruhigen, ältlichen Mannes, der uns in seine Stube bat und sich völlig befriedigt erklärte, als wir unsere Namen in das Fremdenbuch eingetragen hatten. Da er mir seinen Namen nicht sagte, so freut es mich, hier wenigstens sein namenloses Andenken der Nachwelt zu übermitteln. Wir kamen nun über den Molendinarbach auf einer Brücke, die man die Seufzerbrücke nennt, ob der venetianischen Reminiscenz oder des Kirchhofs wegen, das weiß ich nicht. Für mich war das fatal; denn ich habe eine ganz

närrische Vorliebe für die gewesene venetianische Republik und gerieth nun in die Unart, alles, was ich sah, mit Venedig zu vergleichen. Das war ja auch eine Handelsstadt, und zwar eine comme il faut, die den Welthandel beherrschte, als Glasgow noch in den Windeln lag. Nun fielen mir gleich über der Brücke eine Art von Arcaden auf und eine großartige, pompöse Inschrift, worin die Stifter dieses Kirchhofs ihre Großthat der Mit- und Nachwelt ausposaunten. Das würden, sagte ich mir, die alten Venetianer kaum gethan haben: sie pflegten Klöster zu gründen und daselbst nach ihrem Ableben beten zu lassen, was der armen Seele mehr hilft als eine ganze Brücke von Seufzern und eine Inschrift dazu. Ich bemerkte sodann im Hinaufgehen, daß eine Menge der Monumente nichtssagende, heidnische Blöcke und Obelisken waren; andere bestanden aus einem steinernen Buch, das ich anfangs für eine Versteinerung des Wortes ansah, das aber weiter nichts als die Inschrift enthielt, von Cypressen und anderem dergleichen Gewächs aus Matthissons Garten „umtrauert". Das würden, mußte ich mir abermals sagen, die Venetianer auch nicht gethan haben. Anstatt „steinernen Geflüsters", das gar nichts enthält als Namen und Zahlen, würden sie dem Stein eine christliche Idee eingehaucht, ihn mit den Symbolen der Auferstehung und des ewigen Lebens tröstend belebt und die armen Hingeschiedenen durch Christus- und Heiligenbilder mit der lieben Gemeinschaft der im Himmel triumphirenden Erdenpilger in Verbindung gebracht haben. Nun gar Mausoleen und Tempelchen, wahrhaft darauf berechnet, die armen Todten mitsamt ihren trauernden Verwandten durch ihre heidnisch-antike Monotonie zu erdrücken. O ihr lieben Venetianer, was saget ihr dazu? Aber nun oben erst auf dem Hügel, wo es doch schöner wird und freundliche, sinnreiche Grabsteine in gotischem Stil den Sieg über die unchristliche Antike davonzutragen scheinen, — da oben, wo die Stadt der Todten und die Stadt der Lebendigen zu unsern Füßen liegt mit all dem Handel und Reichthum der Lebendigen und mit all der Armut und Ruhe der Todten, mit dem Fluß, der reich befrachtet hinausfluthet in alle Welt, und mit dem harten Stein, der über den letzten Trümmern menschlicher Unternehmung wuchtet — warum kein Kreuz da, den Sieg des Auferstandenen und die Ankunft des einstigen Weltenrichters zu verkünden? warum kein Bild desjenigen, der in seiner unendlichen Liebenswürdigkeit die Lebenden mit den Todten vereint, der die Thränen der Trauernden trocknet, die Leiden der Büßenden durch fromme Gebete der Lebenden kürzt und segnend von seinem Kreuze die Arme ausbreiten würde über Stadt und Land? Und wenn er denn einmal die Säule und den Ehrenplatz nicht haben soll, warum nicht irgend einen großen, der Menschheit wahrhaft nützlichen Mann darauf setzen, Watt oder Bell meinetwegen — warum denn diesen barschen, grimmigen, bittern Knox, der doch den Presbyterianern selbst zu bitter ist, als daß sie

ihm alles glaubten, und der, wenn er wieder von den Todten auferstände, die Kathedrale da unten mit ihrer „fleischlichen Eitelkeit" und manche schöne Kirche ringsum und einen guten Theil der Grabsteine und am Ende die unevangelische Säule selbst — kraft seiner Principien — zertrümmern müßte, um das kleine Häuflein der Gerechten grimmig anzudonnern?

Aber jetzt will ich die Venetianer in Ruhe lassen und die Glasgower auch. Die Lage ist prächtig, und mit katholischer Kunst ließe sich da wohl einer der schönsten Kirchhöfe der Welt errichten, es sei denn, daß die Fabriken im Norden allzusehr in die Nähe rücken, um die Exhalation der schlummernden Gerechten durch den betriebsamen Kohlendampf der Lebenden zu desinficiren. Im ganzen verdienen auch die Glasgower alle Anerkennung, daß sie ihre Todten so treu und wacker ehren, innerhalb der Grenzen ihres Bekenntnisses das Mögliche für einen schönen Kirchhof gethan und letztern nicht in so unnahbare Entfernung gerückt haben, wie das die Aufklärung heutzutage gemeiniglich erheischt. Die Aussicht da oben soll an klaren Tagen eine ebenso ausgedehnte als reizende sein. Ich traf einen nicht recht hellen Tag, und da zudem die Kamine tapfer arbeiteten, so war mir eine Fernsicht über die Stadt hinaus nicht vergönnt. Während ich nun in das Bilderbuch meiner Phantasie einen möglichst genauen, scharfen und tiefen Abriß der Stadt einzuprägen bemüht war, klopfte mir mein Begleiter auf die Schulter und bemerkte, daß dem Knox oben auf der Säule sein Evangelienbuch abhanden gekommen sei. Da man nach protestantischen Principien so leicht erst ein deuterocanonisches Buch und dann alle deuterocanonischen und dann gelegentlich auch ein protocanonisches und schließlich alle verduften lassen kann, so wunderte mich das nicht allzusehr. Was mir aber merkwürdig erschien, ist, daß Knox der Bibel nicht wie Strauß durch freie Forschung und überwältigende Phosphorescenz des Gehirns ledig geworden, sondern in sehr gewaltthätiger Weise durch den Steinwurf eines Irländers, der in seiner Heißblütigkeit die Toleranz der Person nicht von der der Lehre zu unterscheiden wußte. So wenigstens erzählte mir mein Begleiter. Ich bin weit entfernt, diesen Streich schön finden zu wollen; aber ich meine, wenn statt des steinernen Knox der wirkliche Knox da oben stände, so würde er sich weniger über den leichtsinnigen Paddy grämen, der jenen Streich verübt hat, als über seine eigenen Jünger und Nachzügler, die von dem Bibelwort nach und nach so viel abbröckeln ließen, daß fast gar nichts mehr davon übrig blieb und manche selbst die Grundwahrheiten des Christenthums als eitel Phantasie, Mythologie, orientalische Sagen und Märchen verächtlich von sich weisen. Lassen wir indes die Todten ruhen und mit ihnen den alten, grimmigen Knox!

Die alte Universität. Nachdem ich den historischen Ausgangspunkt und den ernsten Endpunkt des Glasgower Lebens sattsam genossen,

stiegen wir den „Fegfeuerberg" wieder herunter, seufzten noch einmal auf der Seufzerbrücke und warfen uns dann in das lärmende Getöse der Stadt. Da ging es ganz anders zu als in der Stadt der Todten: Kutschen, Fiaker und Karren rollten dicht gedrängt die Straße entlang; auf den engen alten Trottoirs drückten und drängten und stießen sich die Leute wie beim Stimmabgeben in einer unruhigen Wahlversammlung, und der Padre Cristoforo in Manzonis „Verlobten" hätte hier wohl keinen Platz zu dem Duellabenteuer gefunden, das ihm in seinen Cavaliersjahren begegnete. Denn das rannte alles so besessen aneinander vorüber, als ob die Zeit rar geworden wäre. Die Hochstraße und der Salzmarkt, über welche wir kamen, gehören ganz der alten St. Mungos-Stadt an und bildeten einst gewissermaßen ihre Wirbelsäule. Gegenwärtig hat sich die reichere Bevölkerung größtentheils aus diesem Quartiere fortgemacht und es mit all seinen Nebenstraßen und Winkelgäßchen den niedern Ständen überlassen, die da gar eng, wohl etwas zu eng beisammenwohnen. Ich hörte wenigstens, in dem emsig summenden Bienenstock seien ansteckende Krankheiten häufiger und die Sterblichkeit bedeutender als in andern Quartieren der Stadt. An der Hochstraße steht noch das Gebäude der alten Universität, eine Reliquie alter Zeiten; aber die Alma Mater ist ausgezogen, um einem Bahnhof Platz zu machen, an dem soeben lebhaft gebaut wurde.

Die alte Universität, dachte ich mir, wird wohl aus den Zeiten Knoxens und Buchanans stammen. Aber nein — wir sind aus dem Katholischen noch immer nicht heraus! Ein katholischer Bischof hat sie ins Leben gerufen, ein katholischer König (Jakob II.) hat sie mit den reichsten Immunitäten ausgestattet, und ein Papst, Nikolaus V., hat sie canonisch errichtet. Nicht übel ist, was Macaulay hierüber gesprochen hat, als er im März 1849 als Lord Rector der Universität installirt wurde:

„Die Universität trat gerade rechtzeitig ins Leben, um die letzte Spur des altrömischen Reiches verschwinden und das erste Buch gedruckt zu sehen. Unter dieser Constellation — von unübertroffenem Interesse für die Geschichte der Wissenschaften — hielt ein Mann den höchsten Posten in Europa inne, den jeder Freund der Wissenschaft nur mit Ehrfurcht nennen darf. Unsere gerechte Anhänglichkeit an den protestantischen Glauben, dem unser Heimatland so viel verdankt, muß uns nicht abhalten, den Tribut, welchen Gerechtigkeit und Dankbarkeit bei diesem Anlaß und an dieser Stätte von uns erheischen, dem Gründer der Universität von Glasgow zu entrichten, dem größten der Wiederbeleber der Wissenschaft, Papst Nikolaus V. Er war dem niedern Volk entstammt, aber seine Fähigkeiten und seine Gelehrsamkeit hatten früh die Aufmerksamkeit der Großen auf ihn gelenkt. Er hatte viel studirt und war weit gereist. Er hatte Britannien besucht, welches in Bezug auf Wohlstand und Bildung zu seinem heimatlichen Toscanien ungefähr ebenso

stand als heutzutage die entlegensten Ansiedelungen Amerikas zu Britannien. Er hatte mit den Handelsfürsten von Florenz gelebt — mit jenen Männern, die zuerst den Handel adelten, indem sie ihn zum Bundesgenossen der Philosophie, der Beredsamkeit und des Geschmackes machten. Er war es, der unter der Protection des klugen und freigebigen Cosmo die erste öffentliche Bibliothek einrichtete, die das moderne Europa besaß. Aus seinem Privatleben wurde der Stifter eurer Universität auf einen Thron erhoben; aber auch auf dem Thron vergaß er nie die Studien, welche die Wonne seines Privatlebens ausgemacht hatten. Er war der Mittelpunkt einer glänzenden Gruppe, gebildet theilweise aus den letzten großen Gelehrten Griechenlands und theilweise aus den ersten großen Gelehrten Italiens, Theodor Gaza und Georg von Trapezunt, Bessarion und Telepho, Marsilio Ficino und Poggio Bracciolini. Durch ihn wurde die Vaticanische Bibliothek gegründet, damals und lange nachher die kostbarste und ausgedehnteste Büchersammlung der Welt. Durch ihn wurden sorgfältig die werthvollsten geistigen Schätze erhalten, welche man aus dem Schiffbruch des byzantinischen Reiches gerettet. Seine Agenten sah man überall, auf den Märkten des fernsten Ostens wie in den Klöstern des entlegensten Westens wurmstichige Pergamente kaufen oder abschreiben, auf denen der Unsterblichkeit würdige Worte verzeichnet standen. Unter seiner Gönnerschaft wurden viele kostbare Ueberreste griechischer Dichter und Philosophen ins Lateinische übersetzt. Aber kein Zweig der Literatur dankt ihm so viel als die Geschichte. Durch ihn wurden zwei große, unübertroffene Muster geschichtlicher Darstellung, die Werke des Herodot und des Thukydides, zur Kenntniß des westlichen Europa gebracht. Durch ihn wurden unsere Vorfahren zudem mit der anmuthig-klaren Einfachheit Xenophons und mit dem männlich-praktischen Verstand des Polybius bekannt gemacht. Während er mit Sorgen dieser Art beschäftigt war, wurde seine Aufmerksamkeit auf die intellectuellen Bedürfnisse dieses Landes gelenkt — eines Landes, gegenwärtig dicht bevölkert, reich bebaut, widerhallend vom Getöse der Maschinen; eines Landes, das gegenwärtig ganze Flotten mit den bewundernswürdigen Erzeugnissen seines Kunstfleißes ausgeschickt in Gegenden, von denen zu seiner Zeit noch kein Geograph gehört hatte; eines Landes aber, das damals nur ein wilder, armer, halbbarbarischer Landstrich war, beinahe an der äußersten Grenze der bekannten Welt. Er gab dem Plan, in Glasgow eine Universität zu gründen, seine Sanction und verlieh dem neuen Sitze der Gelehrsamkeit alle Privilegien, welche die Hochschule von Bologna besaß."

Nicht wahr, das ist einmal schön und nobel gesprochen von einem „denkenden" Protestanten, klingt auch schöner als die Dankbarkeit mancher continentalen Professoren, die dem Papstthum immer nur Uebles nachzureden wissen und mit ihrem Dank nie über die Neuzeit, oft nicht über die neueste

Aera und bisweilen nicht über ihre eigene Anstellung im Staatsdienst hinauskommen!

In der Geschichte der Universität figuriren manche für Schottland und auch für weitere Kreise bedeutende Namen. Melvill, neben Knox der Hauptreformator Schottlands, war längere Zeit ihr Principal; Reid entwickelte hier seine eigenthümliche Erkenntnißtheorie, Adam Smith seine Utilitätsmoral und industrielle Staatswissenschaftslehre, Black seine Theorie von der latenten Wärme u. s. w. In neuerer Zeit sollen die Naturwissenschaften und die griechische Philologie am besten vertreten sein. In der Theologie haben die Schotten ein Sectendurcheinander zu stande gebracht, das später nur von den Nordamerikanern übertroffen wurde; in der Philosophie verdienen sie insofern große Anerkennung, als sie dem materialistischen Sensismus entgegentraten — ich rede natürlich hier nur von der eigentlichen sogenannten schottischen Schule —; im übrigen waren sie meistens starke Rousseauvianer und geriethen durch den innern Widerstreit heterogener Principien in eine Verwirrung, welche die Philosophie nicht schaffen, sondern lösen sollte.

Eine katholische Armenschule. Von der Universität, von der hier nur noch das Gebäude theilweise stehen geblieben war, gelangten wir nach kurzer Wanderung durch mehrere Nebengassen und Gäßlein zu einem andern Theil des Erziehungsdepartements, nämlich zur Armenschule von St. Andrews. Obschon ich manche dergleichen Schulen gesehen, ging ich doch sehr gerne auch in diese hinein, um abermals zu sehen, wie die katholische Kirche, durch hundertjährige Verfolgung in ihrem civilisatorischen Werke unterbrochen und aufgehalten, sobald sie nur eben wieder kann, zwischen den Trümmern ihrer ehemaligen großen Stiftungen und neben den greifbaren Erinnerungen ihres wohlthätigen Einflusses, zwischen den Kirchen zersplitterter Secten und neben dem Glanz und Elend moderner Cultur ruhig, still, geduldig ihr großes Werk von vorne anfängt, und in den armen Schichten der arbeitenden Klassen, gleich ihrem Stifter, die Rettung und Bildung des Menschengeschlechtes betreibt. Wenn ich aber von einer Schule rede, so stelle man sich kein deutsches, schweizerisches oder holländisches Schulhaus aus den letzten Decennien vor, freundlich gebaut und gemüthlich eingerichtet, mit gutgekleideten pausbackigen Bürgers- und Bauernkindern und mit der monarchisch-pädagogischen Figur des wohlgedrillten und wohlbebrillten Schulmeisters. Das sieht hier ganz anders aus. Anstatt eines gemüthlichen Dorfplatzes, mit Linden bepflanzt, haben wir ein ziemlich ärmliches Stadtquartier vor uns; anstatt des behäbigen, saubern Schulhauses ein allerdings größeres, massiv gebautes, aber im Innern arm ausgestattetes Gebäude; anstatt der rothbackigen Bauernkinder viele gar magere Gesichtlein, denen man die Noth aus den Augen liest, und statt der feingekleideten Bürgerkinder

junge Leutchen in entsetzlich geflicktem und vielfach zerlumptem Costüm, manche schlecht gewaschen und noch schlechter gekämmt und viele barfuß; anstatt des gestrengen Ludimagister endlich eine Anzahl von jungen Leuten und größern Knaben, welchen Lehrgewalt über eine Abtheilung von 10 bis 15 Kindern eingeräumt ist, und ein Lehrer oder Geistlicher, der das Ganze überwacht und lenkt.

Wir traten zunächst in eine hohe und lange Halle, von Säulen gestützt, in welcher uns ein Weltgeistlicher sehr freundlich empfing und uns den Schulbrüdern vorstellte, die hier etwa 200 Knaben unterrichteten. So schätzte ich die Zahl; genaue Daten kann man in diesen Armenschulen nie erhalten, weil der Schulbesuch ein sehr unregelmäßiger ist und bald von Elend und Noth der Eltern, bald von deren Trunksucht, bald von Wohnungsveränderung behindert und unterbrochen wird. Den Wänden entlang liefen mehrere Reihen Schulbänke, durch Quergänge unterbrochen, so daß im Grunde ebensoviele Schulen gebildet wurden, hier etwa zehn. Die Mitte der Halle war frei und diente sowohl zur Inspection wie zu Ehrenstrafen. Ein ungeheures Gesumse ertönte uns aus diesem pädagogischen Bienenstock entgegen. Während mein Begleiter mit dem Priester sprach, versuchte ich, das Gesumse etwas philologisch zu analysiren und brachte bald heraus, daß es kein Unisono war, sondern daß eine Abtheilung am Buchstabiren, eine am Lesen, eine am Zählen, eine am Multipliciren, eine am Schreiben war — und im Hintergrund deutete eine Karte auf Geographie hin, wiewohl von dort her nichts mehr unterschieden werden konnte. Während wir die Halle nun inspicirten, erhoben sich die einzelnen Abtheilungen nacheinander, die andern fuhren unterdessen ruhig in ihrer Arbeit fort. Zuletzt wurden alle zum Singen commandirt und vollführten einen musikalischen Lärm, der mein Trommelfell entsetzlich zerarbeitete, ohne indes eine Idee — ein verbum mentis — zum Durchbruch zu bringen.

Die Verschiedenheit und große Anzahl der Abtheilungen, das daraus entspringende Getöse und Durcheinander machten auf mich einen ungünstigen, verwirrenden Eindruck. Das System, kleinere Knaben durch ältere unterrichten zu lassen, behagt mir schon gar nicht, da der Unterricht zum reinen Mechanismus wird und die Erziehung beim Mangel an Autorität und Befähigung völlig wegfällt. Stillschweigen und Ruhe sind in einer solchen marktähnlichen Halle unmöglich zu handhaben, und doch sind sie die Grundlage eines gediegenen Unterrichts. Die Kinder sahen durchweg arm aus, viele sehr arm und unreinlich zugleich. Es wäre nun nichts leichter, als hier eine aufgeklärte Bemerkung zu machen, z. B.: Wie danke ich dir, o Gott, daß ich nicht bin wie diese Katholiken! oder: Welchen Dank schulden wir dem Staat, der uns erzog! oder: So geht es, wenn die Kirche die Erziehung in die Hand nimmt! Aber die Wahrheit an der Sache ist, daß

es so geht, wenn die Kirche nach vollständiger Beraubung und langer Verfolgung von vorne anfangen muß, wenn sie betteln gehen muß, um Schulen zu gründen und nicht nur die Kinder in die Schule zu bringen, sondern auch die Eltern selbst den Fallstricken der Sünde, des Irr- und Unglaubens zu entwinden. Respect vor den Priestern, welche, nachdem sie jahrelang höhere Studien getrieben, hinabsteigen in die Regionen dieser Claver-Arbeit und die schönsten Jahre ihrer Manneskraft dazu verwenden, eine verwahrloste Arbeitergeneration dem Elend und der Roheit zu entreißen! Das ist also der vielverschrieene Ehrgeiz der Priester! Da gehen sie und betteln das Geld zu einer solchen Schule! Was haben sie davon? Die Mühen und Sorgen des Baues und der Ausrüstung. Und dann? Dann fängt die Arbeit erst recht an: Man muß die Kinder zusammenbringen, d. h. man muß den Eltern ins Haus gehen und ihnen Standreden halten und alle Motive im Himmel und auf Erden vorlegen, um diese oft in Trunksucht halb verthierten Leute zu bewegen, ihre Kinder wenigstens in die Schule zu schicken, und das ist mit einem Mal nicht gethan — man muß diese Besuche bis zum Ueberdrusse wiederholen, weil sie es immer und immer wieder unterlassen und vergessen. Und sind die Kinder endlich beisammen, so bieten sie einen Anblick, bei welchem einem modischen Bildungsritter wohl der Muth vergehen und übel werden möchte. Da läßt sich mit Gesetzesparagraphen und Lamentationen nichts ausrichten — da heißt es Hand anlegen und die Leute mit Mahnung und Almosen aus dem Schlamm herausreißen; da heißt es helfen und vom hohen Roß heruntersteigen und selbst, persönlich, den Unterricht organisiren. In manchen Fällen sind da allerdings Schulbrüder und Nonnen, die den größern Theil übernehmen; aber in vielen ist der Priester darauf angewiesen, sich selbst Lehrer oder Lehrerinnen zu verschaffen, sie heranzuziehen, sie zu controliren, selbst mitzuhelfen und allen Verdruß und Kummer zu verschlucken, der mit einem solchen Geschäft verbunden ist. Und dann? Wenn die Schule unter tausend Sorgen endlich zu stande gekommen, dann brauchen sie kaum selbst zu sagen: Servi inutiles sumus — es wird ihnen laut genug zugeschrieen von Leuten, denen ihr Fleiß nichts weniger als gefällt und die allen Katholicismus oder gar alles positive Christenthum zum Kuckuck wünschen.

Aus der großen Halle kamen wir in ein kleineres Local, in welchem etwa 40 ganz kleine Weltbürger, zum großen Theil der toga virilis noch entbehrend, aus einem großen A-B-C-Buch buchstabirten, und zwar alle zugleich, während der lehrende Bruder lauschend nach allen Seiten horchte, polizeiwidrige Consonanten und Vocale sofort abfaßte und ihren Urhebern den halbschlummernden Verstand zurechtsetzte. Ich bemerkte hierbei, daß das scharf gesprochene s und das th ein viel ärgeres Gesumse verursachen als eine deutsche Buchstabirübung. In andern Sälen wurden kleine Mädchen

im Buchstabiren, größere im Lesen, Schreiben und in der Handarbeit von Nonnen unterrichtet. Was mich am meisten interessirte, war eine aus lauter kleinen Tuchabfällen zusammengenähte Steppdecke, welche mir die Lehrerin als Product ihrer Schule zeigte. Die kleinen Dinger hatten Fetzen und Lappen von allen Farben und Dimensionen zu größern Stücken zusammengenäht, recht gut, gerade und zierlich — und wie ich hoffe, auch solid —, und die Lehrerin hatte dann die einzelnen Beiträge zu einem Ganzen verbunden, gerade so wie Moses den Pentateuch — nach der Fragmentenhypothese — verfaßt haben soll. Jedenfalls ist übrigens so eine Decke nützlicher als die ganze Fragmentenhypothese, besonders wenn es kalt ist; und ich habe nachher in armen Arbeiterwohnungen Gelegenheit gehabt, zu sehen, wie diese Kunst, aus alten Fetzen ein wärmendes Ganze zu schaffen, eine vielverbreitete praktische Anwendung findet.

Die katholische Kathedrale. Um von der St. Andreas-Schule zu der neuen katholischen Kathedrale zu gelangen, müssen wir über den Salzmarkt, an dem großen Stadtgefängniß vorbei, auf die schönen Wiesen, die sich wohl eine Meile weit den Fluß entlang nach Bridgeton hin erstrecken. Aber die Schotten halten's in diesem Punkt eben wie ihre englischen Herren und Nachbarn, sie wollen doch etwas frische Luft und Grün haben, damit nicht das Geschäft selbst vor lauter Geschäft, Kohle und Dampf zu Grunde gehe. So haben sie denn hier, wie an manchen andern Punkten, ein Stück Natur stehen lassen, was ehedem vor der Stadt lag, jetzt aber so ziemlich von allen Seiten mit Stückchen der Stadt umgeben ist. Da kann man also spazieren gehen und, so einer Zeit hat, sich die Seeschlacht von Trafalgar noch einmal überdenken oder den Heldencultus im allgemeinen an dem wackern Seehelden Nelson studiren, der da 43 m hoch auf einem Obelisken steht und den Clydefluß hinunterschaut. Von dem Denkmal herab hat übrigens nicht bloß der große Admiral, sondern jedermann, der sich neben ihn stellt, eine recht lohnende Aussicht den Fluß hinab mit seinen zahlreichen Brücken und seiner stattlichen Einfassung von privaten und öffentlichen Gebäuden. Da hinab ging's nun mit uns, an mehreren Brücken und einem Hospital vorbei, zur katholischen Kathedrale, die ich noch am selben Tage mit der protestantischen sehen wollte. Glasgow war nämlich seit 1829 der Sitz eines der drei Apostolischen Vicare, welche als Bischöfe i. p. i. die kirchlichen Angelegenheiten Schottlands leiteten, bis Papst Leo XIII. im Jahre 1878 die schottische Hierarchie wiederherstellte[1]. Die Kirche ist gut gelegen, faßt ein paar Tausend Mann, ist in einfachem, schönem gotischen Stile gebaut, und ich wäre ohne Zweifel durch ihren Anblick sehr erfreut und

[1] Der Apostolische Vicar Charles Eyre, bis dahin Erzbischof von Anazarbe i. p. i., wurde alsdann zum Erzbischof von Glasgow ernannt.

befriedigt worden, wenn ich nicht die alte Kathedrale mit ihren ungeheuern Dimensionen und ihrem glänzenden Schmucke noch so lebhaft vor Augen gehabt hätte; so kamen mir eben die Säulen viel kürzer, die Bogen enger und die ganze Kirche etwas klein vor. Das Alte Testament fehlte; das kunstreiche München hat weder einen König noch einen Richter aus Israel dorthin geschickt. Aber um so besser war das Neue Testament vertreten — die Kraft der christlichen Charitas, die nicht aus Ueberfluß, sondern mit viel Schweiß und Opfer diesen Bau hervorgezaubert — die himmlische Gesellschaft der Heiligen, in schönen Statuen den Wänden entlang symbolisirt — die apostolische Succession, durch den Thron des Bischofs dargestellt — und vor allem die höchste That der Liebe unseres Erlösers und ihre stete Fortdauer im heiligsten Sacramente. Ja wohl, auch da kann man sagen: „Die Glorie des zweiten Tempels wird größer sein als die des ersten." Und auch die Signatur des Gottmenschlichen, Kampf und Leiden, fehlte diesem Baue nicht. Ein wahrer Hagel von Steinwürfen und Beleidigungen, von Verleumdung und aller Art Verfolgung erhob sich, als man wenige Jahre vor dem Wiener Congreß diese Kirche zu erbauen begann. Aber man baute eben voran, man litt und handelte — und die verfolgte Kapelle von damals ist nun eine erzbischöfliche Kirche, die ein jeder achtet.

Ihr Gründer war der Priester Andreas Scott, nachmaliger Apostolischer Vicar (von 1828—1846), dem Namen wie der Abstammung nach, in Sprache und Charakter ein echter, urkräftiger und unbeugsamer Schotte. Arm wie eine Kirchenmaus kam er um 1805 auf diese Mission, wo vor ihm ein einziger Priester im geheimen für die wenigen Katholiken thätig war. Er erfaßte rasch seine Stellung und entsprach ihr mit der Vollkraft seiner Seele. Eben damals begann die Industrie Glasgows einen ungeahnten Aufschwung zu nehmen und zog ganze Scharen von Irländern an die Ufer des Clyde. Scott trat beherzt aus dem Schatten seines versteckten Apostolats hervor. Er sammelte die neuen Ansiedler um den Kern der alten kleinen Gemeinde und schuf durch seine unermüdliche Thätigkeit in kurzer Zeit eine ganz ansehnliche Missionspfarrei. Vollständig allein, ohne Gehilfen, ohne auch nur zeitweilige Assistenz eines andern Priesters brachte er in ein paar Jahren die Zahl der Ostercommunionen von 450 auf 3000, hielt den dieser Zahl entsprechenden Communion- und Religionsunterricht, predigte, spendete die Sacramente und durchirrte Tag für Tag die große, immer wachsende Stadt nach allen Richtungen, um überall, auch in den verlassensten Schlupfwinkeln und in den unheimlichsten Wohnsitzen ansteckender Krankheit, Trost und Hilfe zu bringen, verlassene Kinder der Kirche aufzusuchen, Unwissende zu belehren, Schwankende aufzurichten, Gefährdete zu sichern, das Laster zu bekämpfen und den Kranken und Sterbenden die schwersten und entscheidendsten Augenblicke zu Augenblicken des Heiles und der Gnade zu

machen — und das alles unter dem Gespötte der erbittertsten Gegner, unter tausend Hindernissen und Schwierigkeiten, welche ihm den Weg durchkreuzten, unter steter persönlicher Verfolgung, welche ihn mehr als einmal zwang, bei seinen apostolischen Arbeiten den Schutz zuverlässiger Freunde in Anspruch zu nehmen. Obwohl von allen Mitteln entblößt, faßte er gleich den Plan, an der Stelle der bisherigen Kapelle, die mehr einer Scheune als einem Bethause glich, eine ordentliche Kirche zu bauen, und zwar nicht links oder rechts vor der Stadt draußen, sondern in der Stadt drinnen, wo die Katholiken mitten unter den unduldsamsten Puritanern wohnten. Es war ein kritisches Unternehmen — nur Feinde und Hindernisse. Auch die wohlmeinendsten Freunde riethen ab und nannten den Plan eine unüberlegte Ueberstürzung. Die Kriege Napoleons hatten damals dem Handel einen furchtbaren Stoß versetzt, die Geschäfte stockten, die Arbeitslöhne waren tief herabgesunken, die Preise der Lebensmittel zu unerhörter Höhe gestiegen. Unter dem Hohngelächter der Protestanten schauten die Katholiken halb verzweifelt auf die kaum aus dem Boden ragenden Mauern und waren nahe daran, sie dem Ruin zu überlassen. Aber Scott hatte nicht auf den Welthandel Britanniens und nicht auf irdisches Kapital speculirt; sein Bankhaus war die Vorsehung und sein Kapital die Verheißung Christi. Und er hatte sich nicht getäuscht. Während das größte aller damaligen Werke, das französische Kaiserreich, in Schutt und Trümmer sank, wuchs der Bau durch die mühsam gesammelten Almosen unter steten Leiden und Entbehrungen empor zu seiner vollen Höhe — und ehe der erste Napoleon auf St. Helena starb, war die Kirche vollendet und der Katholicismus in der großen Fabrikstadt eine Macht, gegen die sich nicht mehr aufkommen ließ.

Um dies Werk eines katholischen Priesters richtig zu beurtheilen, muß man sich vergegenwärtigen, daß sich der Presbyterianismus damals noch nicht in so viele Prophetenzelte gespalten hatte, wie sie jetzt durch die auffallend vielen verschiedenen Kirchen der Stadt dargestellt werden; und wenn die Secten auch heute noch ihre Uneinigkeit zu vergessen wissen, um gegen den Katholicismus Front zu machen, so war das damals in noch viel stärkerem Grade der Fall, als das protestantische Princip noch mit festen, scharfen Kanten, durch keinen Indifferentismus und Latitudinarismus abgeschliffen, grimmig wie der alte Knox, bibelfest und bilderstürmerisch in tausend Herzen saß. Wir haben auf dem Continent kaum eine protestantische Secte, die so grimmig sich gegen den Katholicismus aufblies und sträubte wie diese alten schottischen Presbyterianer. Voll von der Idee, das Volk des Neuen Bundes, der ausschließliche Liebling Jehovahs zu sein, und überströmend von Bibelsprüchen und Flüchen gegen alle Kanaaniter und Moabiter, d. h. gegen die Katholiken, konnten sie kaum fassen, wie es

möglich sei, daß der „Mann der Sünde", der leibhaftige Antichrist, in ihrer Mitte wiederum das Haupt erhebe. Und nun gar so offen, vor aller Welt, am Clydefluß, mitten in der Stadt — und in Form einer massiven schönen Kirche, die sich auch neben dem alten Dome sehen lassen durfte! Es kann nicht befremden, daß das dem „Auserwählten Jehovahs" zu arg war und er zu schimpfen begann wie ein Rosselenker. Scott wurde namentlich als ein unersättlicher Blutsauger dargestellt, der es sich auf Kosten der armen Arbeiter bequem zu machen suche. Aber die Kirche stand, und den Schotten stand auch ein Schotte gegenüber, der sich zwar für sein Apostolat alle Mühe, aber für seine Kirche nicht eine gemeine Verhöhnung gefallen ließ. Scott belangte den hervorragendsten seiner Gegner wegen Verleumdung, und eine protestantische Jury, aus zwölf puritanischen Geschworenen bestehend, entschied ungeachtet aller protestantischen Vorurtheile ihrer Erziehung, ungeachtet ihrer eigenen religiösen Antipathien, ungeachtet aller Agitation, welche sie von allen Seiten zu beeinflussen versuchte — nach voller Gerechtigkeit — zu Gunsten des verleumdeten katholischen Priesters.

Inzwischen ruhte er nicht auf seinen Lorbeeren aus: er gründete die ersten katholischen Schulen, „Gorbal Schools" genannt, die sich im Verlaufe der Zeit zu einem ganzen System erweiterten; er machte bald die Gründung neuer Gemeinden nothwendig; er wahrte die kirchliche Autorität gegen einen Katholikenverein, der mehr irische Nationalität als katholische Interessen verfocht und den Geistlichen viel zu schaffen machte; zum Bischof i. p. i. erhoben, stiftete er eine ganze Reihe von Gemeinden im westlichen Hochland, und würdig eines Apostels, hatte er auf dem Todbett seinen Nachfolger nur darum um Verzeihung zu bitten, „daß er ihm so viel zu thun hinterlasse". Ein ruhig schöner Tod krönte das Leben des vielverdienten 74jährigen Greises, den Westschottland mit Recht seinen Apostel nennt und der die zweite Reihe der Bischöfe von Glasgow würdig eröffnet. Der Hirtenstab ging an seinen vieljährigen Freund und Gehilfen Dr. Murdoch über, einen ebenso unermüdlichen Oberhirten und Apostel, der den Westdistrict von Schottland bis zum December 1865 leitete. Ihm folgte John Grey und diesem der jetzige Erzbischof, Dr. Eyre, der einer englischen Adelsfamilie angehört und im Jahre 1869 (31. Januar) von Cardinal Reisach in Rom zum Erzbischof consecrirt wurde.

Ein Besuch im Arbeiterviertel. Mit großem Interesse nahm ich an einem der nächsten Tage die freundliche Einladung eines Paters an, ihn auf einer seiner Pfarrvisiten in einem der vielen Arbeiterviertel zu begleiten. Ich hatte da allerdings keine Aussicht, Glänzendes und Rares und Merkwürdiges zu sehen; allein nach dem glänzenden Anblick von Kirchen und öffentlichen Bauten, Plätzen und Parks, vornehmen Wohnungen und interessanten Sammlungen hatte es für mich einen besondern Reiz, einmal

hinter die Coulissen zu schauen und das Leben derer anzusehen, ohne deren saure Arbeit die schöne und reiche Stadt bald arm und öde werden müßte. Da die Arbeiter sich aber um die Fabriken herum ansiedeln, die Fabrikherren zum Theil selbst kleinere Häuser und große kasernenartige Wohnungen für ihre Hörigen bauen, so hat ein Arbeiterquartier ungefähr dasselbe Aussehen wie eine kleine englische Fabrikstadt, nur daß die Wohnhäuser um des theuern Platzes willen zu großem Theil hoch, fünf- und sechsstöckig, emporschießen, was der Sonne ihre Aufgabe nicht erleichtert, zumal sie gar oft noch mit schwerem Nebel, launischen Regenwolken und Kohlendampf zu kämpfen hat. Zwischen derartigen Häusern und Häuserreihen finden sich dann natürlich Wagenschoppen und Kohlenplätze, Magazine und kleinere Häuser, Läden und Trinkbuden, alles mehr oder weniger vom Kohlendampf geschwärzt. Weil das Wetter gar unbeständig ist und es fast jeden Tag unversehens einen Platzregen gibt, so sind die Straßen meist nicht zu anmuthig; vor Staub hat man sich nicht in acht zu nehmen.

Es kann natürlich nicht meine Absicht sein, hier Fabriken, Arbeitslocale und Wohnungen zu beschreiben, wie sie das moderne Maschinenwesen im Dienste des modernen Luxus geschaffen hat; geographische Lage und Nationalität können da nur geringe Verschiedenheiten bewirken. Der Engländer wird etwas frischer, der Deutsche etwas tiefsinniger, der Franzose etwas leichtsinniger der Maschine nachhelfen — überall macht sich aber in diesen Kreisen mehr als in irgend welchen andern das uralte Strafurtheil fühlbar: „Im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brod essen.“ Wir machten nacheinander etwa 20 bis 30 Besuche, von unterirdischen Kellerlöchern bis hinauf in ganz nette Wohnungen, in welchen weise Sparsamkeit und Ordnung sich ein freundliches Heimwesen geschaffen. Am interessantesten waren mir die großen kasernenartigen Häuser, in denen wohl 40 bis 60 oder mehr Haushaltungen zusammenwohnen, Katholiken und Protestanten im buntesten Gemisch. Mehrere dieser Häuser bilden große Vierecke mit einem unbedeutenden Hofraum in der Mitte, von dem enge Winkeltreppen in die verschiedenen Flügel hinaufführen. In dem kleinen Hausgang, der von der Straße in den Hof führt, können knapp zwei Personen aneinander vorbei, die Treppen sind noch enger und so unreinlich wie möglich — es sind eben öffentliche Fußpfade, welche in die verschiedenen, nur räumlich verbundenen Locale führen, gewöhnlich nur durch eine Luke oder ein Fensterchen nach dem Hofraum hin erhellt und demgemäß in halber Dämmerung. Jede Etage hat natürlich eine Hausflur, die aber so klein ist, daß sie kaum Platz bietet für die Thüren der einzelnen Wohnungen; manchmal findet sich hier auch ein Wasserkrahnen, so daß die Leute wenigstens dieses wichtigen Elementes leicht habhaft werden können. So ging's Trepp auf, Trepp ab. Ich dachte unwillkürlich: Wie, wenn hier Nerven-

fieber oder eine andere Krankheit ausbricht? Wie nahe hat da der Tod von Familie zu Familie! Wie an einem Telegraphendraht schleicht die Ansteckung den Treppen entlang von Schwelle zu Schwelle. Mein Begleiter hatte schon derartige Perioden — freilich nicht gerade die schlimmsten — durchgemacht. „Da muß man", sagte er mir, „Tag und Nacht auf den Beinen sein — mehr als drei Viertel meiner Pfarrangehörigen wohnen in solchen Kasernen; dem einen sick-call (Ruf zum Kranken) folgt ein anderer, und man muß eben schauen, wie man seinen Weg in diesem Wirrwarr von Straßen, Gäßchen, Höfen, finstern Treppen und Wohnungen findet."

Die Katholiken, welche vom Continente kommen, nehmen zuweilen Anstoß daran, wenn sie die Priester in England so fein gekleidet sehen; ein ländlicher Apostel möchte da manchmal die Versuchung haben, in die bekannten Klagen des hl. Hieronymus auszuplatzen. Der Geistliche in England ist eben Gentleman, wird als solcher geachtet und muß als solcher auftreten. Mir verging aber nicht nur der leiseste censurirende Gedanke, sondern ich bekam auch vor meinem feinen, eleganten Begleiter einen ganz wundersamen Respect, als ich bemerkte, wie er, ohne nur ein einziges Mal zu fragen, gradaus auf die Thüren losging, mich mit englischer Hurtigkeit Trepp auf, Trepp ab, über Höfe und kleine Nebengassen, hinab in den Keller und dann wieder in den sechsten Stock hinauf führte, unter zwanzig Wohnungen gleich bei der rechten anklopfte, die Leute, Mann, Frau und Kind, gleich beim Namen nannte und meist mit Jubel empfangen wurde, wie er tröstete, sich erkundigte, schalt, Rath gab, Geschichten erzählte, Ermahnungen ertheilte, mich dann wieder ein paar Straßen weiter brachte, bald an dieser, bald an jener Thüre klopfte, auf Straßen und Treppen Bekannte traf, kurz überall so vollkommen zu Hause war, als ob er da geboren wäre und nie andere Verhältnisse gekannt hätte. Wie ich nachher gelegentlich erfuhr, war das ein Mann, dem einst das reichste Kapital zu Gebote stand, um selbst als Eigenthümer von einem schönen Landhaus her eine Fabrik und ein Arbeiterquartier zu regieren. Als ich ihm meine sanitätspolizeilichen Gedanken äußerte, entwickelte er mir die gegenwärtige moralische Unmöglichkeit, dieses System des Zusammenwohnens sofort zu ändern, es sei in dieser Beziehung schon vieles zum Bessern geschehen, auch seien die Uebelstände in Bezug auf die Gesundheit nicht das Schlimmste, da die Katholiken wenigstens ihr möglichstes thäten, um bei ansteckenden Krankheiten ihr Seelenheil in Sicherheit zu bringen; was schlimmer sei, das sei der Vorschub, den die Zusammenschachtelung so vieler Familien der Sünde gewähre: die schleiche, schlimmer als inficirte Luft und schädliche Sporen, von Thüre zu Thüre und bringe die Leute um den schönsten Trost ihres mühevollen Daseins, um den Schatz der Unschuld und der Gnade

Von den Wohnungen sind, wie man sich leicht denken kann, die unterirdischen (underground) die schlimmsten. Da ist nicht viel zu beschreiben. Ein düsterer Raum mit feuchtkaltem Boden und Wänden, ein Bündel Stroh in einer Ecke mit einer zerlumpten Decke drauf, Ruinen von einem Stuhl oder Tisch — kurz, das nackte Elend. Die elendesten dieser Schlupfwinkel wurden mir von meinem Führer vorenthalten; erst auf dem Heimweg sagte er mir, ich hätte das Schlimmste nicht gesehen. Die Wohnungen zu ebener Erde sind meist etwas besser, doch zum Theil, besonders in engern Gassen, noch dunkel und armselig genug, und ich pries den Hirten-, Jäger-, Bauern- und sämtliche Stände überglücklich, die den „Herrn der Schöpfung" nicht in solche Gehäuse einsperren. Indessen war da doch eine häusliche Einrichtung, Tische, Stühle, Schränke, Betten und der obligate Kamin. Die besten Wohnungen waren im zweiten und dritten Stock, höher hinauf wurde es zwar etwas heller und luftiger, aber auch zusehends dürftiger; das Elend war sichtbarer und wohl auch fühlbarer. Auch in den besten Wohnungen war der Raum beschränkt und jedes Plätzchen über die Maßen benutzt. Ecken, welche aus der sparsamen Abgrenzung der gemeinsamen Hausflur sich ergaben, waren zu Bettalkoven verwendet, eine Einrichtung, die hier ziemlich beliebt zu sein scheint und, gute Vorhänge vorausgesetzt, ganz dienlich sein mag, dem Schlafzimmer das Aussehen eines Wohnzimmers zu geben. Wenn aber von der lange nicht mehr frisch bemalten Holzeinfassung abgeschossene und zerlumpte Tuchfetzen herablungern, die höchstens vor 10 oder 15 Jahren einmal Vorhänge gewesen sind, so ist es mit der Eleganz nicht mehr weit her; dabei dürfte diese Einrichtung unmöglich zur Förderung der Gesundheit beitragen, weil jene Winkel gar nicht gelüftet werden können, und was die Reinlichkeit betrifft, — so kamen mir sowohl zoologische als andere Bedenken. Weit charakteristischer ist in diesen Wohnungen — natürlich nur für den Continentalen — der Kamin, der häusliche Herd, der dem Armen und dem Arbeiter noch mehr als dem Reichen das eigentliche Centrum des Familienlebens ist.

Von Oefen will der Brite nichts wissen; der Herd ist bei arm und reich, hoch und niedrig der Mittelpunkt der Stube und muß so schön sein wie möglich als ihr vorzüglichster Schmuck. Der Reiche rahmt sein Herdfeuer mit gußeisernen Gestellen von hübscher Ornamentik, mit köstlichen Marmorarten und reichen Zieraten ein; selbst die prächtigen Teppiche scheinen nur dem Kamin als Folie zu dienen; auf dem Gesimse prangt die kostbare Uhr und jene Unzahl von Raritäten und Luxussächelchen, an welcher moderne Eleganz sich freut; über der ganzen Kunstausstellung hängt endlich in prachtvollem Rahmen das wundersame Glas, in dem der oder die Glückliche des eigenen theuern Bildes habhaft wird. Selbst über die Stube hinaus dehnt der Feuerherd seinen Einfluß aus und spielt in der Anlage, der

INSTYTUT BIOGRAFII A.M. BIBLIOTEKA

Anordnung und dem Schmuck der häuslichen Architektur seine bedeutsame Rolle. Der Arme kann natürlich seine Penaten nicht mit solchem luxuriösen Glanz umgeben. Aber ich mußte mich doch wundern, wie stark auch bei den niedern Klassen das Bestreben ist, diese Herrlichkeiten nachzuahmen, und wie erfinderisch sie sind, ihren Herd, jeder nach seiner Manier, aufzuputzen. Wie der Rauchfang als decoratives Element des Salons eine unabsehbare Fülle ornamentaler Formen erzeugt, von dem gefälligen Parlour eines schlichten Kaufmanns bis hinauf in die Pracht königlicher Prunkgemächer, so schafft er auch in den niedern Kreisen eine ganze Reihe verschiedener Stubendecorationen, einfach-geschmackvolle, überladen-barocke, antik-spießbürgerliche, flitterhaft-eitle, von jedem Geschmack und Stil, bis er endlich in den ärmern Wohnungen auf seine schmucklose primitive Form zurückkommt und in den ärmsten erlischt.

Nicht wenig amüsirte und freute mich der Prunk, den die etwas besser gestellten irischen Arbeiter auf ihrem Kaminsims entfalteten. Da war oft ein ganzer Kramladen von Sachen und Sächelchen, kleine und große Blumenvasen, bald mit bald ohne künstliche Blumen, unsymmetrisch nebeneinander aufgepflanzt, daneben Krüge, Töpfe, Tassen, Statuetten, Gläser, verschiedene Ständer für Fidibus, Almanache und Briefe, Kerzenstöcke, Engelchen, thönerne Fruchtstückchen, Bücher, kurz alles mögliche im lustigen Durcheinander. Darüber hingen Weihwasserkessel, oft mehrere nebeneinander, Heiligenbilder, kleine Reliquiarien, meist eine ganze Galerie von Holzschnitten, schwarze und bunte Lithographien — ein völliger Hausaltar. Die Einfassung des Kamins selbst ahmte in bunten Kacheln die marmorne Herrlichkeit der Reichen nach, und auch der Teppich war bisweilen durch ein altes dickes Tuch angedeutet. Obwohl im ganzen mehr eine drollige Prachtliebe als guter Geschmack hervortrat, war zuweilen doch unter die Bilder noch etwas Symmetrie gebracht — gerade über dem Gesimse kleinere Bilder aus dem Leben Christi und der Heiligen, darüber der hl. Joseph und der hl. Patrick, ein Herz-Jesu- und ein Herz-Maria-Bild und in der Mitte darüber anstatt des vornehmen Spiegels der Spiegel des Christen, das Crucifix. Das ist denn bei aller Barockheit sonstiger Verzierung unendlich schön und sinnig und hat mich gar sehr gefreut. O wie glücklich wären wir, wenn statt des frostigen Egoismus, wie er sich so tief symbolisch in dem kalten, eiteln und zerbrechlichen Glasspiegel malt, Jesus Christus wieder das Centrum, der Herd unseres Familienlebens würde, wenn mit ihm die Gestalten der lieben Heiligen wieder einzögen und die vergessenen Schutzengel wieder bei uns walteten, in Bild und Erinnerung wie in thatsächlichem, gnadenreichem, segensvollem Einfluß! Auch der Papst fehlte selten in dieser kunstlosen Bildergalerie — er ist eben der Vater, und mögen tausend liberale Zeitungen ihn todtpredigen und das Papstthum mit ihm, er lebt in Millionen

Herzen, und wohl kein Porträt eines Lebenden ist so weit über die Erde verbreitet und so sehr geehrt und so innig geliebt wie das des hohenpriesterlichen Greises, mit der offenen Stirn, dem liebevollen Munde, dem treuen, freundlichen Vaterauge. Es lebe der Papst!

Daß übrigens die Bilder einen Menschen noch nicht fromm machen und ihn auch nicht sittlich umwandeln, das ist eine alte, bekannte Sache. Die Arbeiter leben hier in einer Atmosphäre, in der ihr Glaube und ihre Sittlichkeit von vielen Gefahren bedroht sind. Sanguinische Erregbarkeit, Genußsucht und Streitliebe mischen den schönen Zügen des irischen Volkscharakters Elemente bei, die ihn bald komisch entstellen, bald in trauriger Weise verunstalten. So wenig ich mich dadurch von meiner innigsten Liebe zu diesem Volke abbringen lasse, so thöricht scheint es mir, jene Fehler vertuschen zu wollen, die es wirklich hat. Wenige Völker haben so viel für den katholischen Glauben gethan und gelitten, keines hat so glorreich über eine jahrhundertlange Verfolgung gesiegt, keines wohl dem modernen Indifferentismus zähere Glaubensfestigkeit entgegengesetzt, keines den katholischen Glauben so mächtig in der Neuen Welt eingebürgert, keines hängt wohl mit so kindlicher Hingebung am Papst und am katholischen Priesterthum. Aber — das muß man auch sagen — kaum eines macht wohl der Kirche und ihren Priestern so viel zu schaffen und kaum eines bringt sie der würdevollen polizeilichen Selbstgerechtigkeit des Protestantismus gegenüber durch leichtsinnige Streiche so oft in Verlegenheit, und wo die Söhne Erins, fern der grünen Insel und ihren ererbten Sitten, der Macht widersprechender Einflüsse, dem Hauch moderner Glaubenslosigkeit und der Verdorbenheit großer Städte preisgegeben sind, da kommt eben allerlei vor, was nicht geeignet ist, die Heiligkeit des katholischen Bekenntnisses sichtbar und fühlbar zu empfehlen. Freilich weist schon dieser Umstand darauf hin, daß der Protestantismus just keinen Grund hat, aus diesen Miserien Kapital zu schlagen und pharisäische Steine auf Irland zu werfen. Wägt man vielmehr beiderseits Gutes und Böses in gerechter Wagschale ab, so dürfte für das katholische Erin noch immerhin ein bedeutender Ueberschuß herauskommen, da neben Mißständen mancher Art heldenmüthige Glaubenstreue, opferwillige Liebe, Standhaftigkeit im Leiden, unbestechliche Sittenreinheit, kurz die schönsten christlichen Tugenden in nicht geringerem Maßstab sich finden.

So wechselten auch bei unsern Besuchen schöne, tröstliche Lichtseiten mit düstern Schattenbildern ab, wie sie das Leben mit Glück und Unglück bunt durcheinander würfelt. Ich hätte mir gern die Bilder gleich nacheinander skizzirt und die Unterredungen dazugeschrieben. Aber das folgte alles so rasch aufeinander und so bunt und wunderlich, daß mir die einzelnen Scenen fast ganz in einem undeutlichen Gesamteindruck abhanden kamen. Ich muß

daher bitten, mit andeutungsweisen Notizen vorlieb zu nehmen, wie ich sie rasch in mein Portefeuille geworfen.

Dunkles Loch zu ebener Erde. Zwei alte Leute, Mann und Weib, beide Trinker und deshalb meistens nicht im stande, zur Kirche zu kommen. Sie wollten die Whiskyflasche vor uns verstecken, aber es war zu spät. Donnernde Anrede, dergleichen ich noch nie gehört; flaue Entschuldigungen. Neue Strafpredigt in unbeschreiblichem Stil, eben an Leute gerichtet, die halb verthiert sind und die nur mit dem schwersten Geschütz aus ihrem Jammerzustand aufgerüttelt werden können. Ob es nutzen wird?

Eine ärmliche Stube zu ebener Erde. Da liegt eine arme Arbeiterfrau, Wöchnerin, schwer krank, den lieben langen Tag allein, nur bisweilen von einer mitleidigen Nachbarin besucht. Das Kind ist todt, alles in Unordnung, weil der ganze Haushalt an die arme Frau gewiesen ist. Sie leidet mit himmlischer Geduld, ist ganz selig, den Priester zu sehen, fängt jedes Wort des Trostes begierig auf.

Vier Treppen hoch. Elende Stube, die zugleich als Küche dient. Ein kranker Arbeiter im Bettalkoven leidet große Schmerzen, heißt uns freundlich willkommen. Die Decke aus Lumpen zusammengeflickt, das Bett schlecht, die Luft bei dem Alkoven fast unerträglich. Zwei Kinder mit schönen Gesichtchen, aber halb nackt, spielen am Boden. Der arme Mann schaut wehmüthig nach ihnen; er ist brav, geht öfter zu den Sacramenten. Die Frau ist am Herde beschäftigt, an dessen einer Seite die Küchengeräthe angebracht sind, so daß die eine Wand die Küche, die andere die Stube vorstellt. Der Mann hat so viel erspart, daß er ohne drückende Hungersnoth wieder zu genesen hofft.

Im Erdgeschoß. So dunkel, daß das Auge sich nur langsam accommodirt. Eine junge Frau am Kochen, 19 Jahre alt und nun drei Monate verheiratet. Es geht gut im Ehestand, der Mann ist brav und trinkt nicht. Beide gehen jeden Sonntag zur Kirche. Da mich mein Begleiter als Verbannten vorstellt, macht sie eine Faust, was wohl activen Widerstand bedeutet, und sagt: „Was das für Katholiken sind, die sich ihre Priester fortjagen lassen!“ Ich erwiderte, es seien recht gute Katholiken, aber sie schlügen nicht gleich drein wie die Irländer; man müsse auch etwas für den Glauben leiden. Das wollte ihr nicht recht einleuchten, bis ich's ihr aus Schrift und Tradition bewies.

Zwei Treppen hoch. Die Treppe so schmutzig als möglich, die Hausflur dunkel; aber dann treten wir in die netteste, reinlichste Küche und durch diese in ein armes, aber überaus freundliches Wohnzimmer. Mutter und Großmutter, jene mit einem Mädchen beschäftigt, diese im Haushalte thätig. Beide kommen gleich auf uns zu, knieen nieder und bitten um den Segen. Die Kinder, deren mehrere waren, knieen auch nieder und senken ihre Locken-

köpfchen. Mein Begleiter macht sich den Scherz, mich als seinen Nachfolger vorzustellen und seinen Besuch als Abschiedsbesuch zu erklären. Allgemeines Weinen, in das die Kinder einstimmen, ist die Folge. Dann steigen doch Zweifel auf; die Alte schaut mich fragend an, ob's wahr oder nicht wahr sei. Ich erklärte, es wäre bloß ein Scherz. Wieder allgemeiner Jubel. Der Priester hat eben einen Platz in dieser Familie und nicht den letzten, und soviel ich gewahren kann, ist er und niemand anders der Schutzgeist der Frömmigkeit und Zufriedenheit, Arbeitsamkeit und Häuslichkeit, die sich hier zeigen.

Eine Treppe höher. Ein Arbeiter eben am Essen. Gutes Rindfleisch und Kartoffeln in gehöriger Quantität, dazu ein Glas Bier. Er empfängt uns mit herzlichem Willkommen, läßt sich aber nicht stören, beschreibt mir den Eisenhammer, an dem er arbeitet. Er ist ein braver Katholik, schickt die Kinder fleißig zur Schule, kann aber nicht begreifen, daß man aus Deutschland Priester fortjagen konnte, ohne daß es einen Krawall gegeben.

Einstöckiges Häuschen; ein Kramladen; zwischen den Victualien und Spezereiwaren ein vollkommenes Altärchen mit Bildern und Devotionalien. Ein alter, von der Gicht gelähmter Mann hütet den Laden; die Tochter, ein hurtiges, geschäftiges Wesen, führt Haushalt und Geschäft. Es fiel mir wahrhaft Oedipus ein — aber christliche Opferwilligkeit ist doch etwas anderes als die bloß natürliche Liebe zu den Eltern.

Im dritten Stock. Ein paar Weiber hatten uns vom Fenster her gesehen und riefen uns einen guten Morgen zu. Wir stiegen hinauf. Ihrer vier oder fünf aus andern Wohnungen desselben Hauses waren beisammen. Sie machten Säcke aus schwerem Packtuch. Fünf oder sechs Kinder spielten zwischen den Tuchbündeln und Säcken am Boden herum, eins lag in einer kleinen Wiege. War das ein Geschnatter! Et ab hoc et ab hac et ab illa! Kirchen- wie Schulbesuch in Ordnung. Von den Männern waren zwei etwas dem Trunk geneigt, haben aber den Pledge genommen (ein zeitweiliges Versprechen der Mäßigkeit abgelegt) und sich etwas gebessert. Die Physiognomien der Frauen wie der Kinder waren schön und edel — eine Modistin könnte perfecte Damen und moderne Zier-Engelchen daraus machen, ohne daß ein neuer Schöpfungsact oder eine säculare Evolution nöthig wäre. Gott sei Dank, daß sie das Geld nicht dazu haben! Sie werden mit ihrer harten Arbeit und Entbehrung leichter in den Himmel kommen.

Anderes Zimmer auf derselben Flur. Eine Convertitin, natürlich Schottin, im ersten Feuereifer, ganz glücklich und begierig nach jedem Worte der Belehrung. Während wir am Reden sind, schleicht ihre Mutter herein, eine alte grimmige Puritanerin — ohne uns zu grüßen; keifend, scheltend, will sie den Enkel haben, den die Mutter auf den Armen trägt; der soll

vor den Papisten gerettet werden. Es setzt eine kleine Scene ab. Die Frau hält sich mit Mühe in christlicher Geduld. Endlich verzieht sich die Alte wie ein verbrausendes Gewitter. Harter Kampf zwischen Kindesliebe und Gottesliebe. Doch hat die Gnade da ihre wunderbaren Wege so gut wie in den höchsten Regionen des Lebens.

Im zweiten Stock eines andern Hauses. Ein armes Gretchen (hier „Mag" genannt) mit verweinten Augen wiegt ein Baby (kleines Kind). Kaum 19 Jahre alt, Mutter und so gut wie Wittwe. Denn ihr treuloser Gatte hat sie kurz nach der Geburt des Kindes im Stich gelassen, und weiß Gott, wo er jetzt ist, in England oder Irland, Amerika oder Australien. Es war die alte Geschichte. Der Mensch war ein Tausendkünstler von Geschicklichkeit, hatte guten Lohn, war ein schöner Bursch dabei, und das arme Ding warf sich ihm an den Hals, bevor es recht wußte, was es that. Die alte Mutter, die jetzt im Elend hilft, hatte hundertmal gewarnt — umsonst. Der Priester hatte ebenfalls sein Mahnwort eingelegt — umsonst. Man konnte nicht schnell genug heiraten. Der Priester mußte nachgeben, weil der Bursch sonst nach schottischer Manier zu heiraten drohte, d. h. vor zwei Zeugen: „Ich bin dein und du bist mein, basta!" Und dann bekam „Mag" herrliche Kleider und sah aus wie eine Dame, und schwamm in Lieb' und Seligkeit; und nun, ein Jahr später, ist der Kerl auf und davon. Die ganze Geschichte wurde in meiner Gegenwart recapitulirt. Es war zum Erbarmen, wie die arme „Mag" weinte und den Priester um Verzeihung bat für ihren Ungehorsam. Die Großmutter vergaß gänzlich ihren frühern Groll und weinte mit. Das Ende vom Lied ist freilich schöner als im Faust; der Lumpenkerl wird nicht heilig gesprochen, sondern verabscheut, wie er's verdient, und das arme Gretchen thut wahre und harte Buße, indem es jetzt selbst in die Fabrik geht, um das arme Würmlein, die Frucht dieser unglücklichen Ehe, zu ernähren.

Im zweiten Stock eines andern Hauses. Geräumige Stube. Eine ganze Arbeiterfamilie beisammen am Imbiß, in ihrer Mitte ein ganz schwarz und geistlich gekleideter junger Herr, ein Seminarist, ein Sohn dieser Familie. Was war das für eine Freude für diese guten Leute, mit all ihren sauern Mühen und Entbehrungen der Kirche einen Priester zu schenken! Er wird alle ihre Sorgen und Nöthen, Wünsche und Gebete an den Altar nehmen; sie fühlen sich solidarisch mit ihm verknüpft, sie haben Antheil am Höchsten, was es auf Erden gibt, am Geheimniß des Herrn. Er wird predigen, er wird Seelen retten, er wird Schulen errichten, er wird das Gute, das ihm Eltern und Geschwister gethan, mit tausendfältigen Zinsen an eine ganze Generation armer Arbeiter zurückbringen. Die gläubige Auffassung, die Freude konnte nicht schöner sein. Der junge Mann schämte sich seiner Abkunft nicht im mindesten — er war ganz zu Hause bei den Seinen und

nahm an dem rußigen Zwilchkittel seines Vaters und seines Bruders und an der armen Toilette der Mutter nicht den mindesten Anstoß. Er ist in den Ferien, und obwohl er's nicht so gut hat wie im Seminar, studirt er fleißig und sucht seine Erholung im häuslichen Kreis und bei frommen Missionären der Stadt. Mir ging das Herz auf bei diesen Leuten. Der Priester, der aus diesen Kreisen aufsteigt oder durch Wunder von Aufopferung in diesen Kreisen sich heimisch macht, scheint mir der einzige, der wirklich mit Erfolg an der Lösung der socialen Frage arbeiten kann. Andere mögen viel Schönes, Gutes, Statistisches und Ethisches darüber sagen, schließlich handelt es sich darum, die Arbeiterwelt mit dem Altar, mit Christus in Lebensverbindung zu bringen — und siehe, in diesem Seminaristen ist das ja verwirklicht. Einen schönern Ausgleich der Stände gibt's wohl nicht. Solange die höhern Stände den Priester ehren, solange vornehme, reiche Leute es für ganz standesgemäß halten, daß der Sohn Priester werde, und in die Erziehung selbst keinen Hemmschuh priesterlichen Berufes legen: haben wir die schönste, dauerhafteste Brücke zwischen Reichthum und Armut, hoch und niedrig. Denn dieselbe ist ja geschlagen auf den Pfeilern der heiligen Sacramente und der christlichen Pflichtenlehre und hat zum Fundament den Apostolat der Charitas, die Weihe und Wirksamkeit der katholischen Priester.

So ging es denn weiter von Thür zu Thür. Bilder schweren Leidens, harter Mühsale, lichten Gottvertrauens, freudigen Glaubens, schmählicher Nachlässigkeit, wüster Leidenschaft, stillen, häuslichen Glückes, elender Verkommenheit im Trunk, mühsamer und opferreicher Bekehrung zogen nacheinander an meinem Aug' und an meiner Seele vorüber. Ich meinte jedes der Bilder fixirt zu haben; aber die folgenden verwischten es wieder. Ich erkundigte mich nach allen möglichen Einzelheiten, nach dem Preis der Lebensmittel, dem Taglohn, der Zahl der Arbeitsstunden u. s. w. Da ich aber nicht, wie ein Londoner Spießbürger, mit offenem Notizbuch herumlaufen mochte, so gingen mir die Zahlen richtig durcheinander. So viel ist mir indes erinnerlich: die Arbeitslöhne sind durchschnittlich so, daß die Arbeiter bei einigem Fleiß und einiger Sparsamkeit gut bestehen und für schwere Tage der Heimsuchung sich auch ein Scherflein hinterlegen können. Wo der Trunksucht ein Riegel vorgeschoben, da befinden sich die Leute gar nicht so übel; Kleidung, Wohnung, Hausrath sind dann anständig, und die Arbeiter haben keine Schwierigkeit, für Gottesdienst und Schulbesuch die kleinen Opfer zu bringen, an welche die arme Kirche in diesem Missionsland gewiesen ist. Was die reichen Arbeitgeber betrifft — sie sind alle Protestanten —, so hörte ich, daß sie sich zwar nicht gern für Einzelfälle von Armut oder Elend belästigen lassen, daß aber manche die Thätigkeit des Priesters nicht ungern sehen, ja sie durch ziemlich bedeutende Almosen

(20—40 Pfd. Sterl. per Jahr, 400—800 Mark) begünstigen. So wird der Priester auch in materieller Weise Mittelsperson zwischen den arbeitenden und arbeitgebenden Klassen, und diese schöne Vermittlung würde unzweifelhaft im segensreichsten Maße sich erweitern, wenn nicht der Eifer mancher Prediger dagegen ankämpfte.

Das Verhältniß der Irländer zum Priester ist im ganzen so schön und richtig wie möglich. Sie begegnen ihm mit größter Ehrfurcht, lieben ihn wie einen Vater und legen ihm all ihre Angelegenheiten und Kümmernisse mit der Zutraulichkeit eines Kindes dar. Ist das Gewissen nicht ganz in Ordnung, so können sie es kaum verhehlen; sie gestehen die Schuld ehrlich ein und nehmen die Zurechtweisung willig entgegen. Der Stil ihrer Unterhaltung kam mir ziemlich derb und kräftig vor, ihre Sprache hat natürlich verschiedene Dialektfärbung, je nachdem sie erst kürzlich eingewandert oder schon länger Insassen, also Scoto-Iren sind. Auch in den letztern tritt übrigens durchschnittlich das irische Element, wie mir scheint, in allem so stark hervor, daß es schwer ist, genaue Differenzen anzugeben.

Am Abend machte ich die Bekanntschaft eines englischen Benediktiners, der mehr als 20 Jahre in Australien gelebt hatte und eben von einer Excursion ins Hochland zurückkam. Es war ein lieber, alter Herr, ein echter Engländer und dabei so freigebig wie möglich in Beantwortung aller meiner neugierigen Fragen. Er war anfangs in Adelaide, dann in Tasmanien als Seelsorger bei den Deportirten angestellt — in Zeiten, wo die Cultur sowohl wie der katholische Apostolat in Australien noch in den Anfängen war. Seitdem indes Hungersnoth und Elend in Irland Tausende von rüstigen Armen nach jenem Continent geführt, hat die Entwicklung einen unglaublich raschen Fortgang genommen. Der Pater wurde selbst Katechist bei mehreren Tausend irischen Weibern, die man damals, um ihrem Elend zu steuern, einfach auf Schiffe packte und nach Australien rettete. Die Irländer wollten damals von Mischehen mit Engländern, namentlich Protestanten, selten etwas wissen. Seitdem aber das Elend sie hinaus in alle Winde trieb, hat sich diese Abneigung gemindert, doch nicht so, daß der „Irishman" nicht auch auf dem Australcontinent sich als den eifrigsten Stammhalter und Verbreiter der katholischen Religion bewährte.

Protestantische Kirchen. Sowohl im Westend, dem vornehmsten Theile der Stadt, als auch in den ganz dem Geschäftsleben gewidmeten Vierteln überrascht die Menge der Kirchen, die zum größern Theile Neubauten sind und in denen bei den hiesigen Baupreisen ein ganz gewaltiges Kapital stecken muß. Wären die Kirchen katholisch, so würde solches Kapital natürlich, als der „todten Hand" gehörig, nicht genug betrauert werden können; aber sie sind protestantisch, werden folglich nur Sonntags auf ein paar Stündchen geöffnet und benutzt, also liegt das Kapital in „lebendiger

Hand", und niemand nimmt Anstoß daran. Thun wir es also auch nicht. Diese Vielheit der Kirchen hat übrigens einen doppelten Grund, von denen der eine mich freut, der andere nicht. Der erstere liegt darin, daß in einem großen Theile der Bevölkerung wirklich noch religiöser Ernst oder wenigstens ein tiefes Bedürfniß nach Religion wurzelt. Möglich, daß bei vielen der Sonntagsgottesdienst nur Modesache ist; aber so viele und so schöne Kirchen würden nicht gebaut, so viel Geld in Legaten, Beiträgen und Subscriptionen würde nicht für religiöse Zwecke fließen, wenn die Leute an David Strauß und nicht an Christus glaubten, oder wenn ihr ewiges Leben auf den rosigen Morgenwolken Tyndalls[1] herumtanzte. So viele spitze Thürme da noch gen Himmel ragen — und es sind ihrer wahrlich nicht wenige —, so viele Magnetnadeln weisen noch aus dem Alltagsleben und der Materie heraus, zeugen für die Nothwendigkeit des Gebetes und für das sehnende Verlangen der Menschenseele nach Gott. Der andere Grund ist allerdings weniger tröstlich — es ist die Zerfahrenheit des Sectenwesens, das zwar den Protestantismus täglich mehr zerbröckelt und auflöst, aber nur wenige der wahren Kirche zuführt, viele dagegen dem Unglauben in die Arme treibt.

Schon 1642 jammerte der Prediger Jakob Rew in seinem „Pockmanty Sermon", anknüpfend an Jeremias 30, 17, folgendermaßen:

„Ich brauch' mich nicht damit abzumühen, euch zu zeigen, was mit ‚Zion' gemeint ist; ihr wißt das alle wohl genug, es ist die arme Kirk von Schottland. Denn die Kirk von Schottland ist wund an ihrem Haupt, in ihrem Herzen, in ihren Händen und Füßen. Erstlich an ihrem Haupt, der Regierung; zweitens in ihrer Hand, der Disciplin; drittens in ihrem Herzen, d. i. in ihrer Lehre; viertens in ihren Füßen, d. i. dem Gottesdienst.

„Erstlich ist die Kirk von Schottland wund an ihrem Haupt; denn sie hat solch einen Schlag an ihr Haupt bekommen, daß ihr das ganze Gehirn schwappelt und alle ihre Sinne, d. h. der Sinn des Gesichts; denn die Kirk von Schottland würde so gut sehen als irgend eine christliche Kirk in der weiten Welt; aber jetzt kann sie nicht unterscheiden zwischen weiß und schwarz; denn es ist nur Dunst um sie her, und sie kann nicht unterscheiden zwischen diesem und der wahren Religion.

„Zweitens ist sie wund in ihrem Gehör. Die Kirk von Schottland mochte einst hören und unterscheiden; aber seit ihre Organe verdorben sind, ist sie so taub geworden wie ein Thürnagel.

[1] Der berühmte Physiker tröstete sich am Schluß seiner „Belfast"-Rede über den Weltuntergang mit der Vorstellung, als „rosiges Morgenwölklein" im ungeheuern Raum einer neuen Weltentwicklung entgegenzuschweben. Ein schöner Ersatz für die Unsterblichkeit der Seele!

„Drittens, die Kirk von Schottland möchte gerochen haben so gut als eine Kirk in der Welt . . .; aber jetzt mag man ihr den stinkigsten Dunst vorhalten, und er wird ihr so süß duften wie ein Apfel. . . .

„Die Kirk von Schottland war ein gutmüthig trabender Gaul, aber sie trottete so stark, daß niemand sie reiten konnte als die Bischöfe. Als die ihr auf den Rücken gerathen waren, zügelten sie sie und dressirten sie, und als sie ein gut friedlich Thier geworden, da ritten sie fröhlich auf ihr. . . . Ja, sie machten nicht bloß ein Pferd, sondern einen Esel aus der Kirk von Schottland."

So seufzte die „Kirk" schon ein Jahrhundert nachdem sie „Roms Fesseln gesprengt" hatte, und bald darauf gingen ihr nicht nur die fünf Sinne, sondern auch Haupt, Hand, Herz, Füße völlig auseinander. Es gab nun Episkopale, Presbyterianer, Covenanter, Independenten, Croß-Covenanter, Anti-Covenanter, Puritaner, Barbaterier, Rundköpfe, Old-Horns, New-Horns, Croß-Petitioners, Brownisten, Separatisten, Malignanten, Sectarier, Royalisten, Quäker und Anabaptisten.

Die ältern Gotteshäuser gehören natürlich der presbyterianischen Staatskirche, den wahren Erben John Knoxens, den alten Stammbürgern der Stadt, deren Väter einst wüthend gegen alle und jede königliche Suprematie sich wehrten, zeitweilig sich der Episkopalverfassung fügen mußten, unter Wilhelm dem Oranier aber eine von der Hochkirche unabhängige Nationalkirchenverfassung erhielten. Diese Staatskirchengebäude stehen in der Altstadt; in dem neuen Westend habe ich keine gefunden. Um so mehr fand ich hier dagegen die neuen Gestaltungen des Presbyterianismus und andere Secten vertreten, so viele an Namen und Zahl, daß es mir verleidete, mich nach allen ihren symbolischen Verschiedenheiten zu erkundigen — Freie Presbyterianer, Reformirte Presbyterianer, Vereinigte Presbyterianer, Congregationalisten, Secessionisten, Baptisten, Methodisten u. s. w. Mir wurde zu Muth, als wäre ich drüben überm Atlantischen Ocean, beim Bruder Jonathan, wo es fast ebensoviele Religionsnamen als Stadtquartiere gibt und fast jeden Tag ein neuer Weg in den Himmel entdeckt wird. In der bunten Auswahl machen sich inzwischen die Vereinigten und Freien Presbyterianer und die Episkopalen als die hervorragendsten Religionsgenossenschaften geltend: jenen gehört vorzugsweise der mittlere und höhere Kaufmannsstand, die Fabrik- und Geldnoblesse, dieser die eigentliche Aristokratie an. Am glänzendsten, sowohl an Zahl als Schönheit der Gebäude, ist die Freikirche vertreten, was um so mehr zu verwundern ist, als diese Abtheilung des Presbyterianismus erst aus den vierziger Jahren datirt, also nur 50 Jahre alt ist und ihre sämtlichen Gotteshäuser mit den damit verknüpften Pfarrhäusern und Schulen (in ganz Schottland sollen sie über tausend haben) ohne alle Staatsunterstützung, rein aus freiwilligen Beiträgen gegründet und

ausgeſtattet hat. Ich kann mir dieſe Erſcheinung ohne wirkliche Religioſität und ſogar einen ſehr mächtigen Zug zur Religion nicht erklären. Daß auch andere Hebel dabei thätig ſind, iſt unzweifelhaft, und unter denſelben dürfte das nationale Element auch ſeine bedeutſame Rolle ſpielen. Der Schotte will nicht Engländer, nicht Anglikaner, er will ſelbſtändig ſein auch auf religiöſem und kirchlichem Gebiet. Das demokratiſche Element, das im alten Puritanismus wurzelt, iſt noch nicht weggeſpült von den abflachenden Wellen der Zeit: es proteſtirt nicht nur gegen den „Antichriſten" in Rom, ſondern auch gegen alle ritualiſtiſchen Formen der Hochkirche, gegen die wenigſtens dem Scheine nach monarchiſche Epiſkopalverfaſſung, gegen die pecuniäre Abhängigkeit vom Staat, gegen jede Maßregelung von ſeiten der Civilgewalt. Lieber der alte trübſelige Gottesdienſt, ohne Licht und Bild, ohne Orgel und Muſik, ohne Ceremonien und Riten auf eigenem Grund und Boden, als irgend eine anglikaniſche Feierpracht, welche unter Staatshoheit ſteht. Dieſer Richtung begegnet indes eine gerade entgegengeſetzte in den höhern Kreiſen der Geſellſchaft, welche die altteſtamentliche Langweile und das monotone Vorbeten der „Diener" verabſcheut und deshalb das anglikaniſche Gepränge in Schottland einbürgert. Man darf ſich dieſe Richtungen übrigens nicht als in wilden Kampf verwickelt denken. Soviel ich merken konnte, kann man ſich ohne Anſtoß auch bei einem andern Gottesdienſt betheiligen.

Die erwähnten Kirchen tragen nicht wenig dazu bei, in die Eintönigkeit der Häuſercomplexe eine angenehme Abwechslung zu bringen und da und dort ganz pittoreske Anſichten zu geſtalten, beſonders den Hügel hinan, den das Weſtend krönt. Sah es aber ſchön aus von unten, ſo war es dort oben noch ſchöner, die Häuſer noch zierlicher, die Kirchen noch ſchmucker — keine Spur von jenem Druck, der mitunter in großen Städten die Häuſer zuſammenpreßt; die Gebäude entwickeln ſich vielmehr ganz frei und ungezwungen, der Geſtalt des Hügels folgend, und ganz oben mündet eine ſchöne Straße in ein elegantes Oval der ſtattlichſten Häuſer, in deren Mitte ein freundlicher Raſenplatz mit wohl gewähltem und vertheiltem Geſträuch. Da läßt ſich ſchon wohnen; aber gerade jetzt war alles ſo gut wie ausgeſtorben; erſt als ich aus dem Oval heraustrat auf eine weite Plattform, wurde es wieder lebendig — und zugleich lag eine Ausſicht vor mir, die mich ganz entzückte. Den Hügel hinab ſenkte ſich der anmuthigſte Park, ſo geſchmackvoll angelegt, ſo gut gehalten wie die nobelſten Parks in London, aber viel ſchöner, weil es nicht ſo eben iſt. Die Wege ſchlängeln ſich ſo nett von drei Seiten den Hügel hinan, als ob es ſo ſein müßte, von den ſchönſten Blumenbeeten eingerahmt, von Gebüſch und Bäumen ſo maleriſch unterbrochen, daß die Gärtnerkunſt ganz hinter der von ihr aufgeputzten Natur verſchwindet. Der Garten wird Wieſe und die Wieſe wieder Garten,

als wäre es nur ein neckisches Zauberspiel der Natur. Unten im Thale windet sich der Kelvinbach zierlich durch die grünen Matten; von seinem Ufer hebt sich sanft ein anderer Hügel, zum Theil wieder Park, zum Theil noch der Natur überlassen, oben mit einem wahren Königspalast, der neuen Universität, gekrönt. Links unten verläuft sich das Westend in eine freundliche Landschaft, rechts verliert sich ziemlich in der Ferne ein anderer Theil der Stadt im Grüne niedriger Hügel. Im Park selbst war frohes Gewimmel von alt und jung, Männern und Frauen, und von dem viel-

Die Börse in Glasgow.

besungenen Kelvinhain herüber schallte fröhliche Musik und lustiges Halloh in die sonnige Landschaft.

Der Bau der neuen Universität wurde erst 1867 begonnen. Sie ist jetzt nächst der Kathedrale wohl der schönste Schmuck der Stadt, ein herrlicher gotischer Bau, dessen 183 m lange Hauptfassade dem Park zugewendet, in der Mitte mit einem etwa 90 m hohen Thurm geschmückt ist. Die erforderlichen Geldmittel wurden theils vom Staate geboten, zum größern Theil aber durch freiwillige Beiträge zusammengebracht.

Die Straßen sind wohl selten so lebendig, wie gerade an jenem Sams-

Das neue Universitätsgebäude von Glasgow.

tag nachmittag, als ich dort oben stand. Ein großer Theil der Arbeiter schien sehr früh Feierabend gemacht zu haben, und sie zogen so lustig des Weges daher und verschwanden da und dort in Wirtshäuser hinein, daß ich annahm, es müßte wohl Zahltag gewesen sein. Um die Börse herum, die ein glänzender korinthischer Tempel ist, war es schon ziemlich still und ruhig, und ich hatte die ungestörteste Muße, die schöne Zeichnung des hellenischen Baues von allen Seiten her zu genießen, Mercur, den Gott der Kaufleute und Diebe, in archäologischer Verehrung zu bewundern, und den Marschall Wellington, der vor der Börse hoch zu Roß auf breitem Postamente thront, zu begrüßen. Es war doch ein braver Mann, dieser Wellington — er hat tapfer mitgeholfen, die Welt von der Tyrannei des übermüthigen Revolutionskaisers zu befreien, und war redlich genug, auch mitzuthun, als es galt, die Katholiken Englands von den ehernen Fesseln religiöser Bedrückung zu erlösen.

Um die Börse herum sind noch von den ältern und engern Straßen der Stadt; aus diesen heraus kam ich auf das George Square, einen weiten viereckigen Platz, um den sich viele Gasthöfe angesiedelt haben; denn ein Bahnhof ist in der Nähe. In dem Square stehen zwei Reiterstatuen der Königin Victoria und ihres verstorbenen Herrn Gemahls, dann Bronzestatuen der von Glasgow gebürtigen Generale Sir John Moore und Lord Clyde, des großen Dampfmaschinenbauers Watt und des Staatsmannes Sir Robert Peel, der das große Verdienst hat, den Katholiken Irlands durch die Mainoothbill freie Bildung ihres Clerus verschafft zu haben, seine Statue in Glasgow jedoch nicht diesem Verdienste, sondern seinen Bemühungen um die großartige Entwicklung des britischen Handels verdankt. Aus der Mitte des schönen Platzes aber ragt eine hohe dorische Säule hervor, auf welcher der große Romanschreiber Walter Scott steht, in einen Schäfermantel gehüllt. Es wunderte mich nicht wenig, daß man dem Novellisten zwischen Souveränen, Staatsmännern, Kriegern und Helden der Industrie den Ehrenplatz angewiesen. Dies Räthsel wurde mir erst später gelöst.

3. Am Clyde.

Endlich geht's zur Stadt hinaus! Es ist gegen 7 Uhr morgens, ein trüber Tag. Wir befinden uns im Hafen von Glasgow, Broomielaw genannt. Die letzte Aussicht auf die Stadt ist nicht besonders großartig, da schon die nächste Häuserreihe den Quai entlang fast alles andere verdeckt, einige Thürme abgerechnet. Den Fluß hinauf schließen ein paar Brücken mit ihrem regen Verkehr das Bild ab; den Fluß hinab ist alles voll von Schiffen, groß und klein, fast Mast an Mast und Kamin an Kamin, ein wahrer Wald von Takelwerk, zwischen und über welchem die Fabriken, Magazine, Schlöte und Thürme der Südstadt emporragen. In den Docks herrscht schon reges Leben: Einladen und Ausladen, Packen und Wägen, Einsteigen und Aussteigen, ein buntes Gewimmel von Kaufleuten, Matrosen, Packträgern, Touristen, Droschken, Omnibussen, Lastwagen. Die Maschinen brummen und pfeifen, die Krahnen rasseln, Wagen dröhnen dahin, von nah und fern Eisenbahnsignale, dazwischen der kurze Ruf von Kapitänen und Arbeitern, das Geschrei der Wagenlenker und die gellende Litanei der Zeitungsjungen, die am Ufer wie auf dem Verdeck der Schiffe ihre Ware feilbieten.

Das Bild ist übrigens ungefähr dasselbe wie am Mersay in Liverpool oder an der Themse in London, nur ist der Fluß eben enger, rückt beide Ufer nah zusammen, erhöht dadurch die Lebendigkeit der Scene und zwingt die Schiffahrt, ihre Herrlichkeiten mehr in die Länge als in die Breite zu entfalten. Ich habe schon erwähnt, daß vor noch nicht vielen Jahrzehnten der Fluß hier größern Schiffen unzugänglich war, und es leben noch Leute, die ihn in ihren jungen Tagen zu Fuß durchwateten. Jetzt allerdings geht das nicht mehr.

Unser Schiff steht schon bereit, aber noch immer kommen Omnibusse und Droschken und bringen neue Passagiere, die allerdings weder an eine Weltumseglung oder Auswanderung noch an kaufmännische Unternehmungen denken, sondern lediglich ihr Vergnügen suchen; denn unser Dampfer „Jona" ist nur ein schwimmender Salon, bestimmt, den stadtmüden Touristen über die Wogen des vielrauschenden Meeres in die fernen Herrlichkeiten der Ultima Thule zu tragen. Freilich fährt er selbst nur den Clyde hinab an eines der nächsten Lochs (Seen) und dann zurück; aber die

Firma, der er gehört, hat ihn mit einem System von andern Dampfern, Eisenbahnen und gewöhnlichen Wagen in Verbindung gesetzt und so dem Touristen es ermöglicht, in verhältnißmäßig kurzer Zeit eine Reihe der schönsten Punkte im Hochlande zu besuchen, hinaus bis an die äußersten Hebriden und durch den caledonischen Kanal hinüber nach Inverneß, Aberdeen und Edinburgh. Der Name der Firma ist Hutchison & Comp. Von den Hauptpunkten dieser Rundfahrt sind zahlreiche Abstecher an die interessantesten Punkte im Innern des Landes organisirt; in die Nähe jedes schönen Landsees, jeder historischen Merkwürdigkeit, jeder Fernsicht sind die comfortabelsten Hotels gerückt; dort, wo das Dampfroß noch nicht in die wilden Thäler gedrungen, sind regelmäßige Omnibusfahrten in Gang gebracht, und die bedeutendern Seen haben ihre Dampfschiffe — kurz, durch den schönsten Theil Schottlands ist ein so reiches und anmuthig aneinanderschließendes Netz von Touristenstraßen hingebreitet, daß man ebensogut wie im Fluge in einigen Tagen die charakteristischen Partien durcheilen als auch die ganze Fels-, See- und Inselwelt in monatlanger Muße mit stets neuen Abwechslungen genießen kann. Die Routen sind mit vorzüglichem landschaftmalerischen Geschmack gewählt, mit historisch-literarischem Tact geordnet und die materiellen Rücksichten so mit in Rechnung gezogen, daß sie dem ästhetischen Naturgenuß nicht nur keine Hindernisse in den Weg legen, sondern ihm vielmehr allen wünschbaren Vorschub leisten.

Um 7 Uhr ertönt der schrille Pfiff zur Abfahrt. Das ganze Oberdeck, das sich um die Höhe eines eleganten Salons über das eigentliche Deck erhebt, ist mit Vergnügungsreisenden bevölkert. Es wird geplaudert, politisirt, Rundschau gehalten, Zeitung gelesen — ein großer, offener Salon, der das Wasser zum Boden und den Himmel zum Zelt, jetzt eine Stadt, jetzt einen Wald von Schiffen, jetzt die schönste Hügellandschaft, jetzt ein lebendiges Seebild zur Tapete hat, während der Boden unaufhaltsam weiterrollt, und frische gute Morgenluft den Kopf umfächelt. So sehr lange Einsamkeit dem bunten Markt des Lebens mich entfremdet hatte, und so allein ich mich daher unter all den reichen, vornehmen, unerschöpflich beredten und lebendigen Leuten fühlte, so sehr empfand ich doch den Wohlgenuß, der aus dieser glücklichen Verbindung von Zimmer und Natur, Ruhe und Bewegung hervorgeht. Ich phantasirte, philosophirte, moralisirte, kritisirte, beobachtete und machte zu allem abwechselnd fromme und humoristische Bemerkungen. Hätte ich nur irgend einen Bekannten oder Freund bei mir gehabt! Inzwischen muß man sich in die Dinge fügen. Da meinem Wohlbehagen das gesellschaftliche Element fehlte, so beschäftigte ich mich um so mehr mit dem Studium der Gegend, las andächtig meinen „Fremdenführer" und hatte endlich, da meine Nachbarschaft sich ringsherum auch auf Topographie verlegte, den großen Spaß, eine lebendige und reich-

haltige Erklärung zu dem ganzen Bilderbuch zu erhalten, an dem und in dem wir herumfuhren.

Die erste Scene ist eine Fortsetzung des bereits gegebenen Bildes. Ein Fluß, als Hafen dienend, eine große Handelsstadt als Hintergrund, ein Wald von Schiffen als Vordergrund. Auf der verhältnißmäßig engen freien Straße ziehen Dampfer, Segelschiffe und Barken langsam aneinander vorüber. Da sind Schiffe von den nächsten Dörfern und Küstenplätzen, von England und Irland, aus dem Mittelmeer und der Ostsee, von Nord- und Südamerika, von Afrika und Australien, einige leer, andere reich befrachtet, einige zum Auslaufen bereit, andere am Ausruhen, schwere Transportschiffe und schlanke Schraubendampfer, elegante Excursionsboote und schwarze Kohlenschiffe — eine reiche Ausstellung der Schiffahrt und des Seehandels, für mich Landratte so kurzweilig wie möglich. Wir fahren langsam genug, um jedes einzelne der Seeungeheuer zu mustern. Das Colorit der ganzen Scene nur war grau und rauchig, indem von Land und Wasser eben ein Schornstein den andern grüßt. Wie eine müßige Dame in großer Toilette schwebt unser Touristenboot an all der staubigen und kohlengeschwärzten Arbeit vorüber.

Einen bedeutsamen Wechsel erleidet die Scene durch die ausgedehnten Werften und Schiffsbauplätze, die von den Dörfern Govan und Partick an, bald links bald rechts, in kürzern oder längern Zwischenräumen erscheinen. Man erhält die völlige Geschichte des Schiffes in seinen verschiedenen, allerdings unregelmäßig durcheinander gemischten Phasen, man sieht den Embryo, das Skelett, den noch unbekleideten Rumpf, den schmucklosen Rohbau, die vollendete Riesengestalt. Einige der Bauplätze sind mit kolossalen Glasgehäusen überdacht, aus denen die im Werden begriffenen Schiffe nach dem Fluß hinausragen, andere sind offen und gewähren dem Auge die volle Ansicht der verschiedenen Entwicklungsstufen. Auf dem Wasser verlieren auch die größten Schiffe von ihren Dimensionen, da nur ein Theil der Höhe sichtbar bleibt; hier aber auf der Werfte starrt uns so ein Koloß in seiner ganzen Länge, Breite und Höhe, mit seiner gewaltigen Wölbung, seiner riesigen Masse von Holz und Eisen entgegen wie eine wunderliche Sphinx, die mit tausend Tonnen zu fliegen verspricht wie ein Vogel und zu schwimmen wie ein Fisch, ein Fahrzeug zugleich und eine kleine Stadt, ein abgeschlossenes Gemeinwesen und eine Brücke zweier Welten, eine der kühnsten Erfindungen menschlichen Scharfsinns und das gewaltigste Zeugniß menschlichen Ringens und der fesselosen Naturkraft. Unwillkürlich fiel mir Longfellows herrliches Gedicht vom Schiffsbau ein, wohl das schönste Seitenstück zum Lied von der Glocke, und ich brummte für mich her:

Bau mir stracks, o würd'ger Meister,
Stark und fest ein wackres Schiff,

Daß es allen Stürmen trotze,
Siegend über Fluth und Riff!

So läßt er den reichen Kaufherrn zum Schiffsbaumeister sprechen. Der baut das Modell, und alle übrigen Scenen bis zum Brautfest des Schiffes zogen leibhaftig eine um die andere an meinen Augen vorüber — die mächtigen Holzladungen, aus fernen Welttheilen herbeigeschleppt; die Stöße von Gebälk, zu denen sie aufgethürmt werden; das riesige Gerüste, in dem das Skelett sich symmetrisch erhebt. Da ertönt denn der Schlag von hundert Hämmern an den eisernen Rippen; sie umkleiden sich mit wohnlichem Gebälk, Rauch wallt auf aus gewaltigem Kessel, und zischend ergießt sich der Theer über die Wandung. Hier wird dem Rumpf das eisengegürtete Steuer angehängt, dort decorirt eine Malergesellschaft den zierlichen Bug, hier wird ein Mast gefestigt im Innern des Schiffsraumes, dort entwickeln sich die hundertfachen Bestandtheile des Flugapparates an den hochragenden Bäumen. Es ist wirklich eine Pracht, so ein Schiff, und es muß ein Festtag sein, wenn es, vollendet, im strahlenden Feierglanz zum erstenmal in die Wogen rauscht.

Der Ocean alt,
Jahrhunderte alt,
Doch stark und voll wilder Jugendgewalt,
Eilt ruhelos hin und her am Land,
Steigt auf und ab den goldenen Sand.
Sein pochendes Herz kennt keine Ruh'.
Weit und breit, und ab und zu
Wogt wallend in endlosen Flocken dahin
Sein schneeweißes Haar von Scheitel und Kinn,
Und wogt wie sein Herz mit sehnendem Laut;
Er harret ungeduldig der Braut.
Da steht sie schon, den Ring in der Hand,
Sie setzt den Fuß auf den goldenen Sand,
Umflattert so froh von reichem Panier,
Von Wimpeln und Fahnen und festlicher Zier,
Ihr schneeweißes Banner, gleichwie ein Schleier,
Hängt herab in die Fluth als Zeichen der Feier.
Sie reicht ihm die Hand, sie ist ihm getraut,
Des greisen Oceans muthige Braut.

Während ich so mein Schiff vom Stapel ließ und ihm folgte durch Kampf und Sturm, hinüber an die Gestade ferner Welten, träumend vom Bucentaur und der altvenetianischen Meerverlobung, kam ich bald in die Allegorie hinein; das Schiff wurde mir ein Sinnbild des Menschenlebens, und schließlich kam ich vom Staatsschiff auf das Schifflein Petri. Wie viel besser passen auch in der That Longfellows schöne Schlußworte auf die Kirche als auf die nordamerikanische Union:

So segle hin, o Staatsschiff groß und hehr,
O Union, durchs sturmbewegte Meer!
Aufblitzend in der Hoffnung schönstem Bild,
Vor Stürmen zitternd unbezähmt und wild,
Hängt athemlos an deines Laufs Geschick
Der ganzen Menschheit ahnungsvoller Blick.

Wir wissen, welchen Meisters Riesenhand
Den Kiel gelegt und aufgethürmt die Wand,
Den Mast gepflanzt und jedes Segel spannte,
Den Panzer schuf und deinen Namen nannte,
Auf welchem Amboß, fest und breit und gut,
Mit welchen Hammerschlägen ungezählt,
In welcher Esse, welcher Feuersgluth
Er deiner Hoffnung Anker hat gestählt.

O fürchte nicht, wenn rings der Sturm auch saust,
Wenn rings die Fluth wie Brandung dich umbraust!
Kein Segel fehlt, kein Riff droht deinem Lauf,
Die Woge nur spritzt zürnend an dir auf.
Und ob auch Felsen drohn und Stürme brüllen
Und Wolken jeden Leuchtthurm dir verhüllen —

Umtobt vom Sturm, umrast vom Ocean,
O fürchte nicht, o segle kühn voran!
All unsre Lieb' und Hoffnung zieht mit dir,
Lieb', Hoffnung, Sehnsucht — von Gebet umschlungen,
Und unser Glaube, der die Welt bezwungen,
Sie sind mit dir — sie sind mit dir!

Inzwischen änderte sich allmählich die Scene. Der Fluß wurde sichtlich breiter — die rauchige Stadt verschwand — weite, grünende Matten lagerten sich an den Strom und beiderseits hinauf an den Hügeln, dazwischen Dörfer, Parke, Landhäuser, Fabrikorte — zu beiden Seiten Eisenbahn — ein Stück Uebergang von der Themse zum Rhein. Der Himmel wurde stellenweise blau, und die Sonne poetisirte da und dort zwischen Wolken in der Landschaft herum, unschlüssig, ob der Tag ein Gedicht werden sollte oder eine feuchte, enttäuschende Prosa. Einer meiner Nachbarn gab seinem Begleiter eine fortlaufende Erklärung zu den verschiedenen Bildern, die sich vor uns aufrollten, und ich profitirte von dieser Erklärung. „Hier auf dem Hügel wohnte der Geologe James Smith, der die Reisen des Apostels Paulus beschrieben hat; drüben auf der andern Seite wohnt Herr Archibald Spiers, Esqu., der nichts geschrieben hat; hier hat eine reiche Miß ihre langen Lebenstage bibellesend beschlossen; dort hat Sir Robert Peel bei einem Bankett das Manifest seiner zweiten politischen Periode zuerst verkündet" u. s. w. u. s. w.

Einige Meilen weiter unten wird die Landschaft überaus malerisch, und historische Reminiscenzen drängen sich herbei, um sie mit interessanten

Der Fels von Dumbarton.

Gestalten zu beleben. Der Fluß selbst dehnt sich nach links wie rechts um seine volle bisherige Breite aus, beiderseits nähert sich die Eisenbahn dem Flusse, rechts drängen sie die Hügel (Ausläufer der Kilpatrickhills) hart ans Ufer. Aus dem Dorfe Old Kilpatrick soll nach einigen der hl. Patricius herstammen: wie Irland den Schotten Columba schenkte, so, sagen sie, gab Schottland den Iren ihren großen Apostel. Sie wollen ihnen eben nichts schuldig bleiben. Genug, Kil heißt Kirche und Kilpatrick Kirche des hl. Patrick; der Cult dieses Heiligen ist also auch hier alten Datums. Etwas unter Bowling ragt ein kleines Vorgebirge mit epheubekränzten Trümmern hinaus in den Fluß; es ist der westliche Abschluß des großen Römerwalls, der von hier östlich bis an den Firth of Forth läuft und von dem sich in Old Kilpatrick, Duntocher, Castlehill und vielen andern Stellen bis Falkirk und Abercorn zahlreiche Ueberreste erhalten haben. Die Länge beträgt etwa 58 km (40000 römische Passus) — er schnürt eben gerade die schmalste Stelle, die Taille von Schottland. Die Forts, welche sich noch an verschiedenen Punkten nachweisen lassen, waren durch eine Militärstraße verbunden; der Wall selbst, 6,1 m hoch, 7,3 m breit, war nach Norden hin durch einen Graben von 6,1 m Tiefe und 12,1 m Breite gedeckt. Die Hauptstützpunkte der Linie werden dem Agricola, die Verbindungslinie selbst dem Lollius Urbicus zugeschrieben. Sie war stark genug, um von Anfang unserer Zeitrechnung an über zwei Jahrhunderte lang die wilden Caledonier in Schach zu halten. Ueber den östlichen Endpunkt sind die Alterthumsforscher noch uneinig; von dem westlichen Endpunkt sind hier zwar nicht sehr hohe, aber sehr umfangreiche Ruinen vorhanden. Diese, wie ein Thurm aus späterer Zeit, sind mit wallendem Epheu überschüttet, vom schönsten Rasen umgeben und von einem Monument überragt, das dem Andenken Henry Bells gewidmet ist. Dieser Mann hat im Januar 1812 das erste Dampfboot auf den Fluß gesetzt und den riesigen Verkehr eröffnet, der nunmehr Glasgow mit der ganzen Welt verbindet. Es war ein kleiner Anfang; denn das erste Schiff, der „Komet", war bloß 11,5 m lang und 3,3 m breit, hatte eine Maschine von 6 Pferdekräften und kam in einem Tage nicht weiter als bis Greenock, etwa 32 km. Der Platz für das Monument könnte nicht schöner gewählt sein, es verbindet die letzten Reste antiker Cultur mit den erobernden Erfindungen der Neuzeit und schaut auf die Riesenprocession der Schiffe herab, die Tag und Nacht hier vorbeidampft, ein schöner Denkstein für die materiellen Errungenschaften eines halben Jahrhunderts, aber auch ein Denkzeichen, daß Culturperioden untergehen und nichts als einige Trümmer hinterlassen.

Sehr kühn und romantisch ragt ein paar englische Meilen weiter abwärts der Fels von Dumbarton, etwa 60 m hoch, hart am Fluß empor, sich in zwei Spitzen theilend, zwischen denen Befestigungswerke an

dem Felsen emporklimmen und denselben oben mit Burgen und Verschanzungen krönen — ein Stück Mittelalter, das in seinen Ruinen immer noch streitbar-trotzig auf die dampfschifffahrende Neuzeit herabschaut und den friedlichen Kaufleuten von den alten Freiheitskämpfen Schottlands erzählt. England und Schottland kämpften mehr als einmal um den Felsenhorst. Maria Stuart, Karl I. und Cromwell haben vorübergehend hier gehaust. Wallace, der große Vorkämpfer schottischer Unabhängigkeit, noch immer der Held so vieler Lieder und Balladen, saß hier gefangen. Die Schotten sind auf ihren Wallace so stolz wie die Schweizer auf Wilhelm Tell, dessen Zeitgenosse er war, obwohl von der schottischen Freiheit nicht viel mehr übrig ist als von der schweizerischen; doch ziehe ich die schottische noch in einiger Hinsicht vor. Denn wenn z. B. ein junger katholischer Helvetier vermeint, Gott am besten in der Gesellschaft Jesu oder bei den Vätern Redemptoristen dienen zu können, so besteht die „schweizerische Freiheit" darin, daß der Staat ihm bis in das innerste Gewissen hineinregiert und ihn zwingt, entweder auf jenen schönen, von der Kirche selbst gutgeheißenen Beruf zu verzichten, oder aber wie ein Verbrecher oder gefährlicher Mensch für immer aus der ihm lieben Heimat vertrieben zu sein, in welcher dafür jeder Verschwörer und Gaudieb eine Zuflucht findet. Der junge Schotte dagegen ist wahrhaft frei und kann ebensogut Jesuit oder Redemptorist werden als ein Baumwollenweber oder Lump.

Der Dampfer hält sich von Dumbarton ab mehr am südlichen Ufer. Der Strom wächst rasch über eine, zwei, drei Meilen Breite — ein herrlicher See, im Norden von malerischen Hügelzügen, im Süden von freundlicher Landschaft begrenzt. In Port Glasgow, namentlich aber in Greenock tritt uns wieder das volle Bild der Schiffsbaukunst vor Augen. Port Glasgow, eine Stadt von etwa 10000 Einwohnern, ist der Hauptstapelplatz für das aus Nordamerika importirte Holz (timber); Greenock, mit etwa 63000, eine ganz bedeutende Hafenstadt, zur Aufnahme der größten Seeschiffe eingerichtet und mit Nordamerika und Australien in directem, lebhaftem Verkehr. Ein ansehnliches Zollhaus mit griechischer Tempelfront beherrscht den Hafen. Hier beginnt sich nun ein Stück Vierwaldstättersee vor meinem erstaunten Blick zu entwickeln, freilich ohne Alpen und Schneeberge und riesige Felsen, aber doch im Grundplan der Scenerie. Der Fluß oder das Meer — denn das ist nun so ziemlich dasselbe — fährt nämlich plötzlich nach allen Richtungen der Windrose ins Land hinein, reißt hier eine seeartige Bucht von zwei Stunden Länge nach Nordwesten, da eine dreimal längere, einen See wie der Züricher, nach Norden, da ein Stück Zugersee nach Westen, dreht sich plötzlich um einen Winkel von 90° und wogt feierlich — etwa eine Stunde breit — gen Süden hinab. Da nun sämtliche Ufer mit malerischen Hügeln eingerahmt sind und sich nebstdem in

hundert kleinere Buchten auszacken, wie es eben die Abästung der Hügel mit sich bringt, so erhält man hier auf unserem fahrenden Salon einen Coulissenwechsel, den ich nur mit dem des Vierwaldstättersees vergleichen kann. Die Hügel sind meist nicht hoch, aber recht knorrig geballt und ausgeästet, laufen unregelmäßig hintereinander her und ineinander hinein, sich kreuzend und abzackend, steil abfallend, breit auslaufend, eine Gebirgswelt en miniature, gar mannigfaltig in den Contouren, obwohl ziemlich einförmig im Colorit. Es war genug, um mich an meine liebe Schweiz zu erinnern, nicht genug, um meine Sehnsucht nach den Bergen zu befriedigen. Ich fühlte Heimweh. In den Scenerien der Schweiz waltet das feste Element, Land, Fels, Berg, vor, in dieser Scenerie der bewegliche Ocean; die Felsenburg im Herzen Europas schaut aus wie der Abschluß und der granitene Kern der continentalen Erdbildung, diese Hügelwelt hier ist ein schwacher Damm, dem riesigen Meer entgegengestellt; dort ruht die Wanderlust auf den golden strahlenden Firnen, um die der Adler majestätisch schwebt, hier wird sie erst recht angeregt von dem nimmerrastenden Schiff, das die Möwe umkreist. Dort — dort — aber während ich so reflectirte, wurde die Landschaft immer grauer und gräulicher, über Loch und Hügel senken sich immer dichtere Wolken herein, und noch trübere Regenwolken huschen in die Scene — die Damenwelt verzieht sich in die Kajüte, das Deck entvölkert sich — es tröpfelt — es regnet — es schüttet in Strömen. — — Glücklicherweise wurde ich bald erlöst; in Kirn, der nächsten Station am nördlichen Ufer des Clyde, hatte ich einen Besuch versprochen, um von hier aus die nächste Umgegend kennen zu lernen. Trotz des strömenden Regens erwartete mich mein Verwandter am Pier (Landungsplatz), und nach wenigen Minuten saß ich in seinem freundlichen Landhaus.

Da es schon nach einer Stunde sich wieder aufheiterte, konnte ich die Gegend am Clyde etwas besser studiren, als dies vom Dampfboote aus möglich gewesen. Der Clyde bildet nämlich nicht bloß die große Fahrstraße für den Glasgower Handel oder den Weg zu den Naturschönheiten der Westküste; er ist zugleich auch der Mittelpunkt einer ausgedehnten Campagna, die sich stundenweit an seinen buchtenreichen Ufern hinzieht und vor der römischen den unschätzbaren Vortheil hat, der frischesten und gesundesten Luft zu genießen. Eine ganze Reihe von Badeplätzen und Vergnügungsorten zieht sich von Bucht zu Bucht; Hunderte von Villen und Landhäusern sind über die malerische Küstenlandschaft dahingesät, hurtige Excursionsboote und zwei Eisenbahnen stehen dem Geschäftsmanne bereit, wenn er rasch die Freuden des Landlebens mit den dringenden Angelegenheiten des Comptoirs vertauschen muß. Die Einrichtung der Landhäuser ist nicht übermäßig glänzend, indessen entbehren sie auch keines Comforts. Sie liegen meist nach der Küste hin und sind von der See nur durch einen Garten,

eine daran vorbeiführende Straße und eine kurze, unbepflanzte Uferstrecke getrennt, so daß der Blick frei umherschweifen kann auf der wogenden Fluth und den anmuthigen Hügeln des jenseitigen Ufers.

Da sitze ich nun in einem prächtigen Erker und beschaue mir die Herrlichkeit. Der Wolkenschleier, schon lange zerrissen, hat dem schönsten blauen Himmel Platz gemacht. Eine frische Brise kräuselt die Wogen des Clyde, der eben im Steigen begriffen ist. Drüben zeichnen sich die Ufer in anmuthigen Linien am Firmament. Große Schiffe ziehen langsam auf und nieder, muntere Segel schweben leicht über die tiefblaue Fluth dahin; dort ragt ein Leuchtthurm auf grünem Vorgebirg, die schönste Seitencoulisse, in die Scene herein; da beleben Städte, Dörfer, Landhäuser den duftigen Hintergrund; weit hinauf zieht sich die lebensvolle Straße des imposanten Flusses, bis er hinter den Hügeln bei Dumbarton verschwindet. Und wie dort ein Leuchtthurm, so schließt da ein anmuthiges altes Kirchlein, von hohen Bäumen umkränzt und drüber ein wildgeformter Hügel, hinter dem ein anderer, noch malerischer gezackt, die Lage zweier Seen bezeichnet, das Bild ab. War das eine Herrlichkeit, eine glückliche Verbindung von Land- und Meerpoesie, von Leben und Ruhe! Merkwürdig, daß mir hier gerade das arme Arbeiterviertel, das ich jüngst besucht hatte, wieder in den Sinn kommen mußte — der kranke Mann, der mir ausrechnete, wie er ohne Hungersnoth aus der Krankheit herauszukommen hoffe; die arme junge Frau, deren Mann davongegangen; die Arbeiterfamilie, die sich abplagte, um ihren jungen Seminaristen zu versorgen. Da stand ich wieder vor der socialen — nein, vor der großen religiösen Frage der Zeit. Bei aller Liebe und Vorliebe für die Armen fühlte ich so recht in meiner Lage, wie närrisch es wäre, auf eine bessere Gütervertheilung anzutragen. Es würde nur ein Personenwechsel stattfinden, andere würden in die Landhäuser, andere ins Arbeiterviertel einziehen. Den Armen Gelegenheit zu bieten, in wohlfeilen Ausflügen und Picknicks das sauer erworbene Geld zu verschleudern, scheint mir eher eine Grausamkeit als eine Hilfe. Erhöhung des Lohnes, philanthropische Schutzmaschinen gegen Hungers- und Wohnungsnoth reißen den Arbeiter in keiner Weise aus dem Maschinenstand heraus und bringen die zwei großen Theile der Menschheit einander um kein Haar breit näher. Was helfen kann, was einzig helfen kann, ist Ausgleichung der Geister, Annäherung der Seelen, Liebe, wahre, warme christliche Liebe, die Eingliederung in Jesus Christus und die Theilnahme am Pulsschlag seines göttlichen Herzens. Da drüben, an einer andern Bucht dieser herrlichen Ufer, hat der Oratorianer P. Dalgairns ein gar wundersam schönes Büchlein geschrieben: „Von der heiligen Communion." Darin steht beschrieben, was dies heilige Sacrament in den ersten christlichen Jahrhunderten wirkte, welchen Blüthenflor und Fruchtsegen es trieb von Geschlecht zu Geschlecht bis auf unsere Tage,

wie es die Menschenseelen einander nahe bringt, ohne Aufruhr Sklavenketten sprengt, ohne Beraubung Reiche entäußert, ohne Rechtsverletzungen den Ueberfluß enterbt, ohne Luxus die Armut bereichert, die Aermsten beglückt und das Herz der Reichen weich macht, daß es gütig und lieb wie Gottes Herz in Wohlthaten überquillt. Da haben wir die Lösung der socialen Frage!

Um aber nicht unartig zu sein, lassen wir das Theologisiren; machen wir lieber eine Spazierfahrt. Gleich hinunter an den Strand — da steht schon ein zierlicher Nachen bereit, eine fast nothwendige Ergänzung zu einem solchen Landhaus. Die volle Anmuth der Landschaft auch nur annähernd zu beschreiben, fühle ich mich außer stande. Sie ist ein merkwürdiges Mittelding zwischen Gebirgswelt und Heide. Denke man sich eine Heide, die sich ausbreitet bis an die Grenzen des Gesichtskreises, keine öde, unwirtliche Heide natürlich, wie die Lüneburger, an der bloß ein Kiebitz Gefallen haben könnte, sondern eine schöne, liebliche, wie sie uns Stifter und andere Novellisten beschrieben haben, überwoben von duftigem Moos und zierlichen Blümchen, strahlend in dem milden Roth des Heidekrauts, von üppigem Strauchwerk, wallenden Schlingpflanzen, Felspartien, einsamen Baumgruppen, herrlichen Waldscenen malerisch unterbrochen, da und dort von einem einsamen Gehöft belebt, so still und lieblich, daß die ganze Poesie eines träumerischen Menschenherzens sich daran heften kann, so einsam, daß das unruhige Treiben einer prosaischen Welt nicht hinanreicht. Denke man sich nun, diese zauberische Ebene hebe sich langsam empor in vereinzelten Hügeln und vielförmigen Hügelzügen, so reich und mannigfaltig wie die Kuppeln und Thürme einer indischen Tempelstadt, hinauf in den blauen Aether, der diese grünen, grauen, rosigen Farbentöne in wundersamer Mannigfaltigkeit abstuft und duftig begrenzt — hinaus ans Sonnenlicht, das tausend Licht- und Schattenwellen an die vielgestaltigen Kuppen malt — es ist eine kleine Alpenwelt, aber mit den Farben und Formen der Heide. Ein herrlicher Strom von Osten und der gewaltige Ocean von Westen treffen sich mitten in dieser zauberhaften Einsamkeit und führen einander schweigende Meeresriesen, muntere Segler und spielende Nachen entgegen. Da vereinen sich denn Fluß und Meer zum prächtigen See, der seine breiten Arme kreuzförmig hineinbuchtet in die grünen Thäler und den Uferkranz der Heide mit Garten und Park, Burgruinen und Kirchen, Dörfern und Städten, Leuchtthürmen und Schlössern, mit Erinnerungen altritterlicher Geschichte und mit den Gestalten moderner Erfindung im reichsten Wechsel umsäumt. Traumselig ruht der Blick auf dem stillen Frieden der Hügel, munter streift er dahin über die Lebensfülle der Ufer, und ferne Schiffe tragen ihn wieder träumend hinaus auf einsame Inseln, ans ewig grüne Erin, auf die brausenden Wogen des Atlantischen Meeres.

Das wäre so ungefähr das Gesamtbild. Es vereinigt Züge und Bestandtheile der verschiedenartigsten Landschaften in sich, und die Verschmelzung hat Raum genug, sich harmonisch zu entfalten. Den Hauptarm des großen Kreuzes, welches als Grundriß die Landschaft bestimmt, bildet der von Süden aufsteigende Firth (Meerbusen) des Clyde, der sich als Loch Long (der See hatte früher den dänischen Namen Skip-Fjord, Schiffbucht) über drei Stunden weit nach Norden zieht und endlich in zwei kleinere Lochs ausgabelt. Den Seitenarm bildet einerseits das Holy Loch (der Heilige See) und der obere Lauf des Clyde, von dem sich bei Helensburgh wieder eine große Bucht, Gare Loch, nur durch eine langgestreckte Landzunge von etwa einer Stunde Breite vom Loch Long getrennt, nach Norden abzweigt. Alle diese Seitenbuchten werden, wie die Binnenseen, Lochs genannt, und mit Recht, da sie vollständig Seen gleichen.

Wir fahren, nachdem wir die offene Rundsicht genossen, an das Ufer des Holy Loch. Da bieten sich die Reize des Details, vor allem die vielen kleinern Landzungen und Vorgebirge, die das Ufer zacken und beständig neue Zeichnungen vor uns gestalten. Die Hügel am jenseitigen Ufer sehen bei der Nähe wie Berge aus. Sie ragen ganz massenhaft und wuchtig über die ruhige Wasserfläche empor. Diese selbst, eingeklemmt in so engen Rahmen, hat ihre oceanische Unbändigkeit verloren und steigt nur zur Fluthzeit würdevoll an dem grünen Ufersaum hinauf. Daß der See auf einer Seite nur scheinbar von der entfernten Küste des Clyde abgeschlossen wird, macht einen magischen Eindruck; er scheint viel länger, als er ist, sich in dämmernder Ferne verlierend, wo lichter Sonnenschein ihn umgoldet, während hier die Abhänge der Hügel in tiefem Schatten ruhen. Da nun, an der sanften Abdachung, Kirchen, Villen, Dörfer, Farmhäuser, Gärten, Wiesen — wer kann das alles ins einzelne beschreiben? — die schönsten Baumgruppen — üppiges Gebüsch — an geschützten Stellen sogar Fruchtbäume, alles hingebettet auf grünen Samt, von dem hellen Kies der Bucht umrahmt — eine schöne Straße rings um den ganzen See, mäßig belebt von Reisenden, vereinzelten Spaziergängern, Landleuten, spielenden Kindern. Die kleinen Jungen trugen, wie die in der Stadt, die hochländische Tunica, welche mit dem altrömischen Waffenrock große Aehnlichkeit hat. Bis an die Hüften stramm anliegend, fällt sie von da in breiten genähten Falten auf die Kniee herab. Die Bübchen in der Stadt hatten darüber ein Jäckchen, dann feine Strümpfe und Schuhe, die breite Tasche, die, um die Lenden gegürtet, wie ein Pelzschurz aussieht, und die schottische Mütze mit bunten flatternden Bändern. Den Dorfjungen fehlte meistens diese weitere Costümirung, was ein gut Theil Abhärtung voraussetzt und erhält. Ein Freund der Geschichte wird sich beim Anblick dieser armen grauen Leibröcke an die romantisch gekleideten Clans erinnern, die einst unter dem Schall des

Pibrochs, d. i. der Kampfmusik des Dudelsackes, an diesen Ufern hinzogen zu kühnem Wagniß und Streit.

Einen zauberhaften Anblick bot der späte Abend, als der Leuchtthurm drüben seines Amtes zu walten begann und der Mond die weiten Wasserflächen mit all ihren Krümmungen und Buchten von den tiefen Schatten der Hügel abhob, in tausend Silberpunkten und Silberlinien sein Licht ergoß und langsam freundlich an dem Dunkelblau des Himmels emporstieg. In den milden Lichtern, die er zog, schien sich die Zahl der Kuppen magisch zu vervielfältigen; fernen Alpen gleich senkten sie sich dort in Wellenlinien zum Thale, Felsen gleich stürzten ihre steilern Abhänge hier beschattet zum See. Die Schattenrisse zeichneten Wälder und Matten an die sonst einförmigen Halden, und die einfachen Villen blinkten wie Feenpaläste aus den Baumgruppen der Uferlandschaft hervor. Es war eine wahre Wonne, sich da schaukeln zu lassen auf dem Nachen von der leise rauschenden Fluth. Ich betheiligte mich so wenig als nur möglich an den Gesprächen meiner Freunde, schaute und schaute — und schlürfte nach Herzenslust das herrliche Gemälde ein.

Warum soll denn all die Pracht der Natur, Meeresrauschen und Mondenschein, Sterngeflimmer und Wogenspiel, diese tausend herrlichen Linien, diese Millionen Lichter am doppelten Firmament, warum soll denn das alles in eitel Liebelei oder Träumen irdischer Liebe verloren gehen? Ist das nicht alles da, um uns zu der ewigen Liebe emporzuziehen, die treu und fest wie der Leuchtthurm unsern schwankenden Nachen führt, unerschöpflich reich wie des Himmels Licht uns mit erfreuenden Strahlen umschüttet, mütterlich mit uns spielt wie mit lieben Kindern, tausend zauberhafte Bilder ausbreitet vor unserem Aug und Ohr, tausend Lieder der Liebe an uns singt und liebend, leitend, schützend über unserer Pilgerfahrt und unsern Träumen wacht? Auf jede Woge träufelt der Herr von seinem Licht. Jeden Ruderschlag geleitet er mit seiner Gnade. Zu jedem Stern gibt er einen lichten Engel — nicht einen, nein, ganze Scharen. Sie walten hier über dem einsamen Gehöft — sie walten fern dort über den Tausenden der Stadt — sie gießen Heimweh nach dem Himmel in manche gepreßte Brust — sie umfächeln tröstend das arme Lager des Kranken — sie geleiten ihren Herrn, wenn er, sein selbst vergessend, unerkannt und unbeachtet durch den Wirrwarr der Straßen aus seinem armen Tabernakel an das Bett eines Sterbenden schwebt. Da drüben wohnt er — und da drüben auch — unter Tausenden, die ihn nicht kennen. Man hat ihn verstoßen, jahrhundertelang, und doch hat er sich wieder in dies Land gedrängt, nein, er hat sich nie verdrängen lassen. Dem wandelnden Licht des Schiffes gleich, das dort weit am Horizont eilend dahinschwebt, in Buchten verschwindet, bald wieder erscheint, wieder sich birgt und wieder schimmert: so ist er in die Berge und

an ferne Inseln geflohen. Das Licht verschwand, aber es erlosch nicht. Abermals leuchtet es hier, mild wie Mondenschein, mächtig wie Sonnengluth. Gewaltiger als der Ocean hält seine Liebe den Erdball umschlungen. Sehnsüchtiger als der weiche Hauch der Nacht bebt sein Herz dem unserigen entgegen. Wie auf Genesareth, so wandelt er jetzt noch über die Fluthen, erhellt unsere Nacht und führt uns dem Brauttag ewiger Liebe und Seligkeit in die Arme.

Ecce nunc benedicite Dominum, omnes servi Domini:
Qui statis in domo Domini, in atriis domus Dei nostri,
In noctibus extollite manus vestras in sancta, et benedicite Dominum.
Benedicat te Dominus ex Sion, qui fecit coelum et terram!

Die im Haus des Herrn ihr wohnet,
Gottesdiener fern und nah,
Hebet segnend eure Hände!
Denn die stille Nacht ist da.

Laßt das Loblied weiterrauschen,
Das Jahrtausende schon klang,
Lasset Erd' und Himmel tauschen
Ihren süßen Minnesang!

Folgt mit eurem Lied der Sonne
Dankend um das Erdenrund,
Bis in neuer Jugendwonne
Uns begrüßt ihr Rosenmund.

Während trübe Nebel qualmen
Um der Erde Lust und Schmerz,
Laßt den Jubelruf der Psalmen
Freudig lodern himmelwärts.

Singet, betet, jubelt, flehet
Nimmer müde Tag und Nacht,
Bis der Weltenbau verwehet
Und die Ewigkeit erwacht!

4. Im Lande der Seen.

Da wären wir also endlich im Lande der Seen, und zwar das nicht nur, insofern Schottland überhaupt seiner vielen Buchten und Binnengewässer wegen mit Recht das Land der Seen genannt wird, sondern auch, weil hier gerade, wo wir uns befinden, dieser Reichthum an größern Gewässern seinen Höhepunkt erreicht. Vom River Clyde aus nordwärts in der Richtung sowohl gegen die Hebriden und den caledonischen Kanal als auch gegen die Felsenfeste von Stirling hin findet sich ein vollständiges Netz von Seen, weit größer und ausgebreiteter als das der Mittelschweiz. Wohin ich mich auch wenden mag, werde ich von zwei zu zwei Stunden oder auch in kürzern Zwischenräumen einen neuen See treffen, bald durch schroffe Hügel, bald durch ein kleines Hochthal, bald durch ein wahres Labyrinth von Hügeln und Schluchten von dem vorigen getrennt, immer mit verschiedener Zeichnung, mit neuen landschaftlichen Reizen, mit Burgen und Dörfern romantisch verziert oder durch wilde Einsamkeit noch romantischer gemacht. Die langgestreckten Buchten, von denen die Westküste ausgekerbt ist und die sich vielfach wieder in Seitenarme ausbreiten, hat die alte Volkssprache mit Recht nicht von den süßen Binnenwassern unterschieden; denn landschaftlich sind sie ihnen völlig gleich, wenn auch Ebbe und Fluth noch etwas von der Bewegung und Großartigkeit des Meeres in sie hineintragen. Indem sie das Seenetz mit dem Meere selbst und dem Inselreich der Hebriden in Verbindung bringen, erhöhen sie den Zauber des Landes nicht wenig und vollenden dies ganze wundersame Gewebe von Meer und Land, Insel und fester Küste, Berg und Thal, Wald und Feld, Oede und Paradies, das, unaufhörlich sich kreuzend, durchschlingend, verwirrend und lösend, den Boden selbst zum landschaftlichen Roman macht.

Die wahre Methode, ein solches Land zu genießen, ist, wie nun von selbst einleuchten wird, eine Fußreise, nur durch Nachenfahrten über die verschiedenen Seen unterbrochen. Eine solche Reise vom Clyde aus hinauf gen Inverneß dürfte bei dem unbeständigen Wetter dem gewöhnlichen Touristen allerdings zu beschwerlich, aber für den Landschaftsmaler und Dichter müßte sie ein unerschöpflicher Genuß sein. So prosaisch sich nämlich das Leben in Schottland wie anderswo gestaltet hat, im Volke hat sich doch noch viel

Eigenthümliches, Althergebrachtes, Poetisches erhalten. Die gälische Sprache selbst mit ihren Liedern und Erinnerungen, ihren bezeichnenden Ortsnamen und ihrem fremdartigen Klang ist ein solcher Rest alter, noch nicht zur Einförmigkeit herabgesunkener Zeit. Was aber die Romantik der Landschaft wie der lebenden Bevölkerung mit stets neuen Reizen umkleidet, ist die unbändig wilde, hochromantische Jugendgeschichte dieses kräftigen Berg- und Küstenvolkes, zu welchem sich die Bewohner des ähnlich gestalteten und ebenso buchtenreichen Griechenlands am entgegengesetzten Pol Europas gerade so verhalten wie die feinen plastischen Gestalten des Olympos zu den naturgewaltigen Göttern der nordischen Mythologie.

Mir war der Hochgenuß einer solchen Fußreise schon durch die Zufälligkeit meiner Reise überhaupt, meine Vereinzelung, meine mangelhafte Vorbereitung und anderweitige Umstände abgeschnitten. Sehr wohlfeil dürfte sie sich auch nicht stellen in einem Lande, in welchem man bereits, wie in der schönen Schweiz, daran gewöhnt ist, den Fremden als zinsbringenden, gleichsam vom Himmel selbst gesandten Engel zu begrüßen.

Der Leser muß deshalb so gut wie ich auf das Interessante und Schöne verzichten, was ein künstlerischer Wandersmann über dies merkwürdige Land berichten könnte. Ich kann diese Reiseromanze nicht schreiben, da sie sich nur bruchstückweise vor mir aufthat, obwohl die einzelnen Bilder mich ahnen ließen, daß die Wanderung von selbst, ohne alle Fiction, ein Stück Poesie werden müßte.

Ich erwache heute anstatt in meiner armen Zelle in einem reichverzierten Schlafzimmer. Als daher das Morgenlicht an meinen Augenlidern tupft, sie aufmacht, an der Pupille krabbelt, am Sehnerv läutet und endlich an die Seele fährt, da geht es mir fast wie dem Kesselflicker Christophorus Sly, der sich in der Pracht des Herrenhauses selbst nicht mehr kennt. Aber das dauert nur einen Augenblick. Ich glaube den Spruch des Laienbruders zu hören, der mich sonst zu wecken pflegte: Venite, adoremus! Kommet und lasset uns anbeten! „Mit dir ist's nicht weit her," ertönte es alsbald in mir, „du bist und bleibst ein armes Menschenkind, das heute wie alle Tage Gottes Gnade nöthig hat; deshalb beginne nur rasch dein Gebet, damit der Tag vernünftig, menschenwürdig und christlich anfängt." Ich verabschiede also alle aristokratischen Hochgefühle eines vornehmen Villenbesitzers und kehre zur schlichten Nüchternheit meines christlich-demokratischen Daseins zurück.

Beim Frühstück war man sehr zufrieden mit mir, daß mir Schottland gefalle, fast so gut, in einigen Punkten besser, in andern weniger als die Schweiz. Daß sich in meinen vielen Vergleichen mit der Schweiz etwas Heimweh bekundete, wurde nicht übel aufgenommen. Denn der Schotte hängt wie alle Bergvölker gar innig an seinem Land, träumt unter den Oel-

bäumen des Südens und der Palme des Orients gerne von seinen Seen und von den Blumen der Heide und kehrt froh aus den Herrlichkeiten Londons in sein einsames Hochland zurück. Diese mächtige Liebe zur Heimat, in der sich tiefes Naturgefühl mit den Erinnerungen altnationaler Unabhängigkeit verschwistert zeigt, ist vielleicht der reichste Grundaccord schottischer Lyrik und hat auch in diesem Jahrhundert noch eine große Fruchtbarkeit in Volks- wie Kunstpoesie bewährt. Doch davon mag später noch die Rede sein. Unterdessen freute es mich, daß meine schottischen Freunde den Naturschönheiten wie den geschichtlichen und poetischen Erinnerungen der Schweiz volle Gerechtigkeit widerfahren ließen. Zum Lohn für meine schottischen Sympathien aber wurde eine Spazierfahrt veranstaltet.

Dieselbe war ganz so, wie ich sie brauchte, um einen möglichst vollständigen Ueberblick über den Charakter des Landes zu gewinnen — sie ging erst einer Bucht, dann einem Alpenthal und einem eigentlichen Landsee entlang über einen Paß, von welchem aus die Landschaft stundenweit in ihrem Hautrelief vor uns lag, an einen dritten See, bedeutender als die erstern, diesem entlang um eine breite Landzunge herum, dann völlig um die erste Bucht wieder zurück an den Clyde — alles in ein paar Stunden. Es war eine Rundfahrt von wirklich seltener Abwechslung und, wie man mir sagt, eine der schönsten am Clyde. Das Wetter war insofern sehr günstig, als es anfangs ungünstig war und in der kurzen Zeit alle mittlern Tonstufen seiner Scala durchlief — zuerst trüb bis zum Regen, dann windig kämpfend, allmählich sich aufheiternd, endlich völlig sich klärend zum hellen, goldenen Sonnenschein. Dadurch gewannen nicht nur die Landschaftsbilder an eigenthümlicher Verschiedenheit, auch ihre Gesamtheit erhielt größern Antheil an der mannigfaltigen Wolkenbildung, welche in der Landschaft des Nordens wie in den Meerbildern eine so bedeutende Rolle spielt.

Was die schottische Muse so viel und so innig besingt, ist ja kein ewig blauer Himmel, kein blendender Sonnenglanz, keine üppige Vegetation und kein glühender Farbenton: es sind weit mehr die ernsten, trüben, strengen oder melancholischen Seiten der Natur, wie sie in steter Abwechslung, gleich dem nahen Meere, sich rasch verdüstern, rasch verklären und gerade dadurch so genußreich sind. An diesen Wechsel ist man hier so gewöhnt, daß, obwohl ich im stillen einen ständigen Landregen erwartete, von einem Aufschieben oder Aufgeben der Fahrt nicht einen Augenblick die Rede war. Man bereitete in aller Ruhe das Nöthige für Regenwetter vor — Shawls, Decken und Regenmäntel mit Kapuzen — und fuhr dann gemüthlich ab. Der Wagen war niedrig genug, um von ihm aus fast so gut wie als Spaziergänger die jeweilige Landschaft zu genießen. Aber das Unangenehme beim Fahren ist, daß man, wenn eine schöne Aussicht

sich zeigt, nicht gleich innehalten, nicht hinsitzen und das Gesehene skizziren, nicht träumen und dichten kann; alles flieht und fliegt vor den Augen dahin, vermischt sich mit dem Folgenden, und was man noch glücklich gerettet zu haben meint, das verfliegt im Wechsel des Gesprächs und neuer vorüberziehender Bilder. Ein Genuß ist es immerhin, ein so mannigfaltiges Panorama im Flug zu durcheilen, in freundlicher Gesellschaft, die das Amt eines Cicerone zuvorkommend ausübt, und ohne alle Sorgen, die den Fußgänger stören mögen. Einen solchen Genuß aber durch eine Beschreibung mitzutheilen, daran verzweifle ich. Man möge mit Andeutungen vorlieb nehmen.

Am Heiligen See. Diese schöne Bucht habe ich bereits beschrieben — sie bot ungefähr denselben Anblick wie gestern vom Nachen aus. Nachzutragen ist, daß sie früher Quarantainehafen für die Schiffe war, die nach Glasgow fuhren. Seinen Namen aber hat der Heilige See von einer klösterlichen Niederlassung, die sich schon in altersgrauer Vorzeit an seinem Ufer erhob. Es ist auch hier ein herrlicher Platz für ein Gotteshaus — so still lag es hier, am See zugleich und am Fuß des malerischen, damals noch wohl reich umwaldeten Hügels, freundlich, aber doch ernst, wie jenes gewaltige Geschlecht von Mönchen, das Schottland civilisirt hat. St. Mun soll der Apostel geheißen haben, der zuerst vom meerumflutheten Jona hierher kam, um die damaligen Wilden zu Christen und die Wüste zum Garten umzuwandeln; daher heißt denn auch der Ort Kilmun, Kirche des Mun, und gar lieblich schaut die Kirche zwischen Ulmen, Eschen und dunkeln Eiben hervor, ein schönes Andenken an all das Gotteslob, das fast ein Jahrtausend lang von diesem Platz des Friedens aus ertönte. Denn auf die alten Mönche aus Columbas Schule folgten regulirte Chorherren, denen der Laird Duncan Campbell hier freigebig ein Kloster stiftete, und so klang der Psalmengesang hier fort, bis ihm Knox ein Ende machte. Aber ganz ist er noch nicht verstummt. Nicht ungehört verhallt der Aufruf, den die Kirche Tag für Tag von hunderttausend geweihten Lippen hin durch das ganze Erdenrund an alle Creaturen ergehen läßt. An jedes Hälmlein, das da zittert im Morgenwind, an jedes Käferlein, das da spaziert am dunkeln Gestein, an jeden Vogel, der vom schwankenden grünen Gezweig sein Morgenlied hinaustrillert über den leise wogenden See, auch an den See selbst, der im grauen Eremitenkleid schweigend ruht zwischen den ernsten, sinnenden Hügeln, und an die Hügel, die wie Gebet still gen Himmel ragen, und an die Wolkenberge, die feierlich darüber hinziehen — an sie alle ergeht der Ruf: Laudate Dominum! Und jeder und jedes singt das Lob des Herrn in seiner Weise und zittert bis in die letzten Atome hinein von jenem Lob und Preis, dem die Kirche in ihrem heiligen Psalterium die Worte leiht.

So ist es also mit dem Heiligen See, und nicht umsonst heißt er der heilige. Wenn er aber heute von den Lobpsalmen allmählich in die Bußpsalmen übergeht und schließlich gar ein langes Gesicht macht, so kann ich nicht helfen. Zu solchen Gesängen ist nachgerade auch Stoff in unsern Zeiten. Uebrigens zum Weinen kommt's noch nicht, und wie der See allmählich verschwindet und wir in das Thal des Echaig einlenken, scheint es sich fast wieder aufhellen zu wollen, so daß dieses liebliche Thal, obwohl ohne die Hochzeitsmusik des Sonnenscheins, noch recht idyllisch aussah. In anmuthigen Windungen schlängelt sich der Bach, von dem das Thal den Namen hat, von Norden her durch grüne, samtene Matten und zwischen Hügeln, die steil, höckerig, alpenartig von der Thalsohle aufsteigen, bald ästig vordringend, bald in kleinen Schluchten und Mulden zurücktretend,

Widder aus dem schottischen Hochland.

unten bald mit Wald bald mit einzelnen Baumgruppen und allerlei Buschwerk verbrämt, oben gar einsam und heideartig. Ihrem Fuße eng sich anschmiegend, zieht sich die schmale Straße zwischen üppigem Gesträuch dahin. Die Hügel hinauf weiden große Schafherden in dickem Wollpelz, mit starken, gewundenen Hörnern, wie Abrahams Widder in der Biblischen Geschichte abgemalt wird. Da und dort steht ein zierliches Jägerhäuschen auf einem Hügelvorsprung auf der Lauer. Denn an Hasen und Kaninchen fehlt's nicht, Feldhühner und anderes Gevögel lebt sehr vergnügt unter dem dichten und hohen Kraut der hügeligen Heide, und so ist noch Jagd genug, wenn auch — eigentliche Parke ausgenommen — kein Hirsch mehr kommt, um am Bach oder See zu trinken. Im übrigen ist das Thal ein völliges Pastorale, und ich bukolisirte demgemäß in Virgils Eklogen herum und wollte mir eben eine ländliche Novelle zurechtlegen, als die niedern

Streifwolken über uns zu spielen begannen — langsam, aber deutlich, und das erste Kapitel war, daß wir uns prosaisch zuknöpften bis ans Kinn und uns gegenseitig mit allen Sorten von Witterungsprophezeiungen zu trösten suchten.

Am Dunkeln See. Während dieser schweren Prophetenarbeit kam uns ein neuer See in Sicht, schmal, aber sehr lang, viel zackiger als der Heilige See zwischen die Hügel gebettet, stellenweis grau, mit dem grauen Himmel schmollend, stellenweis noch dunkler von ernstem Waldessaume beschattet und beherrscht. Er ist ein wirklicher Süßwassersee und heißt Loch Eck. Ob das nun das keltische Eck ist, was „dunkel" bedeutet, das weiß ich nicht. Genug, der See war wahrhaft dunkel und einsam, ganz wie gemacht, um den Helden meiner Novelle für mehr als zehn Kapitel geheimnißvoll zu verbergen und ihn dabei allen Gefahren eines ringsum wüthenden Krieges preiszugeben. Eine Stunde weiter liegt wieder ein See u. s. w. bis an die Meeresküste. Ohne die mindeste Unwahrscheinlichkeit läßt sich also die Geschichte an den Ocean, an wilde Felseninseln hinüberspielen. Von unten lassen wir Seeräuber aufmarschiren, von oben Landspitzbuben. Aber halt! Unser zweites Kapitel ist, in einer gemüthlichen Schenke die Lösung der Wetterfrage abzuwarten und uns, nach dem Rathe des Dichters Burns, bei „Hans Gerstenkorn" zu erquicken.

Hans Gerstenkorn war ein kühner Held,
Erfüllt von edler Gluth,
Und wer von seinem Blute trinkt,
In dem strömt Heldenmuth.
Laßt leben drum Hans Gerstenkorn
Und nehmt das Glas zur Hand:
Nie möge sein blühend und groß Geschlecht
Aussterben in Alt-Schottland!

Viel willkommener aber war es uns, als sich die Regenwolken verzogen und hie und da wieder das Blau zwischen den sich langsam durcheinanderschiebenden Wolken hervortrat. Denn zu meiner großen Freude ging es jetzt die Hügel hinan, und zwar zu Fuß; es war ein Alpenpaß im kleinen, in steten Windungen hinaufklimmend; rechts und links erheben sich breite Kuppen, über denen sich immer wieder neue zeigen; im Rücken liegt der See, der mich freilich am meisten beschäftigte — fast alle zwanzig Schritte drehte ich mich wieder um, um mein Auge daran zu weiden. Der Wind arbeitete mit wechselndem Erfolg an dem schönen Gemälde, brachte bald blaue, duftige Töne hinein, zauberte bald wieder trübe Melancholie darüber, ein rechter Kampf von Hoffen und Fürchten, Leid und Freude, melancholischen Anwandlungen und rosigen Stimmungen. — —

Du dunkler See, du tiefer See,
So voll von wirren Traumgewalten,
Von Nixentanz und Nachtgestalten,
Vom Zauber längst entfloss'ner Zeiten,
Vom Gold verschwund'ner Herrlichkeiten,
Vergiß dein Sehnen und dein Weh,
Du dunkler, tiefer Bergessee!

Du dunkler See, du tiefer See,
Wie friedlich ruhst du nun im Thale!
Von deiner reinen Opferschale
Erheben sonnenhelle Düfte
Sich gleich Gebeten in die Lüfte —
In Freude löst sich Kampf und Weh,
Du dunkler, tiefer Bergessee!

In der That war der See wunderschön, und als er zuletzt noch, ein schönes blaues Dreieck, aus dem Thale heraufguckte, da war er mir schon ganz ans Herz gewachsen, so daß ich ihn sehr vermißte, als ich ihn nicht mehr fand. Ich wendete meine Aufmerksamkeit nun dem Heidekraut zu und den einfachen Blümchen, die dazwischen hervorängeln, und der Distel, die so wild und stachlicht darüber hervorschaut — gar schlichte und einfache Dinge und gewissermaßen die Verneinung üppiger Vegetation. Aber die schottische Lyrik ist ganz voll davon und besingt die Distel wie eine persische Rose, das bescheidene Glockenblümchen wie eine Hyacinthe und das Heidekraut wie Lorbeer und Myrten. Die Distel ist schon seit uralten Zeiten das Emblem von Schottland, der Distelorden (auch Andreasorden) der höchste Orden der schottischen Aristokratie, der nur zwölf Mitglieder zählt, und das Heideblümchen ist als Zeichen der ältesten und mächtigsten Clans, der Macdonalds und Mackenzies, hochberühmt. Eine Pflanze von außerordentlich schöner Zeichnung ist auch die Distel jedenfalls. Was an ihr hervorgehoben werden kann, ist ihre Genügsamkeit, die schlichte Anmuth ihres Baues und die stachlichte Wehrhaftigkeit ihrer Blüthe und ihrer Blätter. Darin symbolisiren denn die Poeten den schottischen Nationalcharakter: einfach, schlicht und abgehärtet, aber edel und schön und vor allem ritterlich und wehrhaft. Keiner rührt die Blume der schottischen Unabhängigkeit an, ohne sich die Hände blutig zu reißen. Daß die anscheinend so unbedeutenden und einförmigen Elemente der Heide in ihren Massen merkwürdig schöne Effecte in Farbe wie Zeichnung hervorbringen und mit ihrer Insectenwelt das anziehendste Schauspiel gewähren, fand ich auch hier wieder bestätigt. Vor uns hatte sich der Himmel völlig geklärt — und als wir die Höhe des Jochs erreicht hatten, lag ein langgestreckter neuer See herrlich blau im vollen Sonnenglanz vor unsern Augen.

Am Schiffsee. Das ist also der Skip-Fjord, jetzt Loch Long, durch das einst Hako, der Norweger, vom Clyde her mit einer Expedition ins Land brach. Waren das romantische Zeiten, da man ohne Dampf gen Island und Grönland fuhr, selbst Amerika heimsuchte und von Westen her in Schottland einfiel! Jetzt würde das den Herren Norwegern nicht mehr einfallen, und doch werden die guten Leute auch dort meinen, sie seien jetzt gar viel weiter als ihre gigantischen Väter. Einzelne Segler und ein Dampfer zeigten uns, wie schön das gewesen sein mag, als das norwegische Geschwader langsam vom Clyde her einzog durch die Bucht. Denn Loch Long ist nur ein Arm der See, der sich aber weit ins Land hinein erstreckt. Wir sind nun oben auf der Hügelkette, welche das Holy Loch, das Thal des Flüßchens Echaig und den Dunkeln See von dem langen Schiffsee trennt und sich zu einer breiten Landzunge erweitert. Vor uns liegt erst noch ein Stück Heide den Berg hinab, dann folgen Wiese, Feld, Garten, Park, Villen und Dörfchen — und drüben am andern Ufer in umgekehrter Reihenfolge wieder dasselbe und weiter hinaus der Clyde und sein fernes jenseitiges Ufer — kurz und gut, das muß man gesehen haben; das Beschreiben nützt da nicht.

Wie die vorigen Bilder viel Einsames, Melancholisches hatten, so ward hier die Freundlichkeit der Landschaft durch die herrliche Beleuchtung erhöht. Unten angelangt, sind wir für ein halb Stündchen wieder an einem scheinbar völlig abgeschlossenen See, dessen eines Ufer wir in der Nähe genießen, während das andere über die blaue Seefläche lieblich herüberschaut. Der Vordergrund wurde immer reicher und mannigfaltiger, ein wahres Gegenstück zu der kaum durchwanderten Heide. Ueberraschend schön ist die Aussicht, wo Loch Long in den Clyde ausmündet — ich meinte, ich hätte diese Strecke noch nicht gesehen, so viel Neues bot der Vordergrund und die verschiedene Stellung. Die Bauernhäuser, die sich von englischen nicht unterschieden, häuften sich nicht so, um ein Dorf oder auch nur ein Weiler zu werden, waren aber zahlreich genug, um überall die Landschaft zu beleben. Bald kommen auch wieder ganze Reihen von Villen, alle mit poetischen und bisweilen hochtrabenden Inschriften, daß man meinen sollte, alle Großmächte müßten in ihnen einen Geschäftsträger halten, obwohl darin bloß ein glücklicher Kaufmann von dem vielen Geldzählen ausruht. Am jenseitigen Ufer, gen Osten, sagte man mir, sei eine Höhle, die sehr wichtig, weil ein Walter Scottscher Roman dort endigt. Dort sollen nämlich die Freibeuter im 52sten Kapitel des „Heart of Midlothian" gehaust haben. Die arme Effie, jetzt Lady Stounton, entdeckt dort in dem jugendlichen Gefährten des Räubers Donacha Dhu (bitte, das „ch" möglichst schweizerisch auszusprechen) ihren verloren geglaubten Sohn, der unterdessen nach Amerika und wieder zurück gelangt und eben ein Landstreicher geworden ist. Aber die Wieder-

erkennung führt zu nichts. Der Arme ist zu verwildert, geräth wieder in Gefangenschaft und Knechtschaft, verwickelt sich in eine Verschwörung, flieht zu einem Indianerstamm und ist wahrscheinlich bei diesem für seine übrige Lebenszeit geblieben. Während die Schwester Effies als fromme Bibelleserin in dem stillen Glück eines ländlichen Hauses endigt (Lohn der Tugend), sucht die unglückliche Effie erst zehn Jahre lang in Saus und Braus vornehmen Lebens ihre leidenvollen Schicksale zu vergessen, weist dann aber eine zweite Ehe von sich, zieht sich in ein Kloster auf dem Continent zurück, ohne jedoch den Schleier zu nehmen, und „lebt und stirbt in strenger Abgeschlossenheit und in der Ausübung der römisch-katholischen Religion mit all ihren minutiösen Gebräuchen, Vigilien und Strengheiten" (Strafe des Leichtsinns ꝛc.). Eine merkwürdige dramatische Gerechtigkeit! Es ist übrigens sonderbar, wie tief sich Scotts Romane in die Gemüther eingebürgert haben. Man sprach mir von dieser Höhle wie von einer völlig historischen Oertlichkeit, und sie ist auch als solche in den Reisehandbüchern angegeben. Da die Effie eine skandalöse Person ist, läßt sich leicht denken, wie vortheilhaft solche „Legenden" für die Beurtheilung des Katholicismus wirken. Ich fühlte mich wirklich famos geschmeichelt, zu hören, man werde für alle möglichen Verirrungen dadurch gestraft, daß man katholisch werde.

Aber unterdes sind wir um Strone Point, die Spitze der Landzunge, herum wieder am Holy Loch angelangt, natürlich auf der andern Seite — also wieder ganz neue Zeichnungen und Aussichten. Da die Elemente des Bildes ungefähr dieselben sind, obwohl sie gleich schönen Variationen eines Themas immer neue Reize bieten, so will ich sie nicht weiter ausmalen. Der ebene Uferstrich ist übrigens breiter, als man von jenseits her glaubt, und gibt einer reichen Garten- und Wiesenlandschaft sowie dem weit auseinander liegenden Dorf Kilmun genügenden Raum zu malerischer Entwicklung. Ich konnte mir nun weit besser als zuvor die civilisatorischen Arbeiten der alten Mönche vorstellen, die den Fruchtbaum hier eingebürgert und zuerst Gärten und schöne Felder gepflanzt, überhaupt jenen Segen über das Land verbreitet, dessen es sich im Mittelalter erfreut hat. Denn daß Schottland seither an Bodencultur nicht viel gewonnen, eher verloren hat, ist eine auch von protestantischen Historikern anerkannte Thatsache. Weit entfernt, von dem ewigen Schauen müde zu werden, guckte und guckte ich rings um mich und genoß und freute mich, bis der Heilige See umfahren war und unsere Kutsche wieder am Ufer des Clyde innehielt. Es ist wirklich eine schöne Landschaft, und hat etwas Eigenartiges, was man in der Schweiz kaum findet.

Ich habe da eben einen Ton angegeigt, den ich noch etwas weiter spielen muß, denn er gehört zu meinem Lieblingsstückchen. Es ist der Gedanke, daß die Civilisation des Mittelalters sich nicht im Kreise und auch

nicht krebshaft rückwärts bewegt hat, sondern vorwärts, und zwar in einem langsamen, würdigen und vernünftigen Tempo, und daß die Völker dabei besser standen als in der fieberhaften Springfluth unserer modernen Weltbeglückung. Es hat mich das bei der heutigen Spazierfahrt recht lebhaft beschäftigt. Wie vertheilt sich die schöne Landschaft, fragte ich mich unwillkürlich, und welchen Vortheil hat die Menschheit davon, daß der Mönch und die Kirche aus diesem Land hinausgeworfen wurden, das sie doch zuerst bepflanzt und wohnlich gemacht haben? So viel nun auch die schottischen Poeten von Freiheit und Unabhängigkeit, von besiegten Tyrannen und Triumphen alter Zeit singen mögen, factisch dient so ziemlich das ganze Land dem Handel und der Industrie, d. h. einigen wenigen Kapitalisten, welche das gewöhnliche Volk unter ihrer Botmäßigkeit halten. Diese Erwägung verengte und dämpfte bedeutend den Enthusiasmus, in den mich das schöne Land versetzt hat, und es thut mir das leid. Denn der Patriotismus, die Freiheitsliebe, der kriegerische Muth, die männliche Abhärtung, der Ernst und die Religiosität, welche diesem Volke innewohnen, haben mich unwiderstehlich angezogen und mich mit großer Zuneigung erfüllt. Indem seine Poesie unwillkürlich auf frühere Tage zurückgreift und in ältern Motiven lebt, ist eigentlich schon angedeutet, daß die Neuzeit hier wie überall recht herzlich prosaisch ist und daß in der geschmähten Vergangenheit gerade die glücklichen socialen Zustände liegen, aus welchen die Poesie nicht elegisch, sondern voll und lebendig, lyrisch und episch hervorquillt. Das haben auch schottische Geschichtschreiber, namentlich Tytler, aus den Documenten der alten katholischen Zeit klar genug dargethan. Schottland war im Mittelalter so gut bebaut und cultivirt, als es nur seine geographische Lage verstattete. Weizen, Hafer, Gerste, Bohnen und Erbsen wurden fast durch das ganze Land hin in genügender Fülle gezogen. In den alten Roteln erscheinen eine Unzahl von Mühlen und Brauereien — jedes Dörflein und jeder Weiler hatte seine eigene —, von Theetotalismus und Temperanzschwindel fand sich keine Spur. Aus den großen Quantitäten von Weizen, welche in den Roteln erwähnt werden, schließt man mit Recht, daß Weizenbrod die gewöhnliche Nahrung war. Weit ausgedehnter als die Kornfelder waren aber besonders im Hochland Wälder und Weidegründe, und die Viehzucht überhaupt die vorzüglichste Erwerbsquelle. Bis in den höchsten Norden hinauf war Reichthum an Rindvieh und wurde die Schafzucht in ausgedehntem Maßstabe betrieben, so daß das Land nicht nur selbst das nöthige Fleisch zur Nahrung besaß, sondern auch Stoff zu warmer Kleidung und darüber hinaus zur Woll-, Tuch- und Lederausfuhr. Vor allem aber boten die Seen und das Meer mit seinen zahllosen Buchten dem Fischfang ein unerschöpfliches Gebiet, weit über die Bedürfnisse der täglichen Nahrung hinaus eine Quelle ausgedehnten und einträglichen Handels. Mit einem Wort,

wir haben da hoch im Norden und bei nicht sonderlich günstigen Verhältnissen des Klimas und Bodens ein Land vor uns, das allen seinen Bewohnern das Nöthige zum Lebensunterhalt liefert und, wie die Geschichte zeigt, ein überaus kräftiges, gesundes und glückliches Volk ernährt. Vom Fischfang redend, sagt aber Tytler: „In diesem wie in allen andern Zweigen des nationalen Wohlstandes waren die Mönche die großen Verbesserer und lehrten durch ihre Geschicklichkeit und ihren Unternehmungsgeist die großen Barone und Landeigenthümer mit samt ihren Vasallen und Hörigen, wie viel Reichthum und Vortheil aus den Meeresstrichen, Seen und Flüssen ihres Landes gezogen werden könnte." Mochte sich der Grundbesitz auch auf wenige vertheilen, der einzelne hatte viel mehr Nutznießung, Nutzen, Vortheil, Antheil an dem Land, als dies jetzt unter der Herrschaft des großen Kapitals der Fall ist. Man hat berechnet, daß ein Arbeiter in jenen Zeiten bei etwas guter Arbeit sich im Tag eine fette Gans, vier Laib Brod und eine Gallon Ale verdienen konnte, in frischer freier Luft, in Gottes schöner Natur, mit frühem Feierabend und ohne schlimme Gefahren des Leibes und der Seele. So stand es in den Zeiten des finstern Aberglaubens, des Mönchthums und der „babylonischen" Herrschaft; das Volk war reich, glücklich und stark; es hatte seine eigene Sitte, Sprache und Tracht; es sprudelte über in einem unerschöpflichen Reichthum wahrer Volkspoesie; es war fähig, lange Kämpfe für seine nationale Unabhängigkeit zu führen, ohne daß sein Wohlstand oder seine innere Kraft herunterfank. Handel und Gewerbe entwickelten sich — allerdings nicht mit athemlos-nervöser Hast, aber mit sicherer und ersprießlicher Behäbigkeit. Die Kunst blühte in einem Grade, daß die neuere, zumal mit Rücksicht auf die seither gemachten Erfindungen, arm erscheint. In der Poesie wie in der Architektur greift man ja unwillkürlich in die Formen und Motive früherer Zeit zurück. Das ist eben die heillose ultramontane Nationalökonomie; sie macht die Nationen groß und glücklich, es wird den Leuten wohl dabei, und das Glück strömt in die Massen, alle erhalten ihren Antheil am Boden des Landes und an der schönen Natur, an Licht und Luft und Freiheit und nationalen Interessen, an heimatlicher Kunst und Poesie. Es mag Arme geben und Bettelleute — aber es gibt keinen Pauperismus. Tytler schließt seine Schilderung der socialen Zustände des Mittelalters mit der Bemerkung: „Hieraus erhellt nothwendig, daß die arbeitenden Klassen in jenen Zeiten recht gemüthlich gelebt haben müssen." Chalmers sagt: „Das Volk war wohlgenährt, und die niedern Klassen erhielten einen viel reichern Theil animalischer Nahrung, als sie heutzutage bekommen. Sie zogen Vieh, Schweine und Geflügel in Hülle und Fülle und genossen das zu Haus mit reichlichem Brod, Käse und Bier." Hallam aber meint: „Nach jedem Zugeständniß, welches man machen mag, ist es schwer, der Schlußfolgerung

zu entgehen, daß der Arbeiter der Gegenwart in den Subsistenzmitteln seiner Familie weit hinter seinem Vorfahr vor vier Jahrhunderten zurücksteht." Das sagen drei protestantische Geschichtschreiber erster Größe, und ihr Beweismaterial liegt offen vor. Wie kommt es nun, daß das alte, katholische Schottland viel bedeutender, größer und glücklicher war als das Schottland unserer Tage? daß man den offenbaren Rückschritt „Fortschritt" nennt und die Kirche noch immer scheut und haßt, die jene blühenden socialen Zustände geschaffen?

5. Vom Clyde nach Oban.

Die zwei Tage, welche ich für meinen Besuch in Kirn bestimmt hatte, waren mir zu rasch verflogen; aber die Zeit drängte, und ich wünschte in den wenigen Tagen, über die ich verfügen konnte, möglichst viel von Schottland zu sehen. So ließ ich mich denn auch durch die freundlichsten und dringenden Bitten nicht bewegen, von meinem Reiseplan abzugehen, sondern fand mich am dritten Tage morgens gegen 9 Uhr am Landungsplatz von Kirn ein, um in Caledonien einzudringen und das Ende von Britannien zu finden, wie einst die kampfeslustigen Römer des Agricola es wollten.

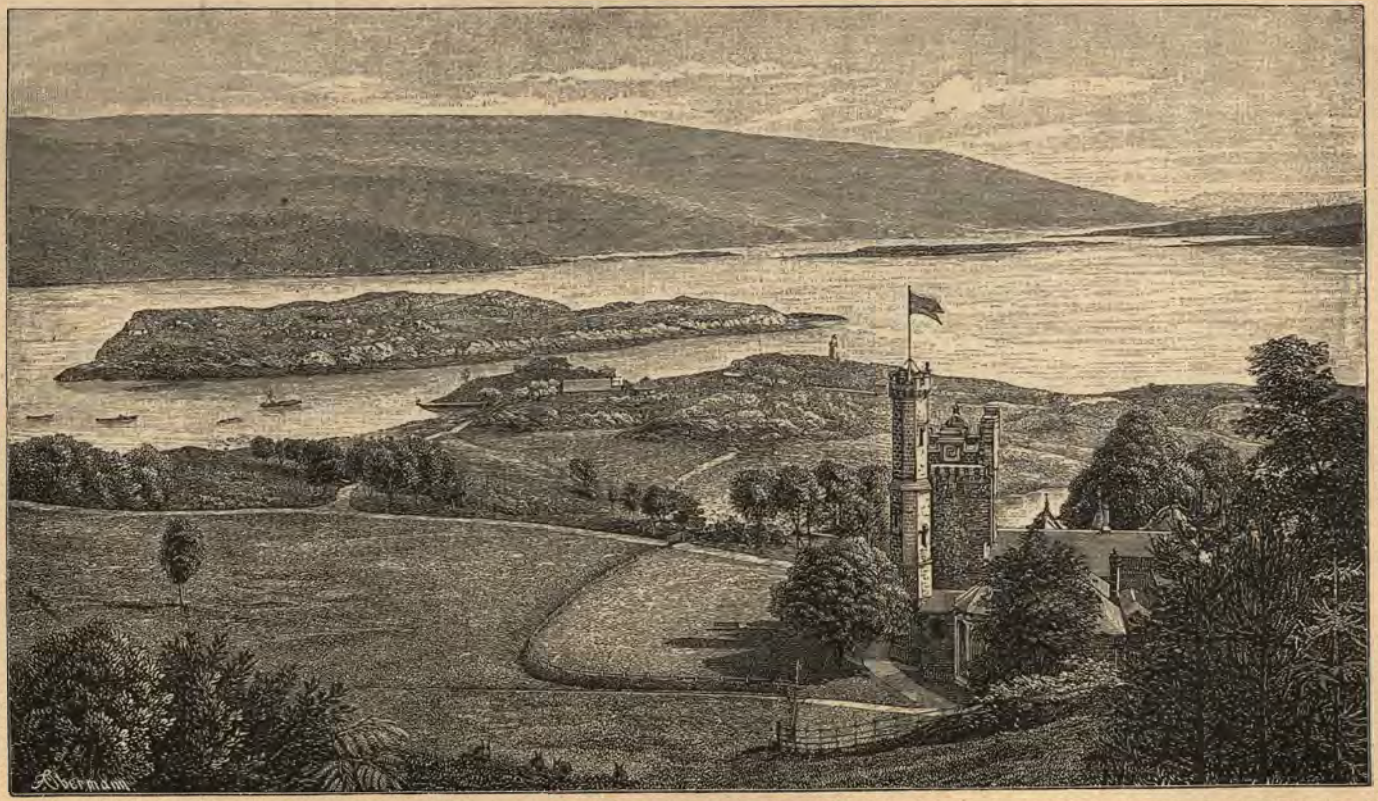
Sehr angenehm war es mir, die Fahrt genau da wieder anzuknüpfen, wo ich sie vor zwei Tagen unterbrochen. Es war ja auch eigentlich keine Unterbrechung gewesen, sondern nur ein weiteres Studium und Genießen dessen, was ich aus der Ferne und vom Dampfschiff aus obenhin gesehen hatte. Der Clydefluß hatte sich vor meinen Augen zum Strom, zum See, zum Seecomplex erweitert, ich hatte diese herrliche Entwicklung ins einzelne verfolgt und lebhaft vor mir — jetzt öffnete er sich langsam zum weiten, großen Meeressund, „Cedernhäuser auf den Riesenschultern: sausend wehen über seinem Haupte tausend Flaggen durch die Lüfte, Zeugen seiner Herrlichkeit. Und so trägt er seine Brüder, seine Schätze, seine Kinder dem erwartenden Erzeuger freudebrausend an das Herz". Das ist ganz herrlich, wie der mächtige Strom dem alten Vater Ocean um den Hals fällt[1]. Groß und majestätisch dehnt sich die weite, bläuliche Fläche auch bis an die Grenzen des Horizonts, nur noch durch die niedrige Küste von Ayrshire, einen schmalen grünen Streifen, von dem sonnigen Himmel getrennt; in der Ferne aber fließen Himmel, Erd' und Wasser ineinander. Das ist eine gute Ouvertüre zum heutigen Tag, der nicht eine landschaftliche Novelle wie gestern, sondern ein breiter, spannender, bilderreicher Roman werden soll.

So fahren wir denn richtig auch schon geradenwegs in den Süden, um natürlich in den Norden zu kommen. Das ist aber nicht etwa eine poetische Anwandlung des Kapitäns, sondern es liegt in der romantischen Anlage

[1] Die Vermischung des Flusses mit der Salzfluth findet freilich viel weiter oben statt. Aber der Uebergang zum Meerbusen wird hier erst dem Auge recht bemerklich.

der Natur, d. h. dieser Wassermassen, die sich um alle möglichen Ecken und Kanten herum schließlich in den Norden winden. Für einen Theil der Fahrt hat allerdings menschliche Kunst durch einen Kanal nachgeholfen; aber dann fängt gleich die Natur selbst wieder zu romantisiren an, daß man bis zum letzten Kapitel nicht weiß, wo es hinaus soll. Walter Scott, der längst vor Dampfschiff und Eisenbahn in jedem Winkel seiner Heimat zu Hause war, hat diese Romantik der Gegend in eine der schönsten seiner romantischen Epopöen: „Der Herr der Inseln", verwoben und darin den ersten Helden des schottischen Mittelalters, Robert Bruce, zugleich mit den Herrlichkeiten der Westküste aufs neue unsterblich gemacht. Eine überaus glückliche Verbindung: der romantische Nationalheld und seine größte nationale That auf dem schönen Hintergrund jener Landschaftsbilder, für welche die Nation selbst mit Recht die innigste Begeisterung empfindet. Da nun Bruce hierdurch in alle Reisehandbücher und in den beständigen Verkehr mit allen Touristen gerathen ist, so darf auch ich nicht an ihm vorbeigehen. Unangenehm ist nur, daß er gerade den umgekehrten Weg gemacht hat. Nach Irland vertrieben, schifft er als armer Abenteurer hinüber an die Hebriden, kommt von dort herab nach Arran und an den Clyde, fährt denselben hinauf und dann hinüber nach Stirling, schlägt die große Befreiungsschlacht von Bannockburn, und setzt sich endlich, der populärste der Könige, auf den altehrwürdigen Krönungsstein von Skone. Wir Touristen aber kommen vom Süden her und langen erst zuletzt bei jenen Inseln an, bei welchen Scotts Epopöe beginnt. So gehen denn die Citate rückwärts und sind nur dann genußreich, wenn man das Gedicht vorher gelesen und noch gegenwärtig hat. Dann ist es aber wirklich interessant, weil es die Gegend mit den romantischen Gestalten des Mittelalters bevölkert und hinwiederum von der Gegend selbst aufs köstlichste beleuchtet und gehoben wird. Da es zudem als echte Epik im historischen und nationalen Elemente fußt, somit Geschichte und Kunst sich in den Naturgenuß mischen, so hat es mir sehr gefallen, daß Scott auf dieser Fahrt so viel gelesen und studirt wird. Es erhebt dies das Reisevergnügen zu einem hohen Grad ästhetischen Genusses und würde dasselbe leicht auf den höchsten Grad erhöhen, wenn Scott in der Schilderung des Mittelalters nicht allzusehr in gewissen Vorurtheilen stecken geblieben wäre, welche ihn hinderten, das religiöse Moment jener Zeit in seiner vollen Größe, Schönheit und Erhabenheit aufzufassen.

Bald ist Toward Point erreicht, die Spitze der Landzunge von Cowal. Der Firth (Sund) des Clyde verdoppelt plötzlich seine Breite, nicht mehr durch Festland, sondern durch die niedrigen Hügel der Insel Bute begrenzt, über deren weichem Grün sich düster und gewaltig wie eine riesige Meeresburg die Granitfelsen der fernen Insel Arran emporthürmen: ein Stück altnordischer Heldensage und finstern Druidendienstes, weit zurückliegend hinter



Kyles of Bute.

den freundlichen Ufer- und Seebildern der Gudrun. An diesem Felseneiland von Arran wäre ich nun um alles in der Welt gerne gelandet. Nicht umsonst hat Scott einen großen Theil seiner Epopöe hier untergebracht. Sieht es schon von selbst unendlich poetisch aus und bevölkert es sich gleichsam unwillkürlich mit Gestalten von Bildern längst untergegangener Welten, so rückt auch das Urgestein, wie es nicht aus den Schichten vermittelnder Perioden, sondern unmittelbar aus dem Ocean emporstarrt, die Kämpfe der Urwelt in die Gegenwart. Die Großmächte der Urwelt, Wasser und Feuer, scheinen einander hier wie vor Jahrtausenden noch grollend gegenüberzustehen, und schäumend wirft der Ocean seine Wogen an den Felsen empor, die das Muspilli jener Riesenzeit aus dem Bauch der Erde ausgewühlt und spielend in die Fläche der See geschmettert hat.

Aber rasch dreht sich das Schiff gen Westen, und wir sind wieder von der Meerlandschaft auf einen anmuthigen See versetzt; eine schöne Bai thut sich vor uns auf, rasch nahen die Ufer — das Montpellier von Schottland, die liebliche Insel Bute. Sie ist etwa 24 km lang, 5 km breit, zum Theil sehr gut bebaut, ein Paradieschen in der Wildniß von Fels und Meer, und wird um ihres milden Klimas willen gern von Brustkranken aufgesucht. Der größere Theil der Insel gehört dem bekannten Convertiten Marquis von Bute, einem der Häupter des schottischen Adels, der etwas südlicher, an der Ostküste, das bedeutendste Schloß der Insel besitzt. Die Bai von Rothesay bildet einen gesicherten, natürlichen Hafen, der durch keine Bauten verunstaltet zu werden brauchte. Lieblich grün und theilweise bewaldet strecken zwei Landzungen ihre Arme nach unserem Schiffe aus, das Meer glättet sich zum sanften Spiegel, und in einigen Stufen, von reicher Vegetation umkränzt, hebt sich die Stadt Rothesay hinauf an die Hügel, wo ein altes Schloß sie krönt, eine frühere Residenz schottischer Könige, einst von Hako gestürmt, von den Schotten wieder erobert, von John Baliol verloren, von Bruce wieder erkämpft, 1685 von dem Marquis von Argyll zuletzt eingenommen, verbrannt und zerstört, das große ritterliche und historische Centrum der Gegend.

Die Kyles of Bute. Aus der friedlichen Bai von Rothesay fahren wir zunächst nördlich in einen schmalen See hinaus, der sich wohl zwei Stunden weit erstreckt — Loch Striban, den Lochs von gestern ähnlich, aber wilder und rauher und mit neuer Hügelzeichnung, ein so schönes, abgeschlossenes Landschaftsbild, daß das Auge völlig befriedigt darauf ruht. Aber langsam, den Knoten einer neuen Verwicklung schürzend, theilt sich der See; der breitere Arm wird bald durch ein Vorgebirge den Blicken entzogen, und die Hügel, die eben noch so entschieden aus dem Wasser emporsprangen, begrenzen als duftiger Hintergrund das Felsenufer des Stromes, auf dem das Schiff dahingleitet. Der Strom aber wogt mit uns dahin zwischen

dem buchtenreichen, buschigen, felsigen Ufer, von Hütten und Barken und vogelreichen Lauben und steinigen Landungsplätzen und grünenden Waldgruppen, immer neu, immer schön, in idyllischem Wechsel umgrenzt. Und nun verengt er sich. Das unerschöpfliche Skizzenbuch scheint endlich durchblättert. Waldbesäumte Hügel sperren den Weg, bläulich-grün ragen andere dahinter — was muß das für ein liebliches Alpenthal sein! Aber die Vorgebirge rechts und links schieben sich wie Coulissen auseinander — das Alpenthal ist ein schöner runder See; an seinem Ufer erhebt sich eine altersgraue Burg und Wald, dichter, dunkelgrüner Wald, aus dem die Heide in Hügelwellen emportaucht.

Allein wie kann ich es auch nur versuchen, dieses schöne, wundervolle Landschaftsbild in seinem steten Wechsel und in seiner bunten Mannigfaltigkeit zu zeichnen? Warum hat man noch keinen Apparat erfunden, um eine solche Landschaft ununterbrochen photographisch aufzunehmen, damit das Bild sie zeige, wie das Auge beim Voranstürmen des Dampfers sie schaut? Nur so wäre es möglich, wenigstens annähernd einen Begriff zu geben von diesen Buchten und tausend kleinen Zacken und Vorgebirgen, von dieser Hügelwelt, die von einem Märchenerzähler bunt durcheinander gewürfelt scheint, von diesen Jagdrevieren, Fischerplätzen, Weidegründen, Villen, Farmerhäusern, Schifferhütten, diesen ganz verloren einsamen Thälchen, diesen plötzlichen weiten Fernsichten, diesem Neu-Emportauchen schon entschwundener Bilder, dieser engen plötzlichen Verwicklung der Landschaft — das nun alles, malerisch gemischt und sanft ineinander fließend, schließlich in einen gewaltigen Meeressund ausmündet, den ferne Granitfelsen wie Wartthürme begrenzen: das sind die berühmten Kyles of Bute — ein Bergesmärchen, ein Sommernachtstraum, ein Festspiel, von dem Dichter aller Dichter, dem ewigen Herrn der Natur, spielend dahingeworfen. Was Wunder, wenn in diesem Tanz von Lichtern und Schatten, von Wellenschlag und wiegenden Zweigen auch die Phantasie erwacht und die feuchte Woge mit grünlichen Nixen, den zerklüfteten Fels mit neckischen Kobolden und den schwarzen Wald und die blühende Heide mit tanzenden Elfen belebt! Tausend stille Naturkräfte walten und weben ja mit an dem köstlichen Bilde und lächeln freundlich daraus hervor und grüßen uns von ihrem noch viel freundlichern Herrn. Warum sollten wir ihnen nicht ein Kindergesichtchen andichten und sie auch schön grüßen und durch sie ihren ewigen Herrn! Aber auch vom Dampfschiff muß man sagen, daß es seine Sache brav gemacht hat. Es konnte zwar nicht wie ein Nachen bei jedem einzelnen Bildchen stillestehen, aber es hat dafür den Eindruck des Ganzen gewahrt, indem es mit so zauberischer Leichtigkeit durch die märchenhafte Bilderwelt dahinschwebte, langsam genug, um Zug um Zug zu verkosten, schnell genug, um das Auge durch nichts zu übersättigen. Und wie es sich nun durchgewunden durch all die Irr-

gänge, setzt es wieder doppelte Kraft ein und schwingt sich hinaus aufs offene Meer, das in der Nähe in silbernen Wellenrücken glitzert, in der Ferne sich in schimmernde Streifen verliert, aus denen schwarz und phantastisch die granitene Felsenfeste von Arran in aller Majestät und Größe hervorstarrt. Das macht denselben Eindruck, wie wenn man durch eine niedliche Waldschlucht auf einen freien Bergesvorsprung hinaustritt und eine Trümmerwelt von Felsen rund um die bläuliche Ebene in weiter Ferne erblickt. Aber das Meer ist noch größer, gewaltiger, unvergleichlich erhabener — ein herrlicher Ruhepunkt nach dem reichen Bilderwechsel unserer Fahrt, und wenn sie hier schlösse, so muß ich sagen, ich fände das Bisherige für eine Tagreise wahrhaft schon lohnend genug.

Doch unser Dampfer rastet nicht. In weitem Bogen fährt er um die Landspitze von Ardlamont hinein in Loch Fyne, eine Bucht, die an der Mündung fast zwei Stunden breit sein mag, sich rasch auf weniger als eine verengt, dann wieder zu zwei Stunden Breite erweitert, in zwei Arme theilt und mit dem einen über 64 km weit nordöstlich ins Land hineinragt. Wir sind hier vom Meer wieder in eine vollständige Seelandschaft gerathen. Die Scenen vom Clyde erneuern sich, aber in größerer Dimension, mit rauhern Formen und Farben. Denn die Halbinsel Cantire, welche das Loch nach Westen begrenzt, ist die letzte Vormauer des Festlands gegen die westliche See, die in zahlreichen Buchten bis fast an Loch Fyne vordringt.

Wir legen an einem kleinen Vorgebirge an, das mich an die künstlichen Felsen erinnerte, die man aus Tropfsteinen manchmal in Gärten errichtet. Gerade so zerklüftet und löcherig steigt es aus dem Wasser empor. Auf einem kleinen Plateau liegen ein paar Häuschen, zu denen ein Felspfad hinaufführt. Das Schiff hält hier, Touristen kommen und gehen. Ein paar Stöße der ächzenden Maschine, und hinter der fliehenden Spitze erscheint die Bucht von Tarbert, ein allerliebster Bergsee, wenn er vorn geschlossen wäre, von einer Burg beherrscht, die Bruce gebaut hat. Von hier ist's kein Halbstündchen bis zum andern Loch Tarbert, das die Südspitze von Cantire fast vom Lande abgerissen hat. Man hat schon öfter dran gedacht, den kleinen Isthmus mittels eines Kanals zu durchschneiden. In alten Zeiten sollen Schiffer nicht selten ihre Kähne von einem Loch ans andere gezogen haben, und das erzählt Sir Walter auch von Robert Bruce.

„Der Bruce, der Bruce!" der Schlachtruf schallt,
Von Wald und Fels es widerhallt.
„Der Bruce, der Bruce!" es ringsum tönt,
Wie Tod durch Mark und Bein es dröhnt.
Es starrt der Feind. Er horcht und sucht,
Von wo sich hebt des Sturmes Wucht,
Der in dem Namen tost und sauft —
Vorn — hinten — überall er braust.

„Der Herr der Inseln.“ Da der alte Heldenname — wenngleich in sanftem friedlichem Nachklang — auf unserem Schiff ertönt und mit romantischem Zauber unsere Fahrt begleitet, so muß ich hier nun doch ein wenig von dem „Herrn der Inseln“ erzählen. Es ist das allerdings keine geistliche Lesung, aber immerhin etwas wie eine literaturgeschichtliche Skizze, für mich außerdem ein Stück der Reise. Die Epopöe endet natürlich mit einer Hochzeit, und merkwürdigerweise beginnt sie auch damit; das Mittelstück ist nur Verwicklung, um sie zu hemmen, zu verhindern und endlich doch zu verwirklichen. In den Rahmen dieses Romans nun ist Bruces Weg zum Throne so schön und kunstvoll hineingewirkt, daß der große Nationalheld groß und majestätisch, in schöner Liebenswürdigkeit und abenteuerlicher Lebendigkeit in den Vordergrund tritt. Während die „Maid von Lorne“, die Erbtochter eines der mächtigsten Geschlechter des Nordens, im Kreise von Rittern und Baronen auf einer Feste am Sund von Mull Hochzeit hält, erscheint der Kronprätendent von Schottland, ein armer, von allen verlassener Abenteurer, mit Bruder und Schwester allein von Irland herübergekommen, in elendem Schiff auf kämpfenden Wellen. Nacht und Sturm zwingen ihn, bei den Freunden Englands, seines Todfeindes, Schutz zu suchen. Das Gastrecht führt ihn in die festliche Halle, aber sobald er erkannt wird, siegt die politische Leidenschaft. Aufruhr stört das Fest. Man will auf Bruce eindringen, jedoch der Bräutigam Ronald vertheidigt ihn, und der Abt von Jona stiftet Frieden und segnet Bruce in langem, pathetischem Spruch. Indessen findet der Bräutigam, ein Anhänger Bruces, in des letztern Schwester Isabella eine frühere Jugendliebe und geräth in Widerspruch mit der von seiner Familie gewollten Vermählung mit Edith von Lorn. Diese entflieht in der Nacht, man weiß nicht wohin. Ein wilder Pirat Cormac Doil wird zu ihrer Verfolgung ausgeschickt. Gegen Morgen machen sich auch Bruce und die Seinen aus dem Staube: Isabella mit Eduard Bruce nach Irland, Robert Bruce mit Ronald und einem Gefährten in die nördlichen Hebriden, um von Insel zu Insel das Aufgebot an seine Anhänger ergehen zu lassen. Auf Skye fällt er dem Piraten Cormac in die Hände, der, die Gastfreundschaft verletzend, ihn nächtlich morden will. Aber Bruce und Ronald retten sich in heldenmüthiger Selbstvertheidigung und nehmen einen jungen, stummen Knaben mit, den sie als Gefangenen Cormacs getroffen. Das ist natürlich niemand anders als die verkappte Edith, die nun die ganze romantische Insurrectionsreise von Insel zu Insel in den Süden mitmacht. In Tarbert erscheint Bruce schon mit einer kleinen Flotte, zieht sie über den Isthmus und fährt Loch Fyne hinunter nach der Insel Arran, wo sich Isabella in einem Kloster befindet. Sie wird von Ronald entdeckt, und die verkappte Edith macht als stummer Bote ihr dessen neue Bewerbung kund. Bruce segelt dann den Clyde und Loch Long hinauf

und stößt zum erstenmal mit seinen Gegnern zusammen. Bei dieser Gelegenheit rettet Ronald der verkappten Edith das Leben, die ihr Interesse ganz dem Isabellas zum Opfer bringt. Diese aber, nicht weniger edel, will Klosterfrau werden, und so zieht Edith abermals zum Heer. Unterdessen hat sich ganz Schottland um das Banner Bruces geschart. In epischer Breite entwickelt sich das herrliche Schlachtbild von Bannockburn, in welchem Ronald durch Tapferkeit, Edith dadurch einen entscheidenden Ausschlag gibt, daß sie, sich selbst vergessend, die weichenden Schotten mit glühenden Worten zum Kampf anfeuert. Diese halten das Wort der „Stummen" für ein Wunder, kämpfen wie Löwen und siegen. Aus dem gewaltigen Kampf treten Edith und Ronald endlich an den Traualtar, Bruce auf den Königsthron, und das befreite, unabhängige Schottland feiert seinen höchsten Triumph.

Das ist offenbar ein Roman in optima forma, und manches ist fast mehr als romantisch. Doch bleibt die Verwicklung, wie gesagt, Substrat und Vehikel, um Schottland und seinen König zu feiern, der auch weit mehr in den Vordergrund tritt als Bouillon in Tassos Befreitem Jerusalem. Hätte Scott seinen nordischen Rinaldo, der eigentlich Angus Og hieß, noch etwas mehr zurückgedrängt, so hätte er leicht ein Epos schaffen können, das die märchenhaften Wanderungen der Odyssee mit den Kämpfen der Ilias verbunden hätte. Die Elemente zu beiden lagen da: die abenteuerliche Fahrt eines Verbannten und Geächteten durch eine wilde Meer- und Inselwelt auf den Königsthron — und der Riesenanprall zweier Nationen in einem gewaltigen Freiheitskampf. Ob Scott, wenn er mehr Epiker als Romantiker gewesen, heute noch so viel gelesen würde, das ist freilich eine andere Frage. Nicht ohne Grund hat er nachher den Reim völlig aufgegeben und sich ganz dem Roman in ungebundener Rede zugewandt.

Genug. Wie ich früher seine Poesie nicht recht zu schätzen wußte, so kam sie mir jetzt als Reisebegleiterin ganz herrlich gelegen. Seine geharnischten Figuren und ihr abenteuerliches Durcheinander, ihre piratenmäßige Wildheit und ihre ritterliche Galanterie, ihr unbändiger Freiheitssinn und kühner Unternehmungsgeist — das alles kam in dieser romantischen Gegend so natürlich heraus, als ob es so gewesen sein müßte; und mit Mönch und Abt und Kloster und Gelübden und Segen und Bann und religiösem Wunderglauben macht sich Scott so viel zu schaffen, daß man schon sieht, er habe tiefer als andere ins Mittelalter geblickt. Aber leider bleibt er am Aeußern hängen; er sieht in allem nur wesenlose Formeln und theatralischen Mummenschanz und macht, selbst wo er die religiösen Motive ernst und großartig zu verwerthen sucht, das Große und Erhabene halb zur Komödie. Die Natur dagegen hat er wahrhaft köstlich, wie ein echter, großer Dichter, zur Darstellung gebracht. Da ist alles Leben und Wirklichkeit, und wo ich

um mich schaue, auf Meer und Land, finde ich den Zauber der Landschaft im Gedichte wieder, nicht kleinlich ausgemalt, wie Stifter es thut, sondern mehr andeutungsweise ins Drama des menschlichen Lebens hineingewirkt und in ihm lebendig widerstrahlend.

So bin ich denn, ohne meine Freunde, die Touristen, zu belästigen oder von ihnen belästigt zu werden, wieder ein Stündchen weiter gekommen, durch das untere Loch Fyne, das in mannigfacher Weise bedeutsam ist. Es ist ein Hauptplatz für den Heringsfang, wie man mir sagt, und wird während der Fangzeit von einer ganzen Flotte von Fischerkähnen bevölkert. Dann ist es, wie wir schon gesehen, Bruces romantische Fahrstraße. Was mir aber den ganzen Weg noch interessanter machte, ist der Umstand, daß er, wenn auch nicht ausschließlich, sondern überhaupt mit dem Uferrand der Westküste, den Pfad bildet, den die christliche Civilisation von Jona aus ins Herz von Schottland genommen hat. Eine große, herrliche Erinnerung! Auf demselben Pfad ward nachmals der Katholicismus von der Reformation hinauf von Bucht zu Bucht bis in die Hebriden gedrängt, wo er sich auf einzelnen Inseln bis in die Gegenwart erhalten haben soll.

Um die Metamorphosen der Gegend aufs angenehmste fortzusetzen, theilt sich das, was der Rand des Seebeckens geschienen, in fast rechtem Winkel in zwei Thäler — das rechts gelegene mit der Fortsetzung von Loch Fyne verschwindet erst weit in der Ferne zwischen Hügeln, das links gelegene ist eine niedlich stille Seebucht wie Holy Loch. An dem Eingang des letztern, das Loch Gilp heißt, in Ardrishaig, hält der Dampfer, um uns ans Land zu setzen und anstatt unser eine neue, ebenso zahlreiche Touristenkarawane aufzunehmen, die aus dem Norden kommt und dichtgedrängt, Kopf an Kopf, schon am Ufer bereit steht.

Der Crinan-Kanal. Es ist jetzt über Mittag hinaus, die Sonne hoch und strahlend, die drei Seearme herrlich blau, die Gegend in dem scharfen Licht rauh, fast etwas öde. Da die Touristen aus dem Schiffe drängten, drängte ich auch, befand mich bald an der Spitze der Karawane und eroberte mir einen vortrefflichen Platz auf dem kleinen Dampfer, der schon zu unserer Weiterbeförderung auf dem Crinan-Kanal bereit stand. Dieser Kanal wurde schon im vorigen Jahrhundert begonnen, um die damals nicht ganz ungefährliche Umschiffung der langen Halbinsel Cantire abzuschneiden und eine leichtere und kürzere Verbindungslinie zwischen Glasgow und dem Norden zu schaffen. Handelszwecke walteten damals vor; jetzt wird der Personentransport wohl vorwiegen. Nun, der Kanal ist schon alt und seine allerdings regelmäßigen Ufer sind bereits mit der lebendigen Vegetation eines Flusses bekleidet. Er hat 15 Schleusen, von welchen unser Dampfer aber nur neun durchfährt. Um sich den Eindruck vorzustellen, den die Fahrt auf mich machte, muß man bedenken, was wir heut schon erlebt

hatten, und namentlich, daß die letzten Scenen groß, weit, prächtig waren — selbst die Oede des letzten Seebildes hatte bei der Weite des Gesichtsfeldes ihre Großartigkeit.

Jetzt kommt plötzlich ein neuer Abschnitt, der wie ein Kindermärchen aussieht — ein allerliebstes kleines Dampfschiffchen, ein Pony, ein Spielzeug, in einem engen Kanal, auf dem es gerade noch einem andern Schiff ausweichen kann. Haselstauden ragen vorwitzig an uns heran, und Schlingpflanzen strecken ihre Aermchen nach uns aus; breite Buchen spannen ihr Laubdach über den ruhenden Wanderer; Birken und Eschen zittern nahe und vernehmlich in der Brise, die von der See her weht. Da huscht eine Wiese, dort eine Villa, nun ein Wäldchen, nun ein freundliches Häuschen an uns vorüber. Wir sind im Grün der lieblichsten Landschaft gefangen und gleiten darin leise voran, hinaus in die träumerische Heide, die ohne See und wilden Fels, aber immer weiter und einsamer an uns herantritt. Nun kommen die Schleusen und zerstören für einen Augenblick das Gewebe des Traumes durch die prosaische Wirklichkeit mechanischer Vorrichtung. Aber man steigt ans Land. Ein paar echte Heidehäuser, darunter eine alte Schenke im Schatten eines Wäldchens, nehmen uns auf; Bauernkinder, schöne goldene Lockenköpfchen, bringen uns in Gläsern gute, köstliche Milch. Und nun geht's den Kanal entlang am Saum der Hügel, die, halb Heide, halb Alpenlandschaft, sich in beständigen Krümmungen und Wellen dahinziehen. Endlich hat das Schiffchen die Schleusen überstanden, und die niedliche Traumfahrt spinnt sich fort. Sie träumt uns hin an einem riesigen Moor, über das Hügelzüge und ferne Berge sich erheben, an Felsen, Wäldchen, Wiesen, Busch und Heide, an einem See, der nur durch einen schmalen Landgürtel von uns getrennt ist und mit seinen Vorgebirgen die Scene neckisch wechselt und verändert. So träumt sie uns immer näher den fernen Bergen der Nordküste und dem Ocean, der immer mächtiger in einer gewaltigen Bucht an uns herantritt. Duntroon Castle grüßt uns herüber vom felsigen Gestade, und unser Dampfschiffchen hat sein Werk gethan. Adieu, Heide! Was das für ein lieblicher Traum war, um so schöner, weil aus lauter Wirklichkeiten gesponnen! Wahrhaftig, über zwei Stunden hab' ich so geträumt und bin's nicht müde geworden. Nenne man mich nur immerhin Enthusiast! Das Gedicht, an dem ich da gelesen, hat der größte der Philosophen geschaffen, Er, der die Stufenleiter der Wesen, die Architektur des Weltbaues und die Harmonie aller Bewegung geplant hat. Im Niedlichen wie im Gewaltigen spielt seine Hand das Lied seiner Liebe, den Sonnengesang seiner Herrlichkeit.

Einfahrt in die Hebriden. Ein wahrer Sonnengesang war es nun schon, als das Meer wieder vor uns lag im vollen Glanz der nachmittägigen Sonne. Goldstreifen wob sie hin über die dunkeln Fluthen und

goldenen Duft an die Grenze des Firmaments, lebendige Gluth ins buschige Laubwerk des Gestades und fröhliche Lichter auf die Felsen der Bucht. Wohlig glüht sie am Hügelkranz des Festlandes; auch an die schattigen Bergesrücken ferner Inseln zaubert sie lichte Halden und Abhänge hin. Die Bucht öffnet sich; gen Osten erschließt sich eine neue, aus Meer und Wald und Fels zum schönsten Panorama ausgebaut. Wohl zwanzig kleine Inseln blitzen da wie Smaragden aus dem blauen Spiegel der See. Nach Westen ein weiter Sund, hinter welchem die Insel Jura mit ihrem langgestreckten Hügelrücken in die Meeresscene hineinragt, wahrhaftig wie der Schweizer-Jura, nur gleich unmittelbar an den Wasserspiegel versetzt. Und vor uns in der Mitte fünf kleine trotzige Inseln, wie Wartthürme oder Brückenpfeiler einer urweltlichen Riesenbrücke ins Meer gepflanzt, die Propyläen einer ganzen Inselwelt, die ferne zackig aus dem Meere auftaucht. Da ward mir nun zu Muth wie einem, der heut noch gar nichts gesehen hat — alle vorigen Bilder entschwanden vor dem einen herrlichen Bild, das so glühend und zauberisch vor mir lag. Und als nun die Mittagsglocke erklang und die Touristen wie Ausgehungerte in den Salon hinabstürzten, ließ ich sie und das Mittagessen und blieb oben und schaute selig in das Meer hinaus. Mein Lieblingsideal von Landschaft ist immer die Insel gewesen. Lindau und Mainau und Reichenau waren mir die liebsten Plätze am Bodensee. Von Robinsons Insel wie von Ithaka und Lemnos hatte ich stets mit der entschiedensten Vorliebe geträumt. Das hohe Meer war mir zu unermeßlich und ein einfaches Ufer nicht romantisch genug. Aber an einer Insel, da wird das Meer und seine Größe faßbar, das Land vereinzelt einem feindseligen Elemente bloßgestellt, Land und Meer in Verwicklung gebracht und zu einer neuen Fülle von Formen und Farben vereinigt. So kam es, daß ich mich an einer einzigen Insel schon entzückte, und nun lag ein ganzer Archipel vor mir hingestreut. Eine Musikbande, welche soeben zu spielen begann — denen unten als Tafelmusik —, lieferte eine willkommene Begleitung zu meiner seligen Rundschau. Gerade so melancholisch, wie das Trio dahinglitt, grüßten mich ferne Berge; gerade so lustig, wie plötzlich die Melodie umschlug, plätscherten die Wellen um das große Schiff. So fest, wie das Bombardon auf den Grundton zurückkam, trotzten die Felsen dem Anprall der Fluth, und so fröhlich, wie das Cornet über die Begleitung dahinhüpfte, trillerte der Sonnenschein über Land und See. Dazwischen murmelte und rauschte die See ihren wundersamen Contrebaß.

Sehr bezeichnend nennt man die vielthorige Straße zwischen den erwähnten Inseln „Dorus Mor", das Große Thor. Es ist nicht von pariſchem Marmor mit vergoldetem Architrav, sondern nur von zerklüftetem Trapp und moosigem Schiefergestein. Aber wild und knorrig steigt es aus dem Meer heraus und spottet der Brandung, welche die Fluth an die Pfeiler

heranzischt. Denn um die Reminiscenzen der Odyssee zu ergänzen, ist auch eine Charybdis da, ein Mahlstrom mit wildem Wasserreigen, den die eingeengte Fluth, zürnend anprallend und jäh zurückgeworfen, wieder anstürmend und höhnisch rückwärts geschleudert, in kämpfendem Wirbel mit sich selber tanzt. Für Kähne soll der Wirbelpfuhl nicht ungefährlich sein. Unser Dampfer glitt leichten Schrittes darüber hin, und die Musik übertönte das Gebrause der Salzfluth. Doch erzählt der Dichter Campbell, daß er es am stillen Abend drüben an den Küsten von Jura deutlich vernommen wie ein dumpfes Dröhnen von zahllosen Wagen.

Jenseits des Großen Thores beginnt nun ein Schauspiel, das in seinen steten Abwechslungen wie eine Oper auf mich wirkte, obwohl Meeresbrausen das einzige Instrument war. Auf dem Papier kann es nur ein Schiffskatalog werden. Inseln, Inseln, nichts als Inseln, links Risantry und Jura, rechts die Corra-Inseln und eine Landzunge des Festlands; — links die Corrybrechan- (Coirebhreacam-) Straße und die Felsen von Scarba, rechts die größern Inseln Luing und Shunna; Luing verspricht fast Festland zu werden, während die kleinen Fullah-Inseln schmale Straßen und weite Fernsichten öffnen; nun wird es links offen, und das Schiff zieht aufs Festland los; aber das ist wieder eine Insel — die Insel Seil. An den Schieferbrüchen von Easdale hält der Dampfer einen Augenblick wie müde vom Flug; wir sind in einer engen Straße zwischen zwei Inseln, die uns von beiden Seiten buchtig umspannen. Aber losgeschnellt vom Landungsplatz treiben wir abermals in die Weite, und wieder fangen uns Inseln ein. Das ist bald gesagt: Insel — aber wie das schön ist, dieses Theater, das alle zehn Minuten eine andere Scenerie hat! Jetzt sind wir zwischen malerischen Thermopylen eingeklemmt, jetzt auf das Blachfeld der See hinausgerückt, jetzt öffnen sich vier, fünf Straßen zwischen Felsentrümmern, jetzt treibt das Festland seine Hügel in den Inselkranz hinein. Wie ein Proteus nimmt der moosige Fels und die schäumende Fluth tausend verschiedene Formen an; immer Moos und Fels und dunkle Fluth und weißer Schaum, und doch ein immer neues formenreiches Panorama. Selbst die Bergesrücken des fernen Mull, die wie düstere Schattengestalten den Hintergrund begrenzen, nehmen mit dem Wechsel der Scene gleichsam andern Charakter an. Und als sich nun die Sonne gen Westen senkt und immer glühendere Lichter wirft auf das Geäder der klüftigen Riffe und die Kränze von Moos und das wilde Gestrüpp, und goldene Abendgrüße winkt an jede Bergkuppe der fernen Inseln, als die ganze gewaltige Einöde schwimmt und glüht in Sonnengold: welch ein Schlußchor war das zu unserer dramatischen Traumfahrt, ein Abendhymnus, voll Majestät und Herrlichkeit, voll Fugen und Accorden, wie ihn nur der Antiquus dierum auf der Riesenharfe des Meeres spielt!

Und hier, wo abermals zerklüfteter Basalt in dunkeln, phantastischen Säulentrümmern aus dem Meere aufsteigt, sind wir nun am Ausgangspunkt der schottischen Geschichte: hier ragen die Felsgestalten der ältesten Helden hinein in die titanischen Wolkenberge der Sage, hier begann die Civilisation ihren Riesenlauf. Auf diesen öden Felseninseln ertönte das „Benedictus", diese jetzt öde Wüste blühte in der Triebkraft heiligen Ordenslebens und hauchte den Meeresfluthen entlang einen Gottesfrühling über das ganze Land, als noch halb Europa im Todesschatten begraben lag. Illuminare his, qui in tenebris et umbra mortis sedent ad dirigendos pedes nostros in viam pacis!

Noch lange schaute ich zurück auf das wogende Meer, das wie Psalmodie auf- und niederfluthete — weit zurück in die Gestalten ferner Jahrhunderte, als unser Schiff schon längst in der Felsengasse von Kerrera gefangen war. Noch ein Viertelstündchen, und das Auge ruht in der schönen, runden Bucht von Oban, umkränzt von einer dreifachen Guirlande freundlich weißer Häuser, dunkelnden Waldes und einsamer Hügel, die rosig im letzten Sonnenstrahl erglühen.

6. Oban.

Da wären wir nun richtig im Hochland, und das Herz ist auch dabei. Ich sage jetzt nur: Das Lied ist nicht aus der Luft gegriffen. Prächtig ist's hier schon, und wer Freud und Leid der Natur mitzuempfinden weiß, der kann nach diesem Land schon Heimweh fühlen. Da nun auch die prosaische Gegenwart ihren Contrast hineingetragen hat, so darf man sich nicht wundern, wenn ich diesmal lyrische und andere Sprünge mache, und mir Poesie und Prosa bunt durcheinander geht.

Wo das Hochland (the Highlands) aber eigentlich anfängt und aufhört, das ist nicht so leicht zu sagen. Die einen geben diese, die andern wieder eine andere Grenze an. Unbestrittenes „Lowland" oder Tiefland ist jedenfalls die weite fruchtbare Fläche zwischen dem Clyde und dem Firth of Forth, welche sich von Glasgow nach Edinburgh und Stirling, von da weiter nach Dundee und St. Andrews nördlich und der Küste entlang bis gegen Stonehaven hinzieht, südlich aber bis an die Cheviotberge. Als ganz unbestrittenes „Hochland" gelten die nördlichen Gebiete von Caithneß, Sutherland und Roß, die jenseits des Caledonischen Kanals liegen, ebenso die Grafschaften von Nairn und Cromarty, Inverneß und Argyll und die sämtlichen Hebriden. Von den Grafschaften Moray, Banff, Aberdeen, Forfar, Perth, Stirling und Dumbarton wird dagegen nur je der nördliche und gebirgige Theil zum Hochland gerechnet. Am tiefsten südlich reicht das Hochland gegen Dumbarton hin, in die Nähe des Clyde.

Obwohl das Hochland einzelne fruchtbare und bebaute Strecken enthält — besonders in Roß und Cromarty —, so herrscht darin doch im allgemeinen Fels, Wald und Heide vor.. Romantische Berge und Seen nehmen einen großen Flächenraum ein, die Bevölkerung ist dünn, namentlich gegen den Norden hin, weite Strecken sind mehr oder weniger öde und unfruchtbar, höchstens zu Schafzucht oder allenfalls Viehzucht, aber nicht mehr zum Landbau geeignet. Der Caledonische Kanal, der Fort William mit den Lochs Lochy, Oich und Neß und endlich mit Inverneß verbindet, theilt das Hochland in zwei Theile, von welchen der südliche zwar in Ben Nevis und in dem Grampiangebirge höher aufsteigt, der nördliche aber dennoch entschieden rauher und öder ist.

Das Lowland war dem Hochland stets an Cultur voraus; die Söhne des Hochlands aber waren tapfere, an Entbehrung gewöhnte Krieger, kecke und unruhige Gesellen, auch wohl verwegene Räuber und Wegelagerer. Heute hat sich sowohl der Unterschied im Volkscharakter als auch die Sprachgrenze ziemlich verwischt.

Die alte Volkstracht sieht man nur noch an den schottischen Regimentern — in illustrirten Zeitungen und im Londoner Punch, höchst vereinzelt noch in rerum natura. Es freute mich deshalb, als mir die höchst malerische, kleidsame Tracht gestern an Ort und Stelle zu Gesichte kam, wie sie sich, zu Land und Leuten passend, aus dem hochpoetischen Sinn dieses kräftigen Bergvolkes, seinem freien und kriegerischen Naturleben und den klimatischen Bedürfnissen entwickelt hat. Es war gestern ein echter Hochländer mit auf dem Schiff, den ganzen Tag — ein schöner, hochgewachsener Mann, fast etwas hager, aber mit seinem wallenden Vollbart und seiner herrlichen Kleidung eine prächtige, martialische Gestalt. Während der Fahrt auf dem Crinankanal saß er vorn am Bugspriet, so daß ich ihn in voller Muße betrachten und ohne ihn zu belästigen mich recht herzlich an ihm freuen konnte. Unter der Gesellschaft nahm er sich freilich wie ein arger Anachronismus aus, aber zu der wilden Landschaft paßte er besser als alle, oder richtiger gesagt, er paßte zu ihr allein. Was das für ein köstlicher Kamerad war! Diese feste, stämmige Gestalt, diese markigen Züge, dieses bräunliche, abgehärtete Gesicht mit dem dichten Vollbart und dem schwarzen Haar und die kecke Mütze darauf mit den leichten, fliegenden Bändern! Brust und Arm treten in dem knapp anliegenden Wams kräftig hervor; der bunte, faltenreiche Leibrock verstattet leichte Bewegung; der nachlässig über die Schulter geworfene Plaid mit seinen buntfarbigen Würfeln bildet als Clanabzeichen eine ebenso malerische wie historisch interessante Decoration. Die breite Pelztasche am Gürtel, das unbedeckte Knie und die sandalenartig umbänderten Strümpfe geben den Beigeschmack wilden, urwüchsigen Jägerlebens, während die Stickereien auf Weste und Wams diesen Eindruck wieder in angenehmer Weise mildern. Die Farben sind nicht grell, aber doch lebendig, und stechen frisch aus den Tönen der Landschaft heraus. In jeder Stellung und Bewegung sah der Mann malerisch drein. Ich bevölkerte mir die Gegend gleich mit einem ganzen Clan solcher Leute. Die nahmen sich viel besser neben ihm aus als die Söhne der Neuzeit mit ihren katzengrauen und krötenbraunen Röcken: auf der einen Seite freie Söhne der Berge, Hirten, Jäger, Krieger, auf der andern blasse, langweilige Figuren, im Dienste des Geldes, der Maschine und der Druckerschwärze abgehärmt. Mir kommt es überhaupt vor, als ob unsere Civilisation alles Urwüchsige, Schöne, Poetische, echt Nationale aus dem Lichte der Sonne hinwegräumen wollte. Abends ladet sie dann alles ins Theater ein, zündet Gaslicht an und führt uns

die zerstörten Herrlichkeiten als Komödie um Geld unter die Augen. Es kommt so wahrscheinlich mehr Profit heraus, man kann auch alles besser registriren und regieren! — Als der Mann in Oban ausstieg, warteten seiner vier muntere, lebensfrische Buben, alle im gleichen Hochländercostüm, empfingen ihn mit freudigem Halloh und tanzten und sprangen um den Vater herum, wie es nur die herzlichste Liebe so unverdorbenen Naturkindern eingibt. Er liebkoste sie väterlich, und um die ernsten, abgehärteten Züge spielte ein Ausdruck der liebevollsten Herzlichkeit und Güte. Das sah so schön und malerisch aus und trug so sehr das Gepräge gesunden und biedern Familienlebens, daß ich unwillkürlich der freundlichen Gruppe in einiger Entfernung nachlief, während links und rechts die Gesandten der Hotels sich um die Passagiere zankten und die Touristen mühsam zwischen Scharen dienstbeflissener Geister sich ihren Pfad erkämpften. Ich war richtig schon tief ins Städtchen hinein und noch tiefer in die Vergangenheit gerathen, als mich der Abend endlich mahnte, auch an ein Logis zu denken und mit der Prosa unserer Tage, die schon auch ihre Vortheile bietet, vorlieb zu nehmen.

Da hatt' ich nun alles nur wünschbare Glück. Weil sich während der Reisesaison in Oban immer eine Anzahl Katholiken findet, wird für Gottesdienst von Glasgow aus gesorgt, und der Priester bleibt oft die ganze Woche über hier. So fand ich denn nicht nur Aufnahme bei einem freundlichen Collegen, sondern auch eine kleine Gesellschaft katholischer Herren, und was mich noch mehr freute, das Sanctissimum in einer einfachen, halb improvisirten, aber doch recht netten Hauskapelle. So ist denn der sacramentale Christus auch hier wieder aus Aegypten heimgekommen. Es wiederholen sich ja stets die Schicksale seiner irdischen Pilgerfahrt. Er verbirgt sich, flieht, geht in die Verbannung; aber er überlebt seine Gegner und ihre Verbannungsedicte, gibt seine Eroberungen nicht auf und kehrt, wenn auch oft erst nach Jahrhunderten, an die Stätten zurück, die er einmal durch seine Gegenwart geheiligt hat. Man mag sich denken, wie ich mich freute, ihn hier zu treffen und hier das heilige Meßopfer zu feiern, wo die ersten Apostel Schottlands es schon vor dreizehn Jahrhunderten darbrachten und mit ihm das große Werk wahrer Civilisation begannen.

Oban wird manchen wohl ein unbekannter Name sein; hier ist er in aller Munde, die große Parole von tausend Placaten, ein Stern des Wanderers und der Knotenpunkt seiner Wanderschaft. Wenn man von der historischen Bedeutsamkeit absieht, die sich hier auf einige Punkte der Umgegend vertheilt, ist es ungefähr, was Luzern für die Mittelschweiz. Noch im Anfang dieses Jahrhunderts ein unbedeutendes Dörflein, ist es jetzt zu einer Stadt herangewachsen mit ein paar Tausend Einwohnern, großen Hotels, einigen Banken, Zeitungen, Telegraph — und die Eisenbahn ist

schließlich auch nicht ausgeblieben. Sie hat sich erst von Stirling aus durch die Glens des Hochlands hereingewunden, und es war hier kein St. Gotthard zu durchbrechen, um ihren Raupengang bis an diese Küste fortzusetzen. Seither ist der Ort in immer rascherem Aufblühen begriffen und während der Sommermonate von zahlreichen Touristen besucht, die entweder hier durchreisen oder von hier aus, als von ihrem Excursionsmittelpunkt, das Hochland nach allen Seiten durchstreifen. Dazu ist er nun auch in der That herrlich gelegen — gerade mitten am Archipel der Hebriden, an der großen Wasserstraße von Glasgow nach Inverneß, unweit der zwei höchsten schottischen Berge (Ben Nevis und Ben Cruachan), mit der Ostküste durch eine pittoreske Kette von Seen und Landgürteln verbunden, schließlich selbst ein überaus lieblicher Platz, ein anmuthiges Felsennest, aus dem man leicht ausfliegt und in das man gern zu Rast und Ruhe zurückkehrt. Die Bucht, an der Oban liegt, ist zwar kein Goldenes Horn, aber ein wahres Horn des Friedens, ein träumerischer Halbmond stiller Wasser, dem unbewaffneten Auge völlig beherrschbar, gegen das Meer hin durch zwei Felsinseln, das langgestreckte Kerrera und die kleine Maideninsel, abgeschlossen, ein natürlicher Hafen von vorzüglicher Beschaffenheit und dabei aus jenen einfachschönen Landschaftselementen auferbaut, die, unerschöpflich reich in ihrer Zeichnung, auf das Auge unendlich mild und wohlthuend wirken. Das Mittelalter hat auf dem nördlichen Horn der Bai eine gewaltige Burg zurückgelassen, die, schon mit natürlichem Fels verbarricadirt, trotzig wie ein Titanenschloß in die Salzfluth hinausstarrt. Am südlichen Horn hat die Neuzeit ein paar kleine Feenpaläste und Villen hingepflanzt, die behaglich aus dunkelgrünem Tannengehölz hervorschauen. Die großen, modischen Hotels und die vier oder fünf Kirchen, welche die Vielheit der Bekenntnisse geschaffen hat, geben inmitten der kleinstädtischen Häuserreihen und ärmlichen Ueberreste älterer Zeit dem Ort ein stattliches Ansehen. Der lebhafte Verkehr hat den Strand mit Fahrzeugen aller Art und Größe bevölkert, und als Gegenstück zu dem freundlich weißen Segler, der möwengleich über die blaue Fluth dahinschwebt, liegt drüben am Inselstrand ein altes, dunkles Wrack, das trümmerhafte Denkmal einer Nordpolexpedition, an diesem Eiland, um das einst Scoten und Picten, Normannen und Sachsen miteinander stritten. Von den Wasserstraßen, die ins Meer hinausführen, verschwindet die eine bald als malerische Schlucht zwischen Felsen und Wald, während die andere, durch einen niedrigen Felsenwall beschützt und halb verdeckt, wenigstens stellenweis den offenen Blick ins Meer hinaus und an fernere Inseln gestattet. Ob das schön ist? Ein einfacher Gang am Meeresufer bietet da einen köstlichen Genuß und einen effectvollen Scenenwechsel, der um so angenehmer ist, als nichts Gemachtes daran ist, alles Natur — große und zugleich liebliche Natur.

Oban.

Aber nicht umsonst trug der alte Hochländer seinen Plaid, und nicht umsonst hat der Mann des 19. Jahrhunderts sich dieses toga-ähnliche Kleidungsstück angeeignet. Nach einem trüben Morgen, der übrigens der Landschaft wenig von ihrer Schönheit nahm, regnet es wieder zur Abwechslung, und ich muß auf den Genuß verzichten, die Gegend ringsum zu durchstreifen. Ich nütze die Zeit, um einige Kleinigkeiten zu notiren, die als Zubehör zum Landschaftlichen gelten mögen.

Was zunächst die Sprachen betrifft, die man hier zu hören bekommt, so herrscht das Englische natürlich vor. Bei Leuten aus dem Volke wird es aber so stark modificirt, daß ein völliger Dialekt entsteht, der sich der steifen Salonsprache gegenüber ungefähr wie Schwäbisch oder Schweizerisch gegenüber dem Hochdeutschen ausnimmt. Da ich nun nichts weniger leiden kann als eine Académie française oder eine Accademia della Crusca, Schnürstiefel und sprachreinliche Gewissensscrupel, so mag sich jeder schon denken, wie fröhlich mich das anmuthete, und ich gab mir alle Mühe, diese lebensfrische Opposition gegen das reine Englisch in ihrer Eigenthümlichkeit und Fülle aufzufassen. Da muß man nun schon das Ohr spitzen. Denn es wimmelt von Elisionen, Vocalveränderungen, und selbst die Consonanten kommen nicht ungeschoren durch. Dazu treten dann noch die specifisch eigenthümlichen Wörter und Wendungen, die oft viel schärfer, concreter, präciser und poetischer sind als die der Schriftsprache. Dem silbenstechenden Sprachbaumeister muß das allerdings als eine Caricatur, als eine spöttische Auflehnung gegen die flache moderne Auffassung der Nationalität erscheinen. Aber im Grund ist es weder Caricatur noch Auflehnung, sondern eine naturgemäße Entfaltung jenes Gesetzes der Mannigfaltigkeit, das sich aller künstlichen Centralisation entgegen im Menschlichen wie in der übrigen Schöpfung geltend macht. Walter Scott hat diesen schottischen Dialekt vollständig treu und lebendig in seinen Romanen verewigt. Uebersetzen kann man ihn nicht. Das Gemüthliche, Ländliche, Kräftige, Drollige, das darin liegt, geht beim Lesen auch großentheils verloren. Man muß das in natura hören. Damit man aber wenigstens eine Idee davon bekomme, schreibe ich hier ein Lied her, das James Hogg ganz im echten jakobitischen Stile gedichtet, und das mir ein Schotte mit größter Begeisterung zum Klavier gesungen hat.

Bonnie Prince Charlie. (Herzlieber Prinz Karl.)

1. Cam' ye[1] by Athol[2], lad[3] with the philabeg[4],
Down by the Tummel[5] or banks of the Garry[6]?

[1] ye anstatt you, auch im Altenglischen (in der Bibel). [2] Athol, Ortsname. [3] lad = Junge (lass ist das Femin. = Mädel). [4] philabeg, auch phillibeg oder kilt heißt der wollene Leibrock des Hochländers. [5] Tummel, Name eines Lochs und Glens. [6] Garry, ebenso.

Saw ye the lads wi' their bonnets and white cockades,
Leaving their mountains to follow Prince Charlie?

Follow thee, follow thee,
Wha[1] wad[2] not follow thee?
Lang[3] hast thou loved and
Trusted us fairly.

Charlie, Charlie!
Wha wad not follow thee?
King of the Highland hearts
Bonnie Prince Charlie![4]

2. I hae[5] but ane[6] son, my gallant young Donald[7],
But if I had ten, they should follow Glengarry[8]
Health to Macdonald[9] and gallant Clan Ronald[9]
These are the men that will die for their Charlie.

Follow thee etc.

3. I'll[10] to Lochiel and Appin and kneel to them
Down by Lord Murray and Roy o'[11] Kildarlie.
Brave Macintosh, he shall fly to the field wi' them,
These are the lads I can trust wi'[12] my Charlie.

Follow thee etc.

4. Down thro'[13] the Lowlands, down wi' the Whigamore[14]
Loyal true Highlanders down wi' them rarely,
Ronald and Donald on wi' the braid[15] claymore[16]
Over the necks o' the foes o' Prince Charlie.

Follow thee etc.

Ueberſetzung.

1. Kamſt du durch Athol, Junge mit dem Philabeg,
Herab am Tummel(ſee) oder die Ufer des Garry?
Sahſt du die Jungens mit ihren Mützen und weißen Cocarden
Verlaſſen ihre Berge, um zu folgen Prinz Karl?

Dir folgen, dir folgen, wer wollte dir nicht folgen?
Lange haſt du treulich uns geliebt und uns vertraut.

---

[1] Wha ſtatt who — das „a" waltet überhaupt vor und wird recht breit geſprochen. [2] wad für would. [3] lang für long. [4] Charlie = Tſcharli, die erſte Silbe ſehr gedehnt, der Affect ruht auf ihr mit großer Emphaſe. [5] hae ſtatt have. [6] ane ſtatt one. [7] Donald, Eigenname. [8] Glengarry, Name eines wilden Thales am Caledoniſchen Kanal und eines Clans. [9] Macdonald und Clan Ronald, Name zweier mächtigen Clans. [10] I'll, die gewöhnliche engliſche Abkürzung für I will. Lochiel, Appin, Lord Murray etc., Eigennamen. [11] o', Abkürzung für of. [12] wi', Abkürzung von with. [13] thro' — der O-Laut ſtatt des u. [14] Whigamore, breite Form für whig (Perücke), Spottname der engliſchen Partei. [15] braid (bräd) ſtatt broad. [16] claymore, das ſchottiſche Schlachtſchwert.

Karl, Karl! Wer wollte dir nicht folgen?
König der Hochländer Herzen, herzlieber Prinz Karl!

2. Ich hab' nur einen Sohn, meinen tapfern jungen Donald,
Aber hätt' ich zehn, sie sollten folgen Glengarry,
Heil dem Macdonald und dem tapfern Clan Ronald,
Das sind die Leut', die sterben werden für ihren Karl.

Dir folgen ꝛc.

3. Ich will zu Lochiel und Appin und vor ihnen knieen,
Hinab zum Lord Murray und Roy von Kildarlie,
Der wackre Macintosh, er wird aufs Feld mit ihnen fliegen.
Das sind die Jungens, auf die ich mich verlassen kann mit meinem Karl.

Dir folgen ꝛc.

4. Hinab durch's Niederland, nieder mit den Perückenmännern!
Treue, brave Hochländer (fallen) nieder mit ihnen selten.
Ronald und Donald, drauf los mit dem breiten Schlachtschwert
Ueber den Nacken der Feinde des Prinzen Karl!

Dir folgen ꝛc.

So schildert uns das Lied die Begeisterung, mit welcher die Jakobiten zum letztenmal aus dem Hochland hinabstürmten, um einen Stuart auf den Thron zu setzen. Es ist so wahr und einfach, ungekünstelt und warm wie ein echtes altes Volkslied. Alles ist concret, und die vielen Eigennamen zaubern in einigen vielsagenden Worten die Herrlichkeiten einsamer Seen, wilder Thäler und mächtiger, altehrwürdiger Stammfamilien vor die Seele. Die innige Liebe zum Heimatland und zur heimatlichen Unabhängigkeit wird noch concreter und lebendiger, indem sie sich fast mit der Zärtlichkeit der Kindesliebe um den Repräsentanten des alten, nationalen Königshauses schlingt. Man sieht und fühlt aus jedem Wort heraus, wie sie ihn lieb haben, den Bonnie Prince Charlie. Die Melodie ist etwas hüpfend, fast dudelnd, und klang mir das erste Mal viel zu unruhig. Aber da muß man auch das berühmte Nationalinstrument mit in Rechnung ziehen, das ich bereits in seiner Heimat liebgewonnen habe. Schon die zweite Strophe führte mich besser in die Schönheit der Sangesweise hinein. Aus der Unruhe des kriegerischen Aufgebots, des Sammelns, Grüßens, Fragens geht sie rasch in den kräftigen Ruf zur Waffenfolge über und ruht mit unvergleichlicher Innigkeit in dem Namen des königlichen Führers. Hätte ich mir nur eine Anzahl Dudelsackpfeifer und Hochländer zusammentrommeln können, wie Papa Göthe die Gondolieri auf den Kanälen der Lagunenstadt! So ein echt nationales Concert muß sich prächtig ausnehmen in der wildschönen Natur und mit dieser romantischen Tracht! Ich mußte mich aber begnügen, dies und andere Volkslieder am Klavier zu hören und mir das übrige mit der Phantasie zu ergänzen. Der gemüthliche Dialekt lebt

übrigens nicht bloß im Volksmunde und in den alten Liedern fort, er hat auch zahlreiche neuere Dichter gefunden, die sich seiner bedienen. Alten Volksweisen angepaßt, sind manche solcher neuerer Gedichte schon wieder zu Volksliedern geworden und nähren und behüten den alten reichen Quell der Poesie, den Schottland auch mitten in der prosaischen Gegenwart mehr als andere Völker bewahrt hat.

Das andere fremdartige Element, auf welches das Ohr hier stößt, ist das Gälische, jene merkwürdige Sprache der Kelten, die sich hier sowohl als in Irland und Wales (natürlich nur auf dem Lande) lebend erhalten hat und von deren ältern schriftlichen Denkmalen Irland einen noch bedeutendern Schatz besitzt. Von den Orts- und Eigennamen hier an der Westküste sind gar viele keltischen Ursprungs, meistens recht anschaulich und bezeichnend, und wenn man die Namen eines ganzen Umkreises zusammensetzt, so erhält man fast ein Stück Beschreibung, indem sich die wunderlichen Namen in sehr gewöhnliche Landschaftsbezeichnungen auflösen, wie Schwarzer Berg, Schöne Bucht, Dunkler See, Großer Garten, Großes Thor u. dgl. Das Schöne und Interessante, was in diesen Namen liegt, durch officielle Uebersetzung ins Englische zu vertilgen, wie man anderswo die polnischen Namen germanisirt, dazu ist man hier viel zu freisinnig, poetisch und vernünftig, und der Staat leidet gar keinen Schaden dabei. Diese keltischen Hochländer entrichten ihren Zinsgroschen so gut wie der englische Farmer, und sie fechten die englischen Schlachten mit so treu und wacker wie Erins Söhne und die tapfern Scharen Albions.

Unter den Stuarts gab es auch einen gälischen Hofdichter — poëta laureatus. Der letzte, der diesen Titel führte, war Jan Lom, von den Engländern John Macdonald genannt, ein begeisterter Jakobit, der 1689 die Schlacht von Killikrankie gegen die Engländer mitfocht und kraftvoll besang:

Hört ihr? Hört ihr? Wie der Wirbelsturm, der Gäle,
Nach Lochaber braust nieder von Loch Neß nach Loch Eil, —
Und die Campbells kamen, zum Schlachtheer gereiht,
Gleich Wogen heran — und wie Schaum sie zerstoben!
Lang wird unser Kampflied den Siegestag loben!

Die Nationaltracht stirbt noch rascher aus als die Sprache, oder besser gesagt, sie ist schon ziemlich ausgestorben und kommt nur noch in vereinzelten Reliquien vor. So sehr das zu bedauern ist, so natürlich ist es doch, da sich die Verhältnisse, aus denen sie entsprang, ganz geändert haben. Die Bewohner dieser Berge und Thäler mögen, tapfer und kräftig, wie sie sind, noch immer tüchtige Soldaten abgeben; aber das alte Jäger- und Kriegerleben hat den friedlichern Beschäftigungen Platz gemacht. Die Clanverfassung ist längst entschwunden, mit ihr die markirte Eigenthümlichkeit, welche

das Hochland nicht nur von andern Völkern, sondern auch von den übrigen Schotten unterschied. Jeden Tag dringt gewissermaßen die Neuzeit mehr vom Süden gegen den Norden und von den Hauptstraßen in die Nebenthäler vor und verwischt mehr und mehr die Ueberreste alter Gebräuche, Sitte und

Hochländischer Dudelsackpfeifer und Schwertertanz (S. 112).

socialer Verhältnisse, die sich dort noch etwa erhalten haben mögen. Da verliert natürlich auch die eigene Nationaltracht an Halt, Sinn und Bedeutung.

Das Auffallendste an der alten Tracht ist wohl ihr Sansculottismus, der bei dem vielen Regen, der Kälte und den fürchterlichen Winterstürmen

der schottischen Berge die Abhärtung eines echten Nimrodsohnes voraussetzt und von selbst auf ein rauhes Jäger- und Kriegerleben hinweist. Die Beinkleider wurden durch den Kilt oder Philibeg ersetzt, einen wollenen, faltigen Leibrock, der bis auf die Kniee reichte und die Zeichnung und Farbe des Clans trug. Ueber diesem hing der Sporan herab, eine breite Tasche aus Thierfellen, die Haare nach außen gekehrt. Die Strümpfe reichten bis an das Knie und hatten wiederum Farbe und Zeichnung des Clans. Die Schuhe, Brogues, waren sandalenartig, aus dichtem Leder, aber durchbrochen und ließen Wasser ein und aus. Brust und Arme waren mit einer Weste und einer eng anliegenden Jacke bekleidet, die mit silbernen Knöpfen, oft auch mit Stickerei geschmückt, oben offen war, so daß das leinene Hemd hervorkam, dessen Kragen über die Jacke geschlagen wurde. Der Plaid, eine Wolldecke mit Fransen, ebenfalls für jeden Clan von besonderer Zeichnung und Farbe, wurde nach Art der römischen Toga von der linken Schulter unter dem rechten Arm durch über den Rücken geworfen und an der linken Schulter mit einer goldenen oder silbernen Brosche befestigt. Diese Brosche war meistens mit einem großen Cairngorm, einem Krystall von der Farbe des Topas, geschmückt, der im Kampf als edelste Siegesbeute galt und deshalb in Geschichte, Lied und Sage seine Rolle spielt. Die Mütze war verschiedener Gestalt, immer leicht, klein, vorn mit einer Rosette, hinten mit langen Bändern geschmückt. Am gebräuchlichsten war die von Glengarry, die sich als Soldatenmütze bei der britischen Armee im Gebrauch erhalten hat. Alle trugen darauf das Abzeichen des Clans in Silber, der Häuptling überdies eine Adlerfeder. Die Waffen bestanden aus einem langen, geraden, zweischneidigen Schwert, dem vielbesungenen Broadsword, und dem Dirk, einem zweischneidigen Dolch, in dessen Gehäng zugleich Gabel und Messer getragen wurden. Der Target, ein runder Schild, am linken Arm getragen, diente im Handgemenge zur Vertheidigung gegen Lanze und Pfeil, später gegen das Bajonnett. Diesen ältern Waffen gesellten sich später auch Feuerwaffen, Flinte und Pistolen, bei. Der Stoff der Kleidung war meist Wolle, bei festlichen Gelegenheiten aber trug man Jacke und Weste aus Sammet, Leibrock und Strümpfe aus Seide. Das Ganze war offenbar eine kriegerische Kleidung und war um so interessanter, als sie in der Mannigfaltigkeit der Zeichnung und Farbe das große politische Patriarchalsystem der Verfassung zu unmittelbarer Anschauung brachte. Jede der großen Stammfamilien war ein abgeschlossenes Ganzes, schon durch die Kleidung unterschieden, aber durch Verschwägerung und nationale Einheit mit den andern verbunden, und auch diese Einheit sprach sich wieder in dem übereinstimmenden Schnitt der Kleidung aus. Das war jedenfalls kurzweiliger und anziehender als die Eintheilung der Menschheit in Fräcke und Blusen, Cylinder und Kappen, steife Uniformen und eintönige Civilkleider, wobei

nur atomisirte Individuen und kolossale künstliche Menschenaggregate zum Vorschein kommen.

Wie alles Schöne, Poetische, Originelle, boten auch diese Eigenthümlichkeiten der Hochländer der komischen Auffassung eine leichte Handhabe. Es sind mir alte englische Broschüren und Spottlieder aus der Zeit der jakobitischen Kämpfe in die Hände gefallen, in welchen die Hochländer gar übel wegkamen: „Arme Teufel, die nicht einmal Hosen und Schuh vermögen; Hungerleider, die außer Hafer nie ein Brod noch Gebäck zu Gesichte bekommen; Dudelsackpfeifer, die unermüdlich ihre alten Helden beheulen; bettelstolze Aufrührer, die immerdar auf ihre Vorfahren pochen; Vagabunden, denen ihr Plaid als Zelt und Obdach dient; halbe Wilde, welche ihre Jagdbeute in Thierhäuten sieden oder roh verzehren, nichts als Wasser oder schlechte Suppe trinken und mit einer Zwiebel in der Tasche ganze Tage im Land herumstrolchen; kindische Menschen, die an Farben ihr Plaisir haben und mit Purpurlappen und nackten Knieen zugleich in der Welt umherstolziren; halbe Barbaren und Menschenfresser, die bis jetzt zu ihrem und anderer Unheil der Civilisation entgangen sind."

Inur'd to Hardships, proudly he disdains
The frosty wind, deep snows and show'ry rains;
And with a Bag of Oatmeal for his food
(To give the Loon refreshment on the road)
And a hard Onion, he pursues his course,
Trudges thro' Mire, and travels like a horse.
Whene'r his craving Thirst or Hunger calls,
For due subsistence, on his knee he falls,
And in the impression of a Hobby's hoof,
Where Rain lies mixed with other nasty stuff
He drops his Oatmeal, stirs it well about,
And leaning on his hands, sucks up the Grout;
Then jogs away with a contented mind,
Leaving his dirty Porridge-pot behind:
And, when thus strengthen'd by this poor Relief
Will tire an English Boor well fed with Beef.

— — — — — — — — — —

Proud of his ancestors, he boasts his name
And tells you of what Clan the Vassal came.
Hunger and Pride has made each Highland slave
Grow bold and desp'rate which himself calls brave.
So Rakes, mistaking, scandal to be fame,
Deem that their honours, others think their shame [1].

[1] Aus einer Broschüre: The highlander delineated. London 1746, die ich in Walter Scotts Bibliothek fand. Die Verse sind von etwa 1700.

Eine englische Spottballade aber schildert die „Blaukappen" also:

The blue cap lads
In rags and plaids
Whom Right Divine bewitches,
Forsaking their home
From the Highlands are come
In quest of shoes and breeches.

Each lawless Clan
Roars for the man,
Viceroy dispatched from Marli:
Big ayrs they assume
With the blessing of Rome
And toss their caps for Charlie.

With Bagpipe flute
Their Hero salute
And shouts as loud as thunder,
Some plead for the cause,
'Gainst Union and laws,
But more look sharp for plunder.

Den Blaukappenlads
In Lumpen und Plaids
Läßt das „göttliche Recht" keine Ruhe.
Sie ziehen von Haus
Aus dem Hochland heraus
Und suchen sich Hosen und Schuhe.

Jeder Räuberclan
Brüllt für den Mann,
Vicekönig gesandt von Marli:
Sie sind voll Trutz
Unter römischem Schutz
Und schwingen die Kappen für Charlie.

Ihr Heldenpack
Grüßt der Dudelsack,
Wie Donner brüllen die Leute;
Sie schreien von Thron,
Recht, Kampf, Union;
Doch ist's ihnen nur um die Beute.

Das ist ungefähr die Caricatur. Man kann das wahre Bild so ziemlich daraus erkennen: die schönen Züge eines rauhen, kräftigen Naturvolks, in welchem die ursprünglichste und ehrwürdigste Form der Staatenbildung, das patriarchale Stammsystem — der Staat aus der Familie herausgewachsen —, mit der naturgemäßen Entwicklung des privaten und des öffentlichen Rechts zu Tage tritt. Diese Stämme, die von den Zeiten der Römer an nicht

als Nomaden, sondern an feste Wohnsitze, meist ein bestimmtes Thal gefesselt, bis ins letzte Jahrhundert hinein sich in voller Lebenskraft erhalten haben, sind ethisch und politisch eine überaus interessante Erscheinung, eine ungemein anschauliche historische Widerlegung der sogenannten historischen Rechtsschule, die alles Recht aus dem großen Rechtspleroma, das man Staat nennt, ableiten will.

Als die Chiefs (Häupter) der großen Stammfamilien im Mittelalter zu Feudalherren und zum hohen Adel des Landes wurden, gab das patriarchale Element dem Feudalen eine überaus schöne Modification. Der Feudalherr war nicht das Haupt fremder Vasallen und Hörigen, sondern das Haupt seiner Familie, einer vielverzweigten Descendenz, welche, wenn auch abgestuft und vielleicht theilweise verarmt, doch durch die Bande des Blutes unter sich und mit ihm vereint war. Die Autorität des Adels ward durch die väterliche Beziehung nach unten gemildert, nach oben mächtig verstärkt. Der Häuptling war seinen Untergebenen durch das innigste Band der Angehörigkeit und des eigenen Interesses verknüpft; der Untergebene ehrte in seinem Oberhaupt sein eigenes Blut, seine eigene Ehre, seine eigene Familie. In Zeiten des Friedens konnte er auf dem Schloß des Führers auf gastliche Aufnahme rechnen, in Kriegszeiten sammelte sich da der ganze Clan.

Das Jagd- und Kriegerleben fand dadurch eine Milderung, daß die Hochschotten darauf angewiesen waren, sich selbst durch Ackerbau und Viehzucht das Nöthige zum Lebensbedarf zu erwerben. Da hierin jede Familie für sich selbst sorgte, blieb dabei ein gut Theil Unabhängigkeit bestehen, während das Zusammenwohnen in Dörfern oder Weilern (Clachans) ein gemüthliches sociales Leben herbeiführte. Ihr Ahnenstolz und die Verehrung ihrer alten Helden ist bei dem historisch-conservativen Gepräge eines solchen socialen Lebens ganz natürlich. Jede Familie hing an den Ueberlieferungen ihrer Altvordern, ihren ruhmreichen Thaten, Abenteuern und Errungenschaften. Hierin wie in den Herrlichkeiten des Landes selbst, seinen Seen, Buchten, Bergen, Felsen und Wasserfällen lag eine unerschöpfliche Quelle und stete Anregung echter Volkspoesie. Eine solche hat hier von den ältesten Zeiten an gesprudelt und des Schönen so viel erzeugt, daß die moderne schottische Poesie von selbst darauf zurückgriff, um sich mit lebenskräftigen, nationalen, romantischen Motiven zu versehen. Daß bei einem so poesie- und phantasiereichen Volke eine Vorliebe für das Wunderbare und Sagenhafte, auch für das Abergläubische hervortrat, dürfte kaum befremden.

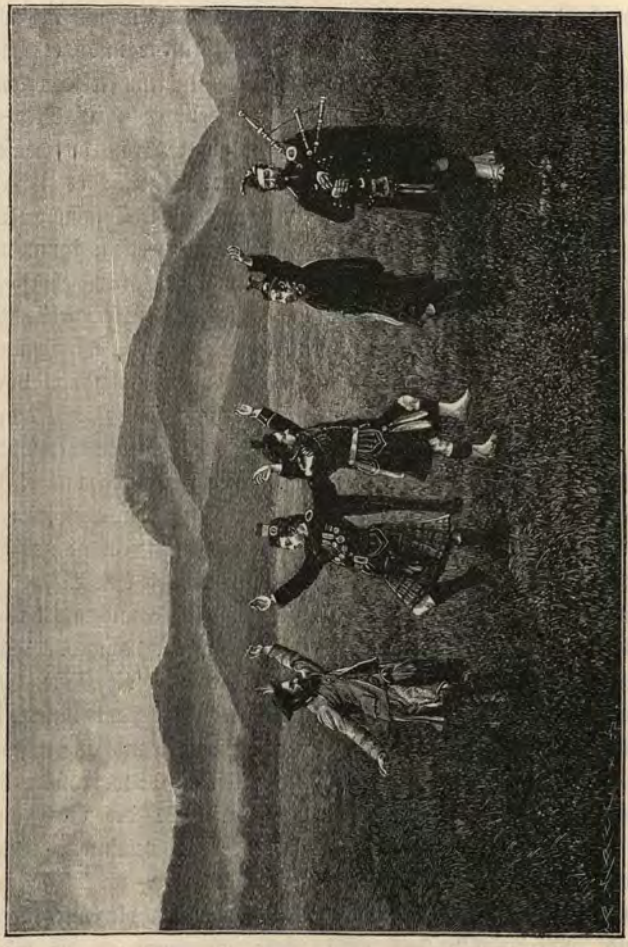
Umgegend von Oban. Sobald der Regen aufhörte, machte ich mich gleich auf, um die Landschaft nach allen Seiten hin zu genießen; denn das ist hier die Hauptsache. Die eigenthümliche Physiognomie der Bevöl-

kerung hat sich so ziemlich verwischt, und meinem Begleiter, einem jungen katholischen Herrn, der mit den Verhältnissen in Schottland sehr gut bekannt war, kam es ganz drollig vor, daß ich mich, anstatt mich ans Guidebook zu halten, nach allen Einzelheiten einer verschwundenen Welt erkundigte. Zu meinem Troste zeigte er mir eine Wiese, wo jeden Herbst ein „Highland Gathering", eine hochländische Versammlung mit Volksspielen, gehalten wird. Leider war ich um mehrere Wochen zu früh gekommen, um das Schauspiel selbst zu erleben. Ein Hauptspaß dabei soll eine Wurfübung sein mit dem schweren und leichten Hammer und mit dem schweren und leichten Tau, wobei es darauf ankommt, das Instrument möglichst weit zu schleudern, so daß es unterwegs einige Purzelbäume schlägt. Noch specifisch schottischer ist aber eine Wettproduction von Dudelsackpfeifern, welche, in großer Anzahl versammelt, sowohl alte Kampfesweisen (Pibrochs) als auch Trauermärsche (Dirges) und Tänze (Reels, Struthspeys) zum besten geben. Dann finden auch Wetttänze statt. Als der schönste und interessanteste gilt der Schwertertanz (Gillis Callum), bei welchem die Tanzenden die schwierigsten Wendungen zwischen zwei entblößten Broadswords auszuführen haben. (Siehe Bild S. 107.) Die Tänze sind überhaupt complicirt, großer Abwechslung fähig und erheischen einen großen Spielraum zu ihrer vollen, malerischen Entfaltung. Sehr berühmt ist auch der „Reel of Tullochgorum". Reel heißt Haspel, der Name also deutet schon die Lebhaftigkeit des Tanzes an. John Skinner hat denselben in einem Lied gefeiert, das also anhebt:

„Kommt, gebt uns ein Lied!" Montgomery schreit,
„Und leget beiseit' euern Hader und Streit!
Was macht ihr mit solchem Gezänk euch breit
Ueber alte, verrostete Dinge?
Kommt Whigs und Tories all' überein,
Whigs und Tories, Whigs und Tories,
Kommt Whigs und Tories all' überein,
Zu lassen das Whig-mig-morum;
Kommt Whigs und Tories all' überein,
Zu tanzen die Nacht den fröhlichen Reih'n
Und lustig zu jauchzen und singen darein
Den Haspel von Tullochgorum."

Da merkt man ja ordentlich, wie das im Kreis herumwirbelt, und wenn sich nun gar die politischen Parteien dabei versöhnen, so muß der Tanz eine ganz vortreffliche Einrichtung sein. Wie ich übrigens höre, sind diese hochländischen Volkstage nicht gar verschieden von einem Countyball, wie er durch ganz England und Schottland üblich war, aber jetzt im Abnehmen begriffen ist, weil alles jetzt seine Erlustigungen im großen London sucht. Ein großes „Highland Gathering" wird aber auch noch alljährlich in Inverneß gehalten und bisweilen durch die Gegenwart der Königin geehrt und verherrlicht.

Von dem übrigen Spaziergang iſt nichts weiter zu vermelden, als daß hier faſt bei jedem Schritt und Tritt neue Meeranſichten hervortraten und ich alſo in meinem Lieblingsgenre von Landſchaft wahrhaft ſchwelgte. Da Oban wieder die Spitze einer Landzunge bildet, welche zwei tief ins Land hineinreichende Lochs erzeugen (Loch Etive und Loch Feochan), ſo braucht



Der Tullochtanz (The Reel of Tullochgorum).

man nur auf die Höhen zu ſteigen, um ſich die reichſte Abwechslung zu verſchaffen. Prächtig iſt vorerſt die Ruine des Schloſſes Dunolly, das die Bucht beherrſcht und hart am Meer auf ſteilem Felſenabhang emporragt. Ein viereckiger Thurm iſt noch erhalten, mit mächtigen altersgrauen Quadern. Aber die weitläufigen anliegenden Ruinen, mit dem ſchönſten Epheu überſchüttet, weiſen darauf hin, daß es eine ſehr große und bedeutende Meeres-

feste gewesen sein muß. Auch ohne das Meer wäre das Bild schon hochromantisch, aber nun denke man sich das dunkle Meer noch dazu, das seine gewaltigen Wogen unaufhörlich diesem Felsenstrande zuwälzt, sich zürnend an den Klippen aufbäumt, und darüber den grauen, sturmbrütenden Himmel mit riesigen Wolkenbergen, aus denen das an sich dunkle Gemäuer mit seinen verwetterten Linien hell hervorsticht — und wir haben einen Hintergrund für nordische Balladen, Könige und Helden, wie ich mir keinen schönern vorzustellen vermag. Zwischen der Felsenfeste und der Stadt ragt ein Pfeiler von wildzerrissenem und wogengepeitschtem Felsconglomerat in die Scene hinein, den die Alten den Hundsstein nannten — clach-a-coin —, weil Fingal bei seinem Besuch allhier seinen Hund Bran an denselben gebunden haben soll. Die Sage paßt völlig zur Scenerie; es ist ein herrlicher Platz für einen Cerberus, alles wie gemacht für Ossians Helden. Ich begreife nicht, wie man am Kerne dieser Dichtungen zweifeln kann, wo Natur und Tradition so laut darauf hinweisen. Im Mittelalter gehörte Dunolly Castle den Edeln von Lorn, einem der mächtigsten Geschlechter des Nordens, das fähig war, dem Unternehmen Bruces einen langen, wirksamen Widerstand zu leisten. Bruce ward bei Tyndrum von John von Lorn, dem Haupte der M'Dougalls, geschlagen und verlor bei diesem Kampfe seine Brosche, welche die Familie des Siegers als Trophäe aufbewahrte und welcher Scott in dem Lord of the Isles einen eigenen Gesang gewidmet hat. An der einen Burg hätte ich für mehr als einen Tag zu schauen, zu zeichnen, zu studiren und zu dichten gefunden. Denn da sitzt ein ganzes Bergwerk alter Geschichte und Poesie; allein wir müssen wieder weiter.

Ein anderer, etwas längerer Spaziergang führte mich auf das Landgut eines schottischen Laird, d. h. eines Adeligen zweiten Ranges. Wir hatten zuerst wieder eine schöne Aussicht auf die Stadt und die Küste, dann ging es in vielen Windungen um kleine Hügel herum ins Land hinein. Stellenweis trafen wir zwar schöne Wiesen, bebautes Land und angenehme Baumpartien; aber ein trockener Realist und Prosaiker würde wohl über die vielen und langweiligen Schafweiden geschmäht haben. In der That, auf weiten Strecken erblickte man kaum ein Häuschen oder ein vereinzeltes Gehöft, das mit Garten- und Ackerland umgeben gewesen wäre — im Thale sind allerdings freundliche Wiesen, aber über alle Hügelwellen hin nur kümmerliches Weideland. Mir gefällt das nicht übel; ich nenne es die träumerische Heide; wäre es anders, so verlöre die Gegend viel von ihrem wilden, romantischen Charakter, obgleich etwas mehr Wald allerdings nicht schaden würde. Uebrigens fehlte es nicht an Ueberraschungen. Ein Loch — fast wie Loch Eck — trat in die Scene und verwandelte dieselbe plötzlich in eine einsame Seegegend. Der See tritt zurück, und wir sind in einem grünen Alpenthal mit angenehmem Wiesengrund. In der Ferne wird das Meer sichtbar;

dann verengt sich alles wieder, und wir sind in einem schmalen Glen, zwischen waldigen Hügeln. Und nun der schönste, herrlichste Park, ein freundliches Jagdschloß, und mitten in der romantischen Einöde sitzen wir plötzlich in einem eleganten, modernen Salon und trinken ein Glas Sherry. Das Schlößchen ist im schottischen Stil gebaut, d. h. das große viereckige Hauptgebäude ist mit runden Eckthürmen versehen, die in kurze Dachspitzen auslaufen. Die Fenster an den Thürmen stehen nicht untereinander, sondern laufen in einer Spirale hinauf. Eine prachtvolle Gartenavenue führt an die Hauptpforte im Thurm. Die Eingangshalle, groß und stattlich, mit Hirschgeweihen, Waffen und Ritterschmuck decorirt, sieht fast aus wie ein Rittersaal aus alter Zeit; der Salon dagegen war vollkommen modern, so daß wir aus altschottischer Ritterlichkeit in den glänzenden Comfort von London traten. Auch im Jagdcostüme, das der Laird trug, verbanden sich hochländische Reminiscenzen mit moderner Eleganz. Der Herr war eine stattliche, soldatische Erscheinung. Er nahm uns sehr freundlich auf und bewilligte uns alsbald unser Gesuch, auf seinem Gebiete zu fischen; denn diese Langeweile gehört hier auch zur Touristenkurzweil. Was bei der Fischerei herausgekommen ist, weiß ich nicht. Denn ich überließ dies Vergnügen den andern Herren, um, ohne solche Geduldproben, frei und ungehindert umherzustreifen.

Der historisch merkwürdigste Punkt der Gegend ist unstreitig Dunstaffnage Castle, etwa eine Stunde nördlich von Oban. Das ist die Königsburg, auf welcher die schottischen Könige vor Kenneth-Mac-Alpin (854) hausten, und welche, freilich nicht in ihrer gegenwärtigen Form, in die Anfänge der pictischen Monarchie hinaufreicht. Die Lage ist wirklich königlich; die mächtige Ruine steht auf einer Landzunge und beherrscht nach Südwest, West und Nordwest das großartige offene Meer, nach Norden eine weite Bucht, nach Osten die Seelandschaft des Loch Etive. In der Ferne wird dieser weite Horizont von den dunkeln Bergen der Insel Mull und der Halbinsel Morven, nach Norden und Westen von einem reichen Hügelkranz eingefaßt, hinter welchem weit im Norden der König der schottischen Berge, Ben Nevis, westlich der ganz nahe Berg Cruachan hervorragt, ein Theater von Meer und Bergen, das alles, was ich bis jetzt gesehen, an Majestät und Großartigkeit übertraf. Die Burg oder besser die Feste ist ein großes Viereck mit drei runden Eckthürmen und bietet noch jetzt in ihren Trümmern einen imposanten Anblick dar. Was am meisten die Landschaft begünstigt, ist, daß die Burg gerade da steht, wo Loch Etive, ein schmaler See, der sich von West nach Ost ins Land hinein verläuft, in den Sund der Hebriden ausmündet. Südlich ist der See von malerischen Hügeln begrenzt, nördlich erhebt sich Ben Cruachan unmittelbar vom Meeresniveau zu einer Höhe von 1125 m, auf breitem, waldigem Unterbau ein scharfer, felsiger

Pic, der um so gewaltiger erscheint, je weniger er durch einen nahen Concurrenten herabgedrückt wird. Die Ufer des Sees wie die Abhänge des Berges sind einsam, — meilenweit erblickt man kein Haus und keine Hütte. Dunkler Wald zieht sich am Strande hin zum Paß und See Awe. Näher bei Dunstaffnage wird der See etwas freundlicher, die Ufer nähern sich in Connel Ferry auf einen Katzensprung, gehen dann wieder etwas auseinander, und zwei Inselchen bilden ein malerisches Thor in den Meeressund, welcher das Festland von der Insel Mull trennt. Das reiche Grün der Inselchen im blauen See, dieser selbst von Busch und Wald, Fels und Heide umkränzt, der düstere Wald am jenseitigen Ufer, der einsame Bergesriese darüber mit seinem Haupte in den Wolken — das ist wieder ein Bild von unvergleichlicher Schönheit. Da mocht' es einem König schon stolz zu Muthe werden, wenn er all die Herrlichkeit erschaute, über die er das Scepter führte. Aber das war nur der kleinste Theil dieser königlichen Rundschau — weit und groß dehnte sich westlich und nördlich das Meer aus mit seinen Inseln und Inselbergen, mit seinen Felsenhorsten und Buchten, mit seinen weiten Straßen und engen Kanälen, mit seinem Wartthurm, dem Ben Nevis, der selbst wie ein König über dem ganzen Norden Schottlands thront. Von Oban und seinen lieblichen Scenen sieht man hier nichts; ein Spaziergang von einer Stunde hat uns in eine ganz neue Welt versetzt. Das ist der Zauber dieser schottischen Küste, daß sie jeden Augenblick ein neues Panorama bietet.

Nördlich von dem Schloß wird die alte Hauptstadt der Picten, Brigonium oder Perigonium, gesucht, aber bis jetzt vergeblich. Die besten Quellenforscher haben noch keinen Anhaltspunkt gefunden, wiewohl die Nähe des alten Königsschlosses an und für sich schon die alte Hauptstadt hier herum erwarten läßt. Die älteste Geschichte Schottlands ist überhaupt, wie die Irlands, noch in vielfaches Dunkel gehüllt, beide aber sind aufs innigste verbunden. Die älteste schottische Dynastie der christlichen Aera, diejenige der Dalriaden, wird in den halb mythenhaften Genealogien auf Irland zurückgeführt und erlangt dort in den alten Bardengesängen einen Stammbaum, der bis zur Sündfluth hinaufsteigt. Die Sage selbst übrigens, die gemeinsame Sprache und der lebhafte, freundschaftliche Verkehr, der nachmals dem Christenthum nicht wenig Vorschub leistete, weisen darauf hin, daß die Westküste Schottlands in den ersten christlichen Zeiten von Irland aus bevölkert wurde. Die dalriadischen Herrscher treten schon aus dem Sagenhaften in die eigentliche Geschichte hinein, und nicht ihre Existenz, sondern bloß das Datum ihrer Einwanderung ist noch strittig. Der hl. Columba, der erste Apostel Schottlands, traf neben der irischen Dynastie aber auch noch pictische Herrscher und Könige. Die Insel Hy (Iona), die durch ihn die Pflanzschule des Christenthums für Schottland wurde, erhielt er nicht

von Conall, dem damaligen (sechsten) Herrscher der Dalriaden, sondern von Brude, dem König der Picten, den er auf seiner Burg Craig Phadric bei Inverneß besuchte (563). Hiernach ist es wahrscheinlich, daß Dunstaffnage noch um diese Zeit eine Königsburg der Picten war. Wann sie in die Hände der Dalriaden gekommen, darüber konnte ich hier nichts erfahren. Alle Welt spricht nur davon, daß hier bis zum Jahre 843 der älteste schottische Königsstuhl, der sogenannte Stein des Schicksals, aufbewahrt worden und daß einige Könige dieser Dynastie hier, die meisten aber auf der Insel Hy begraben seien. Das sind zwei so allgemeine, alte und auch mit geschichtlichen Anhaltspunkten versehene Traditionen, daß die Geschichte nicht daran vorbeikommen kann. Die Sage hat sie natürlich weiter ausgeschmückt.

Der sogenannte Stein des Schicksals ist ein fester Sandsteinblock, der gegenwärtig in der Westminsterabtei in London aufbewahrt wird, wo ich ihn am Grabe Eduards des Bekenners nebst andern ehrwürdigen Reliquien der britischen Monarchie gesehen. Gelehrte Forscher haben seinen Stoff mit den Felsen von Dunstaffnage verglichen und aus der Identität des Materials geschlossen, daß er aus dieser Gegend herrühre. Die Sage leitet den Block aber aus Palästina ab. Es soll derselbe Block sein, auf welchem der Patriarch Jakob in Bethel die Himmelsleiter sah. Die irischen Könige, deren Genealogie ja bis in die Periode der ältesten Noachiden hinaufreicht, nahmen ihn mit nach Irland. Von dort brachte ihn Fergus der Große (nach dem Chronisten Tighernach Feargus Mor vom Stamm Earca), der Führer der dalriadischen Einwanderung, herüber auf die Insel Jona. Dann kam er nach dem nahen Dunstaffnage, wo er verblieb, bis Kenneth-Mac-Alpin, nach Vereinigung der Picten und Scoten, ihn in die Abtei Scone hinübernahm, wo fortan die schottischen Könige auf ihm gekrönt wurden. Unter Baliol wurde er nach London entführt. Eduard II. wollte ihn dem König Bruce zurückgeben, ward aber durch das Volk von London daran gehindert. So blieb denn der jedenfalls uralte Thron in der Königsstadt an der Themse, und auf ihm werden noch jetzt die großbritischen Herrscher als Könige von Schottland inthronisirt.

Ni fallat fatum, Scoti, quocumque locatum
Invenient lapidem, regnare tenentur ibidem.

So soll die alte Inschrift gelautet haben, die aber abhanden gekommen ist. Genug, schon mit Fergus tritt die Sage so ziemlich ins Gebiet der Geschichte ein, Dunstaffnage reicht jedenfalls über die Zeiten Karls des Großen hinauf, und es läßt sich kaum bezweifeln, daß der berühmte Stein von hier aus seine merkwürdige Laufbahn in die Westminsterabtei angetreten hat. So sind wir denn hier, wie ich früher gesagt, gewisser-

maßen am Ausgangspunkt der schottischen Geschichte, und das trug nicht wenig bei, den Genuß der herrlichen Landschaft noch um ein bedeutendes zu vermehren.

Von der alten Königsburg streifte ich dann weiter das Loch Etive entlang, dessen melancholische Einsamkeit mich mächtig anzog. Denke man sich einen recht wilden Graubündener Berg, felsig, grau und öde, ohne Alpen und freundliche Abhänge, mit waldigem Fuß in ein heideartiges Thal versetzt, und lasse man dann das Meer durch eine enge Furth mit recht lebhafter Fluth als See in dieses Thal hineinwogen, dann hat man ungefähr die Scene. Und nun diese Trümmer längst entschwundener Dynastien, — diese Felsenwelt, die weit über alle geschichtlichen Erinnerungen hinausragt, — dieses weite Meer, das noch immer unbezähmt und unbesiegt der Kraft des Menschen trotzt, — da fühlt man sich im Hochlande. Es waltet da etwas wie Freiheitsodem, und es wundert mich nicht, daß dieses Land so viele Lieder und Klänge der Freiheit erweckt hat.

Du Heimat der Felsen, des Sturms und der Wolken,
Des Meeres, des Sturzbachs, des wogenden Sees,
Du Heimat der Tanne, der ragenden Eiche,
Des stattlichen Hirsches, des flüchtigen Rehs!
Rauh sind deine Klippen und wild deine Thäler,
Oed starren die Inseln zum Meere heraus;
Doch kühn sind die Scharen und freundlich die Herzen,
Die dort auf den dunkelnden Bergen zu Haus.

Nicht Feinde von außen, nicht Zwingherrn von innen
Vermochten zu zähmen dein Freiheitsgefühl.
Des herrischen Römers gepanzerte Scharen
Bekämpften umsonst dich im Schlachtengewühl.
Du Stammsitz des Glaubens, der Mannheit und Treue,
Kühnstrebenden Geistes, unbändiger Kraft!
Es haben die Musen aus südlichen Auen
Zu dir sich, zu dir sich, mein Schottland, entrafft.

Du Land voller Buchten, sich windender Tiefen,
Wo der Abend die lieblichsten Träume sich webt,
Wo ein Himmel voll Frieden mit seligen Gluthen
Die tiefen, die bläulichen Wasser umschwebt!
Du Land voll der Thäler, der Hügel und Moore,
Umfluthet vom Meere, umbrauset vom Sturm,
Du Land meiner Liebe, du Grab meiner Väter,
Der Freiheit geheiligter, ewiger Thurm!

Da haben wir in einer Probe neuerer schottischer Lyrik (das Gedicht ist von James Hogg, dem sogenannten Schäfer von Ettrik, einem Freund und Nachbarn Walter Scotts) so ziemlich alle Elemente der Hochlandsscenerie

zu einem Bild zusammengestellt. Und dies Bild ist recht treffend und wahr, auch der Eindruck der Landschaft völlig wiedergegeben. Der Freiheitssinn und das Unabhängigkeitsbewußtsein wurden hier durch die große Natur im Herzen der Bevölkerung wachgerufen und haben sich in Lied und Sage und Geschichte verkörpert, während die Erinnerungen selbst die Landschaft hinwiederum belebten und verschönerten. In ihren einfach-großen und majestätischen Erscheinungen aber tritt Gott gewissermaßen selbst größer und näher an die Seele heran, hebt sie über den Dunst der Materie und ihre eigene Kleinheit hinaus und hält ihr eine Predigt von der „Freiheit der Kinder Gottes“.

7. Iona.

Die Fahrt zu den weltberühmten Inseln Iona und Staffa ist von der bereits früher erwähnten Dampfschiffahrtsgesellschaft zu Nutz und Frommen der Touristen in Gang gebracht. Täglich schickt sie dahin eines ihrer schwimmenden Hotels. Denn diesen Namen verdienen ihre prächtigen, bequemen Dampfer. Man ist auf denselben gleich für den ganzen Tag versorgt; um 8 Uhr morgens fährt man ab; dreimal wird man officiell zu Tisch geläutet — was übrigens extra zu bezahlen ist; der Fahrpreis allein beträgt eine Guinee — an den beiden Inseln wird man ausgeladen und von Fremdenführern pflichtschuldigst umhergewiesen, dann um die größere Insel Mull herumgeführt und endlich rechtzeitig zum Thee nach Hause gebracht. Das ist das Mechanische der Fahrt — prosaisch, herzlich prosaisch, aber fügen wir auch gleich bei — sehr praktisch, sehr zweckgemäß und die Grundlage eines hochpoetischen Vergnügens, das man ohne diese Vorrichtungen nicht ganz oder nur sehr mangelhaft genießen könnte. Ohne sie könnte man so viel an einem Tage nicht bemeistern, die hauptsächlichen Theile nicht ordentlich verkosten, die nöthige Auskunft kaum erhalten, und man würde durch lästige Sorgen und mancherlei Schererei um einen guten Theil des Genusses gebracht. Vor allem aber würde die Fahrt zerstückt und verlöre dadurch ihr eigenthümliches Gepräge. Dieses liegt darin, daß man an diesem Tage nichts eingehend zu Gesichte bekommt als nur die beiden Inseln, eingeleitet durch einige vorbereitende Meeresscenen, nachklingend in einigen durchaus entsprechenden Bildern, friedlich abgeschlossen durch die anmuthige Bucht, aus der das völlig einheitliche Gemälde herauswächst und zu der es ohne Störung harmonisch zurückkehrt. So viel Abwechslung wie auf dem Weg Glasgow-Oban ist hier nicht, aber mehr Einheit und Großartigkeit: dort der Eindruck eines Romans, hier derjenige eines antiken Dramas, eines einfachen, großen, erhabenen Schauspiels. An Wechsel fehlt es allerdings auch hier nicht. Abends schwebte eine ganze Fülle anziehender Meeresscenen vor Aug' und Seele. Aber sie zerstreuten nicht, verwirrten nicht. Wie von Künstlerhand geordnet, gruppirten sie sich um Iona und Staffa und gaben einem kühnen, herrlichen Traum das angenehme, nachhaltige Bewußtsein voller Wirklichkeit. Traum — ja die Phantasie getraut

sich kaum, sich so Großes und Majestätisches zu erträumen. Aber diese Bilder sind zugleich volle und gehaltvolle Wirklichkeit: Staffa, eines der herrlichsten Naturschauspiele der Welt, Jona, ein Boden der merkwürdigsten geschichtlichen Erinnerungen; jenes ein Stück der Geschichte des Erdballs, dieses ein Stück Geschichte des Reiches Gottes auf Erden; jenes ein Brennpunkt von Schönheiten der Natur, dieses ein Brennpunkt von Herrlichkeiten der Gnade. Beide liegen ganz nahe, so daß ein Blick sie umspannt; beide sind durch einen ernsten Kranz imposanter Naturbilder und einen großen geschichtlichen Horizont bedeutsam hervorgehoben. Daß ich dabei noch obendrein eine Wallfahrt mache, versteht sich von selbst. Es geht ja zum Grabe eines Heiligen, zu einem der ältesten Heiligthümer der Kirche in Schottland, einem Stammsitz jener gewaltigen irischen Mönche, von denen mein eigenes Heimatland vor mehr denn tausend Jahren den heiligen katholischen Glauben überkommen hat. Das ist somit eine Fahrt wie in die Thebais oder nach Subiaco, und hätten nicht die Wirren eines Jahrtausends die kirchliche Entwicklung gestört, so wäre Jona ganz sicher ein Wallfahrtsort.

Ist Muschelhut und Pilgerstab auch lange schon veraltet,
Nicht ist es fromme Pilgerschaft, wo Lieb' und Freiheit waltet.
Drum sei gegrüßt, du weites Meer, gegrüßt ihr Inselllande,
Gegrüßt ihr Trümmer, heilig hehr, am fernen, öden Strande!

Es wandern viel', euch anzuschaun, doch keiner, dran zu beten —
Ich will mein Herz dort auferbaun, will dankend euch betreten;
Und was in Trümmern ernst und leis die alten Zeiten wehen,
In Gotteslieb', in Gottespreis soll froh es auferstehen!

Den ruhig-ernsten Prolog zur Fahrt bildet die Bucht von Oban, weniger lieblich als jüngst am sonnigen Abend, aber immer schön und malerisch. Ein grauer, wolkenschwerer Himmel lastet darüber und hüllt die Landschaft in die dunkeln Töne eines altnordischen Heldengedichts. Am Strand herrscht noch wenig Leben, und grimmig schaut das Schloß Dunolly in die Scene hinein, ein Abriß der Geschichte, die man sich vergegenwärtigen muß, um die Fahrt zu genießen. Das Inselreich, das vor uns liegt, hat den Römern getrotzt. Pictische Herrscher regierten hier, während sich die ganze Welt vor den Fasces beugte. Nur ein langer Seekrieg hätte hier zu dauernder Eroberung führen können; allein dazu fehlte den Römern die Seemacht, und es blieb den Iren vorbehalten, theils durch gewaltsame, theils durch friedliche Einwanderung dem Christenthum die Pfade zu ebnen. So steigen denn die großen Geschlechter des Landes unvermischt mit romanischen Elementen bis zu den mythenhaften Dynastien der Picten und Iren hinauf. Um so wilder hat aber das Mittelalter in diesen Inseln gehaust. Picten, Scoten, Dänen, Norweger, Angelsachsen und Normannen haben sich der Reihe nach um ihren Besitz gestritten, die Felsennester am Gestade abwechselnd nieder-

gerissen und wieder aufgebaut, vermehrt und befehdet, die ursprünglichen Besitzer mit wechselndem Glück niedergehalten und dann wieder zu Ehren gebracht, endlich den wilden Tummelplatz den Scharen Cromwells und späterer englischer Heerführer überlassen. Diese haben mit den stolzen Burgen aufgeräumt, aber nicht mit den Familien, die da hausten. Neben den schönsten Ruinen findet man meist den modernen Sitz einer alten Familie, welche ihren Stammbaum zu den frühern pictischen und scotischen Herren des Landes hinaufführt. Das sieht sich gar schön an, die alte, wilde Herrlichkeit und die neue, zahme und bequeme Gemüthlichkeit nebeneinander. So langweilig gar manchmal die Geschichte in den Schulen tradirt wird, so herzerfreuend wird sie, wenn sie uns in wirklichen Ueberresten und faßbaren Figuren, groß wie die Natur, auf der sie spielte, unendlich wahr und begreiflich vor Augen tritt.

Der Sund von Kerrera ist bedeutend unfreundlicher geworden — eine wilde Felsschlucht, in welcher das Meer langsam, melancholisch auf- und niederrollt. Stadt, Landhäuser, selbst einsame Gehöfte und Hütten verschwinden hier in der ursprünglichen Einsamkeit der Natur. Am südlichen Ende des Sundes taucht Schloß Gylen auf, wieder eine düstere Burgruine, der Schlüssel zum Sunde, der Wartthurm der Insel Kerrera. Der Ueberlieferung nach soll er dänischen Ursprungs sein; doch fehlen hierfür sichere Anhaltspunkte. König Alexander II. starb hier, von einem jähen Fieber überrascht, als er eben in den Norden zog, um einige aufrührerische Inseln seinem Scepter zu sichern.

A thousand twa hundyre fourty and nyne
Yheris, fra the suet Virgyne
Delyvere was of hyr a Soone,
God and man; the dayis ware doone
Of Secownd Alysandyre, our Kyng,
That Scotland had in governyng.

So gibt der Reimchronist Wintoun die Jahreszahl an, indem er gar schön seine Liebe und Andacht zur Menschwerdung in die Umschreibung einflicht. Durch mehrere Jahrhunderte eine Feste der M'Dougalls von Lorn, ward das Schloß im Bürgerkrieg 1647 eingenommen und niedergebrannt, doch wie die meisten Burgen der Umgegend nicht zertrümmert, so daß die Mauern noch recht scharf und kantig auf den Schieferfelsen des wildzerklüfteten Ufers hervorstehen.

Nun geht's hinaus auf die See, die sich unruhig bäumt und mächtige Wogen, mit weißem Schaum gekräuselt, dahinwälzt. Wir kommen einen Augenblick aus den Inseln heraus, ohne sie jedoch aus dem Gesichte zu verlieren. Nordwestlich liegt Mull, südwestlich Colonsay, nördlich Lismore und Kerrera, östlich Seil, Luing, Scarba und ein Schwarm kleiner Inseln,

hinter welchen das Festland sich dahinreckt, den steilen Ben Cruachan im düstern Grunde. Die Inseln heben sich schwärzlich, fast schwarz, von der dunkelgrauen Salzfluth ab. Die meisten sind nicht hoch, aber zackig; um so höher und gewaltiger tritt Mull hervor, dem wir zusteuern, und das an Flächeninhalt ungefähr dem Kanton Schwyz gleichkommt (908 qkm), ein anständiges Landstück, das der Sund von Mull von der Halbinsel Morven abgerissen hat. Es stehen da auch gewaltige Blöcke, die fast an die Mythenstöcke bei Schwyz erinnern, und der Anblick wird schöner, je näher wir kommen. Das Meer ist für den Neuling eigentlich schon groß und herrlich genug; aber so ein düsterer Riesenpalast von zerklüfteten Felsenmauern und Riffen, in wilden Massen himmelangethürmt und in phantastischen Zacken in die See hineinragend, macht es noch viel größer und herrlicher. Oede Buchten lagern sich in das Geäder der Berge hinein; Wasserfälle stürzen über schroffe Abgründe dem Meere zu, andere verschwinden plötzlich in unheimlichen Schluchten, wieder andere ziehen von hoher Bergkuppe herab einen Silberfaden, der, von Buschwerk unterbrochen, in mehreren Absätzen in die weiße Brandung des Ufers hinabfällt; breite Wolkenmassen lagern träge auf den öden Kuppen und Klippen. Größer und phantastischer als die Berge der Insel ragen gewaltige Wolkengebirge über den Ocean, seine Inseln und die Hügellinien des Festlands herein — eine Kuppel von dunklem Granit über dem grollenden Meere. Es war das unbeschreiblich schön — ein großes, prächtiges Meerbild, naturgewaltig wie Ossians Lieder und die Ueberreste altirischer Poesie, deren Züge uns ja umgeben: die dunkle Fluth, der Wellenschlag an der Felswand, der unwirtliche Inselstrand, der schwache Eichenkiel auf stürmendem Meere, die schneeige Möwe auf düsterem Wolkengrund, das unheimliche Raubnest am seeumgürteten Gestade. Der durchdringende Schrei der Möwe hat in der Stille der Landschaft etwas recht Melancholisches, ihr unruhiges Flattern ist trüb und eintönig, ihr schneeiges Gefieder zeigt erst recht, wie düster die Scene ist. So geht's wohl eine Stunde am Roß (Hauptland) von Mull dahin — eine unerschöpfliche Augenweide.

Zur Abwechslung eine Sage, die sich an eine der Buchten dort drüben knüpft und in ihrer Wildheit vortrefflich zu dem Landschaftsbilde paßt. Maclean von Lochbuy hielt eine große Jagd, bei der nebst andern Frauen auch seine Gattin erschien mit ihrem jüngsten Kinde, einem Säugling, auf den Armen seiner Amme. Von den Hunden gehetzt, von steilen Felsen in die Enge getrieben, eilt der Hirsch einem Engpaß zu, dem einzigen Ausweg zur Flucht. Hier hatte der Häuptling einen seiner Mannen aufgestellt, um das Thier aufzuhalten. Aber in der Wucht des Sprunges reißt es den Jäger zu Boden und flieht gerettet über ihn davon. Maclean ist außer sich vor Wuth und Jähzorn. Er befiehlt, den Mann angesichts des ganzen

Clans zu geißeln, eine Strafe, die für schlimmer als der Tod galt. Trotzig hält der Entehrte seine Strafe aus; aber kaum losgebunden, stürzt er racheglühend wie ein Habicht auf das Kind seines Häuptlings los, reißt es aus den Armen der entsetzten Amme und eilt mit ihm in kühnen Sätzen auf ein fast unnahbares Felsenriff, das aus der tosenden Brandung emporstarrt. Alle stürzen ihm nach; aber keiner wagt es, ihm auf die Klippen zu folgen. Alle schreien um Hilfe und Erbarmen, keiner weiß gegen den Wahnwitz des Rachetobenden ein Mittel der Rettung. Alle Bedingungen der Unterhandlung werden verworfen. Nur eine wird angenommen. Der Clansmann will schonen, wenn der Häuptling, der stolze Maclean, sich angesichts des Clans derselben entehrenden Züchtigung unterwerfen will, die er soeben erduldete. Der Vater obsiegt über den stolzen Herrscher; er geht die Bedingung ein und unterwirft sich der Züchtigung. Hohnlächelnd schaut der verletzte Unterthan den Triumph seiner Rache. Aber diese ist noch nicht gesättigt; hoch schwingt er jetzt das Kind in die Lüfte und verschwindet mit ihm auf immer in der schauerlichen Tiefe. Eine wilde, schreckliche Ballade — eine Sage natürlich; aber in diesem und ähnlichen Zügen spiegelt sich doch immerhin ein gut Theil von Wildheit und urwüchsiger Leidenschaft. Es war keine kleine Aufgabe für das Christenthum, diese unbändigen Naturkräfte zu zügeln und in Schranken zu bringen.

Wo unser stattliches Schiff so ziemlich klein und geringfügig auf den Wellen einhertanzt, erscheint das erste christliche Apostolat auf diesen Inseln erst recht als ein kühnes, gigantisches Unternehmen. Auf elendem Eichenkiel durch Sturm und Nebel zwischen diesen Felsen umherzufahren, mitten unter Klippen zu landen und das Kreuz im Druidenhain der unbändigen Stämme aufzupflanzen — das war just kein leichtes, vergnügliches Unternehmen. Illi robur et aes triplex circa pectus erat. Eine kühne, gewaltige Schar war es — diese Zwölf, die mit Columba von Irland herüberfuhren, als Deutschland noch zu großem Theil ein unwirtlicher Wald war und die Herrschaft der Ostgoten auf den Trümmern des heidnischen Rom zusammenbrach. Es erscheint ganz paradox, daß Christenthum und Ordensleben aus dieser Meereswüste heraus nach Südschottland, England, Gallien gedrungen sein soll, um sich an der lombardischen Ebene mit andern Zweigen desselben römischen Apostolats zu verschmelzen und dann vereint mit ihnen den Frühling christlicher Bildung über das nördliche Europa hereinzuführen. Und dennoch ist es so. Die Documente dieser merkwürdigen Eroberung sind noch erhalten, und dieselbe Kirche, die damals Benedikt in Subiaco und Columba in Irland fast gleichzeitig erweckte, setzt heute noch in den Felsgebirgen Amerikas und auf den Inseln der Südsee die nämliche riesige Mission fort.

Wir nähern uns jetzt der Insel Mull, und vor uns taucht eine untergesunkene Alpenwelt aus dem Schlunde des Meeres auf. Milchweißer

Schaum, hoch emporwirbelnd, verkündet unnahbare, unsichtbare Riffe. Da ragen auch einzelne schon deutlich hervor, immer zahlreichere erscheinen, große, kleine, rechts, links, ganze Felsbänke, spitzige Thürme, massenhafte Verschanzungen und Basteien, überstürzende Mauern, kahle, von der Fluth zerpeitschte Trümmer, herrliche moosbekleidete Ruinen, wie von Menschenkunst gebaut und von Menschenzorn zerrissen, alles vom grollenden Meer umzischt, das wie Scylla und Charybdis ringsum tost und brandet. Wir sind den Klippen nahe genug, um die ganze Karte dieser unterseeischen Bergeswelt in ihrem wunderlichen Gewirr zu verfolgen. Mächtige Wogen legen den Maßstab daran — es ist ein Riesenspielzeug. Die Brandung rauscht ein Lied dazu, das wie ein Dies irae der Natur aus der Unterwelt heraufdröhnt. Da es historisch feststeht, daß die Leichen der altschottischen Könige vom Continent — ich meine eben Schottland — hier herüber auf die Insel Jona gebracht wurden, so verfiel ich von selbst darauf, mir diese Grabesfahrt vorzustellen. Welch ein St-Denis! Welch ein Trauerflor von Meer und Himmel! Und wenn man nun eben noch alle Herrlichkeiten dieses Inselreiches von der Königsburg Dunstaffnage aus betrachtet hat, von wo, Stunde um Stunde, hinein ins Land und hinaus aufs Meer, eine stolze Burg die andere grüßt, da rührt es nicht wenig, zu denken, wie all diese Herrlichkeit plötzlich vor dem mächtigen Monarchen erlischt, wie er nun arm und einsam der Inselgruft zupilgert, the storehouse of his predecessors and guardian of their bones, wie Shakespeare sie nennt, deren meerumfluthetem Rande gegenüber das dunkle Mull ein Riesengrabmal aufthürmt. Da pocht er nun an Columbas Zelle und fleht die frommen Mönche um ihre Fürbitte an.

Die Grabesfahrt nach Hy.

Da ziehen sie in Scharen —
Rasch eilt die Zeit vorbei —,
Die einstens Könige waren,
Zum Königsgrab von Hy.

Entrissen ist dem Wandrer
Kron', Schlachtschwert, Schild und Stab;
Den Thron besitzt ein andrer:
Sein harret nur das Grab.

Arm zieht er durch die Wellen,
Der Herr der Inselwelt,
Hin zu des Hauses Schwellen,
Das ewig ihn behält.

Ein Schiff ist sein Geschwader,
Ein Inselchen sein Reich,
Sein Schloß die Felsenader,
Der Herr den Knechten gleich.

„Auf! Machet auf dem König! —
Ihn schmückt kein Siegeslaub —
O Brüder! Er heischt wenig —
Nur Raum für seinen Staub.

„Auf! Nehmt in eure Mitte
Des armen Pilgers Schrein,
Schließt ihn in eure Bitte,
In eure Opfer ein.

„Denn dunkler als die Klippen
Hier aus dem dunkeln Sund
Gähnt durch des Grabes Rippen
Ein unnahbarer Schlund —

„Da peitschet Fluth die Herzen,
Und Felsen lasten drauf,
Und eine Welt von Schmerzen
Prallt dran im Sturmeslauf.

„Und keine Sonn' durchleuchtet
Den nachtumhüllten Sund,
Kein Wassertropfen feuchtet
Den freudedurst'gen Mund.

„Kein Lob von Volk und Dichter
Dringt ein in diese Welt.
Allein mit seinem Richter
Der König Rechnung hält.

„Denkt, Brüder, seiner Seele,
Daß Gott ihr gnädig sei,
Den Engeln sie befehle
Im Königsgrab von Hy.

„Denn fromme Bitten dringen
Ein in des Todes Schoß,
Erlösen, trösten, ringen
Dort den Verbannten los.

„Sie schmücken mit Juwelen
Des Pilgers Gastgewand,
Sie führen mild die Seelen
Hinauf ins Heimatland.

„Kurz ist die Rast am Throne,
Lang ist die Ruh' in Hy;
Fleht, daß Gott seiner schone
Und auch uns gnädig sei!"

Wir sind am Ziele der Grabesfahrt. Denn das ist sie heute noch. Wie nämlich den ersten Ansiedler, den hl. Columba, die ascetische Grabeseinsamkeit der Insel, die Könige Schottlands aber sein verehrungswürdiges

Grab an sich zog, so sind jetzt die Königsgräber, durch Walter Scott und andere der Vergessenheit entrissen, einer der magnetischen Punkte, die so viele Wanderer dorthin ziehen. Die Insel Hy oder Iona wird also sichtbar. Sie ist nur durch einen engen Sund — die Straße von Iona — von der Insel Mull getrennt und erscheint, obwohl eine Stunde lang und über eine halbe Stunde breit, sehr klein gegen die letztere. Da das nächste Ufer von Mull wild, zackig, weit und breit menschenleer und unbebaut ist, so ist die Landschaft hier eine weite, furchtbare Meereseinsamkeit. Als einziges Denkmal von menschlicher Bedeutsamkeit ragen aus ihr die Trümmer einer alten Kathedrale hervor, Eaclus Mor oder die Große Kirche — ein erbrochenes, halbzerstörtes Tabernakel in dem gewaltigen Dom von Wolken, Meer und Fels.

Die Insel hat eine ganze Menge Namen, aber im Grunde doch nur zwei, von denen der eine bloß eine Abkürzung des andern. Der volle Name ist I-Columb-Kill, d. h. Insel der Kirche des Columba — was in Icolmkill verkürzt ward. Da aber auch das den Leuten noch zu lang war, so nannten sie die Insel kurzweg „Insel" (par excellence), das ist I oder Y, was dann in Io, Eo, Hi, Hii, Hy variirte, in der von Abt Adamnan verfaßten Lebensbeschreibung des hl. Columba aber „Iona" wurde. Jetzt hat sich „Iona" völlig eingebürgert. Nun stelle man sich aber unter diesem Namen nur kein paradiesisches Feengärtchen vor, auch keine romantische Felseninsel mit jähen Klippen, wildem Busch und Grün. Ein öder grüngelber Landstreifen steigt aus dem grauen Meere auf, ohne Wald, ohne Bäume, nur mit einem Trümmerhaufen in der Mitte, welchen unbedeutende Häuschen umgeben, während andere ebenso unbedeutende am Ufer zerstreut sind — eine trübselige Oase, träg und schmucklos in die Meereswüste gebettet. Einige Hügelwellen und Hügelköpfe springen darin auf, von welchen einer, Dun Hy, d. i. der Inselhügel, zu 90 m emporsteigt; aber was ist das für die weiten, dem Auge unbemeßbaren Verhältnisse des Meeres? Die Insel ist auch nicht ganz wüst und unfruchtbar; sie trägt ihrem Besitzer, dem Herzog von Argyll, wie ich höre, gegen 300 Pfund jährlich ein und ernährt etwa 350 Bewohner; aber in der Ferne fließen ihre Wiesen und Kornfelder in einen trüben Landstreifen zusammen, und kommt man in die Nähe, so lagert sich Heide zwischen denselben, und kahl und todt, weil baumlos, steigen sie von dem niedern Felsenrande auf. Es könnten endlich die Häuslein der Bewohner das Bild etwas freundlicher gestalten; aber sie alle überragend, starren die Trümmer der ehemaligen katholischen Herrlichkeit gen Himmel, und weder das Bethaus der Staatskirche noch das der Freikirche sind im stande, dies Bild tiefer Verlassenheit von Gott und Menschen zu mildern. Elegie, tiefe Elegie, wo man nur hinschaut, keine gemachte, sondern eine so wahre und überwältigende, daß sich kaum ein Besucher ihres Eindrucks erwehren wird!

Der Dampfer hielt in einiger Entfernung vom Lande. Wir wurden in mehreren Kähnen ausgeschifft und an eine niedere Felsbrücke gebracht, die ins Meer hinausreicht. Dort harrten unser eine Schar armer Kinder in Bettelgewand und boten uns Steinchen und Müschelchen an, um einen Penny dafür zu erhaschen. Das muß schon vor Jahren ebenso gewesen sein; denn Wordsworth erwähnt diese Begrüßung in einem Gedicht und vergleicht sie elegisch mit dem frohen, lebendigen Willkomm, den der Wanderer mittelalterlicher Zeit bei dem gastfreundlichen Mönch gefunden haben mag. Viel schroffer und wehmüthiger als dieser Gegensatz des Willkomms ist übrigens derjenige, welcher zwischen der Verarmung und Bedeutungslosigkeit der Insel überhaupt und ihrem frühern civilisatorischen Einfluß, ihrer welthistorischen Größe und Bedeutsamkeit waltet. Dieser Gegensatz starrt unmittelbar aus den Ruinen heraus und verstärkt sich bei jedem Schritt und Tritt. Das Leben, das reiche, volle Leben ganzer Jahrhunderte und das Erstarren und der Zerfall ganzer Jahrhunderte begegnen sich da auf demselben Raum. Der Katholicismus hat dies öde, wüste Meeresnest zu einer Metropole der Bildung erhoben, der Protestantismus hat die erhabene Schöpfung in Trümmer geschlagen, und der moderne Rationalismus wallfahrtet nun zu diesen Antiquitäten, um in ihrem Anblick vom Geldmachen auszuruhen und uns gelegentlich zu sagen, nach welchen chemischen Proportionen Katholicismus und Protestantismus zu diesen entgegengesetzten Resultaten gelangt sind.

An Hausgruppen eines ärmlichen Dorfes vorüber werden wir zunächst an die Ruinen der Nunnery gewiesen, d. h. eines Augustinerinnenstifts aus dem 12. Jahrhundert. Von der Kirche ist ein Theil der Mauern noch erhalten, feine Rippen entfalten sich aus den cylindrischen Schäften der Mauer und suchen sich zum Gewölbe zu einigen, aber sie finden sich nicht mehr, und das einzige Lied, das da gehört wird, ist der Wind, der übers Meer dahinsaust. In der Kirche ist noch das Grab einer Priorin erhalten; in steifen Zügen ist ihr Bild auf den Stein gegraben, zwei Engel ihr zur Seite, ein Spiegel und ein Kamm zu Häupten (eine sonderbare Idee), zu Füßen der Spruch: Sancta Maria, ora pro nobis! Die Inschrift lautet: Hic iacet Domina Anna Donaldi Terleti filia, quondam Priorissa de Iona, quae obiit anno MDXLIII. Daneben ist noch ein anderer Grabstein, mehrere in dem anstoßenden kleinen Friedhof Cladh Ronain. Aber der Cicerone ist schon fort, die Karawane ihm nach; ich muß folgen, es ist keine Zeit, alles genau zu mustern.

Ein Pfad mit rauhem Pflaster, Straid na marbh, d. i. Straße der Todten, genannt, führt gegen die Kathedrale hin. Lebenslustig, doch nicht ohne elegischen Anflug, zieht die Touristenschar, etwa 40—50 Mann stark, diesen antiquarischen Pfad. Mir fiel die Straße am Fegfeuerberg ein, auf

Königsgräber vor der Domkirche zu Iona.

welcher Dante die Stolzen, mit schweren Gewichten beladen und niedergedrückt, an steinernen Sculpturen die Demuth studiren läßt. Aber da kam auch gleich wieder etwas, um das Gemüth zu erheben. Ostwärts an der Todtenstraße steht ein altirisches Kreuz, Macleans Kreuz genannt, 3,35 m hoch, ganz aus Stein, wie alle irischen Kreuze, mit phantastischem Schnörkelwerk verziert, auf einem mächtigen Sockel von röthlichem Granit, einer der wenigen Ueberreste, der wohl an den Anfang unseres Jahrtausends oder vielleicht noch etwas weiter hinaufreicht. Die Ueberlieferung sagt, daß vor der Reformation 360 solcher Kreuze die Insel schmückten. „Welch einen Anblick", meint Walter Scott, „muß Iona geboten haben, da 360 Kreuze von derselben Größe und schönen Arbeit sich den kleinen felsigen Erhebungen entlang reihten, welche den Hintergrund der Kathedrale bilden!" Aber die Synode von Argyll dachte nicht so, wie ein kunstliebender Protestant nach 200 Jahren; sie räumte mit den Kreuzen auf und ließ einen Theil ins Meer werfen; nur zwei sind dieser „evangelischen" Reinigung entgangen und haben die Zeit der Duldung erlebt. Hier ist es nun doch sonnenklar, daß die Civilisation unter dem Schatten des Kreuzes erblühte und mit dem Kreuz von dannen zog.

Der Kreuzesgarten.

Wer wird solchen Garten bauen, wo der Kreuzbaum nur gedeiht,
Kreuz an Kreuz auf weiten Auen sich am Meeresufer reiht?
Kreuz als Baum und Kreuz als Blume, Kreuz als Führer, Kreuz als Zier,
Kreuz als Plan zum Heiligthume, Kreuz als Waffe und Panier?
Welcher Frühling, welche Sonne weckt so wunderbaren Flor,
Sendet Lieder voller Wonne aus dem Kreuzeswald empor?
Von der Purpurgluth der Wunden, von der ew'gen Liebe Pfand,
Von des Gartens Schmerzensstunden widerhallt der öde Strand —
Und von Lieb' und Leiden singend jedes Herz in Liebe glüht,
Betend, kämpfend, leidend, ringend, bis die Wüste grünt und blüht.
Und sie blüht — durch Meer' und Lande wogt ihr Duft mit süßer Macht,
Weckt im Kreuz von Strand zu Strande heil'gen Gottesfrühlings Pracht!

Dem Kreuze gegenüber, das hier so majestätisch den Sieg der Gnade über die Natur, der Kirche über die Völker symbolisirt, liegt ein kleines anglikanisches Kirchlein, weiter drüben an der „Bucht der Martyrer" die Freikirche.

Wir kommen nun an den berühmten Kirchhof St. Oran (Reilig Oran), nach einem der ersten Gefährten des hl. Columba benannt. So heißt es nämlich hier; ich erinnere mich nicht, den Namen früher getroffen zu haben. Hier sollen die ältesten Könige Schottlands bis herab auf Malcolm Canmore, den Gemahl der hl. Margaretha, begraben sein, mit ihnen Egfried von Northumbria (684), Godred, König der Inseln (1188),

Haco Ospac, König der Inseln, und noch andere gekrönte Häupter. Daß sie auf Iona ruhen, darin stimmen die Historiker ziemlich überein. Diesen Platz aber weist ihnen eine alte Ueberlieferung an, gemäß welcher der kleine Friedhof, ärmlich ummauert, Jomaire na'n Rigreau, d. h. die Königsgräber, genannt wird. An Ort und Stelle hat sich indes kein Stein, kein Andenken, keine Inschrift, keine Spur von diesen Gewaltigen erhalten. Sie sind ganz und gründlich zu Staub zermalmt, verschollen und vergessen, bis auf den einen Macbeth, dem Shakespeares Phantasie ein bleibendes Andenken geschaffen.

Hier hofften sie zu ruhn, die Dalriaden;
Fern starret rings ihr Inselreich empor,
Ein Riesendenkmal — an den Felsgestaden
Rauscht noch das Meer den alten Leichenchor.

Doch, wo sie ruhn, davon gibt niemand Kunde.
Ein Name lebt noch auf der Bühne Raum,
Ein Scheinmonarch in des Schauspielers Munde,
Ein wilder, ungeheurer Schreckenstraum.

Was einst ihr Stolz im Sonnenglanz der Waffen,
Erlosch im Staub mit ihrer Majestät;
Was durch den Mönch sie Heiliges geschaffen,
Lebt heut noch fort in Segen und Gebet.

Erhalten sind indes noch neun Reihen von Grabstätten, die zwar nicht in Columbas Zeit, aber doch immerhin über die Reformation und theilweise ein gut Stück ins Mittelalter hinein reichen, darunter Gräber von Häuptlingen der umliegenden Gegenden, der Mac Dougalls, Herren von Lorn, der Mac Leods, Mackinnons, Macquarries und Macleans, von Prioren der nahen Abtei und andern geistlichen Würdenträgern. Die dunkelgrauen bläulichen Steine liegen meist hart nebeneinander, rings von Grün umwuchert, allem Ungemach des Wetters preisgegeben, so daß man sich wundert, wie sich die Sculpturen verhältnißmäßig noch so gut erhalten haben. Da sieht man noch deutlich die Gestalten von Reisigen, Schilden, Hirschen, Schiffen, Bischofsstäben, auch einzelne Inschriften. Auf mehreren prangt das Schiff, das Wappenzeichen der Macdonalds, der mächtigen Herren der Insel. Zwei haben irische Inschriften. Die eine lautet: Or' ar anmin Eogain, „ein Gebet für die Seele des Eogain"; die andere: Or' do Maelpatarik, „ein Gebet für Maelpatarik". Letztern hält man für Maelpatarik Obanain, Bischof von Connor, der 1174 in Iona starb. Einer der schönsten Steine ist der der vier Mönche (friars), d. h. der vier Prioren von Iona, die alle demselben Clan angehörten.

Hart an diesem uralten Kirchhof und innerhalb derselben Umfriedigung liegt die Grabkapelle St. Oran, 9 m lang und halb so breit, mit roma-

nischem Portal und zwei kleinen Luken nach Osten. Dr. Reeves, der Herausgeber des Adamnan und emsigste und verdienstvollste Forscher der hiesigen Alterthümer, hält sie für eine Stiftung der hl. Margaretha (gegen Ende des 11. Jahrhunderts). Im Innern haben wir wieder Grabmäler der bereits genannten Geschlechter. Wie im Dom einer großen Hauptstadt ist hier der Adel des Landes im Tode zusammengeströmt, hat sich in diesen Monumenten versteinert und schaut in großen, gepanzerten Figuren mit Schild und Schwert und Wappen aus dem halbverwitterten Gestein heraus. Alle die stolzen Burgen, die ich dieser Tage gesehen, sind hier vertreten; auch ein Abt ist dabei, er hat wohl die mächtigen Herren im Leben versöhnt und hält sie jetzt im Tode friedlich unter seinem Krummstab zusammen. Ich kann nicht sagen, welch tiefen Eindruck diese mittelalterliche Grabesversammlung macht — hier in dieser Einöde, wo nichts zwischen uns und die Vergangenheit tritt. Und ein großer Theil von Nordschottland ist hier beisammen; katholisch, ein Kind der Weltkirche, ein Glied der großen, himmelumspannenden Gemeinschaft der Heiligen, bittet es im Grabe um die Fürbitte der Lebenden, und nach Jahrhunderten noch erfüllt ein armer Pilger aus dem Süden den frommen Wunsch: Or' ar anmin Eogain, „ein Gebet für die Seele des Eogain"!

Ein paar hundert Schritte weiter, und wir sind in dem eigentlichen Centrum der Ruinen. Eine große Klosterkirche, später Kathedrale, ein bedeutendes Mönchskloster mit mehreren Seiten- und Nebenkapellen, eine bischöfliche Residenz mit eigener Umfriedigung, dazu noch Anbauten und Gartenmauern, alles in Trümmern, aber alles noch deutlich erkennbar, bilden ein großes Ruinenfeld, in welchem wuchernder Rasen und Gestrüpp den Tod mit frischem Leben überschüttet, während seitwärts der dunkle Sund in die verschwundene Herrlichkeit hereinblickt. Den Mittelpunkt bildet ein theilweise verfallener, aber immer noch wuchtiger, massenhafter Thurm, der in drei Stockwerken, 23 m hoch, dunkel in den dunkeln Himmel emporstarrt. Zierliche Fenstereinfassungen und wallender Epheu mildern sein hartes, festungsartiges Aussehen. An ihn lehnt sich im Kreuz die Kirche (35 m lang, 7 m breit, Länge der Querschiffe 21 m), das Schiff dem Westen zugewandt, mit herrlichen und ganz wohlerhaltenen romanischen Bogen. Nördlich das Kloster Torr Abbey, südlich die bischöfliche Residenz (Teach an Episcop), nach beiden Seiten hin wieder Kapellen. Einzelne Partien sind von nicht geringer architektonischer Schönheit, obwohl einfach; so mehrere der Fensterbogen, dann die massiven Bogenpfeiler, auf denen der Thurm ruht, mit den grotesken Kapitälen. An einem dieser Pfeiler steht die Inschrift: Donaldus Obrolchan fecit hoc opus. Auch hier ruhen wieder mächtige Häupter des Landes neben friedlichen Aebten. Das Schiff verkündet ihre Meeresherrschaft, das Schwert ihre Kämpfe, Hunde und Hirsche die Freuden

ihrer Jagd, gewappnete Figuren ihre ritterliche Pracht, der verwitternde Stein ihre Vernichtung. Das schönste und bedeutendste der Gräber ist das des Abtes Mackinnon — eine liegende Figur in vollem Ornat, den Hirtenstab in der Hand, vier Löwen an den Ecken des Steines.

Schottland und England haben viel schönere und größere Ruinen als diese; in der Westminsterabtei ist viel mehr entschwundene Herrlichkeit beisammen als hier; dennoch scheint Jona mir einen größern Eindruck zu machen. Vor allem ist es wohl die wilde Natur in ihrer ganzen Gewaltigkeit, welche dabei in Rechnung gezogen werden muß; dann aber ist hier nichts künstlich zusammengetragen; die Erinnerungen liegen hier beisammen, wie sie die Zeit auf- und nebeneinander gehäuft hat, und was von der Neuzeit sich in das Bild hineindrängt, verschwindet in seiner Kleinheit vor der großen Vergangenheit. Allerdings hat sich von Columba und den ersten Ansiedlern kein unmittelbares Andenken erhalten. Aber da liegt ja das grimmige Meer vor uns, auf dem er, der Sprosse irischer Könige, an die Insel kam, bevor sich noch die Wogen der Völkerwanderung über Europa verlaufen. Dort sind die Anhöhen, auf denen er zuerst das Kreuz gepflanzt, und ein steinern Abbild erinnert noch an die kühne Eroberung. Von hier aus hat der gottgewaltige Mann das Christenthum hinauf an die äußersten Hebriden, an die Orkney-Inseln, in die Schluchten des Grampiangebirges, hinauf an die Bucht von Inverneß und hinab nach Cantyre getragen, den Druidendienst friedlich aus dem uralten Besitz seiner Haine verdrängt, fast ganz Schottland dem milden Scepter Christi unterworfen — eine Riesengestalt, die wunderbar auf stürmischem Meerespfade einherzieht, Fluth und Felsen zähmt und die noch wildere Menschennatur ohne andere Waffen als die der Armut und des Kreuzes nach dem höchsten Ideale formt und bildet. Ich kann es kaum beschreiben, wie dies Bild sich inmitten dieser Trümmer ausnimmt. Auf dem Platze, wo ich stehe, hat es Adamnan, der Abt von Hy, zum erstenmal gezeichnet — in der Sprache des Römers, in der kunstvollen Einfachheit eines antiken Biographen, als London noch ein Castell gegen Barbaren, Glasgow eine Waldeinöde, der britische Kaufmann ein Pirat und der deutsche Denker ein wilder Jäger war. Man kann es sich kaum vorstellen, daß in diesem unwirtlichen Möwennest Cicero und Livius fortgelebt haben, während die Völker des Nordens die Paläste Roms unter haushohem Schutte begruben. Und doch ist Adamnan schon 704 gestorben, ein Jahrhundert bevor das christliche Kaiserthum sich auf dem Schutte von Rom erhob — und in dieser Zeit der Barbarei entschuldigt der feinfühlige Mönch und Gelehrte die rauhen schottischen Namen vor dem kunstgebildeten lateinischen Ohr. Eine Bibliothek in dieser Inselwüste, Psalmengesang vom Meere umrauscht, die lieblichen Gestalten der Thebais unter die Barbaren des Nordens versetzt, das sind Dinge, die mit dem Reiz des Unglaublichen

hier als vollendete Thatsachen vor uns stehen. Daß sich von jenen Zeiten kein steinern Monument erhalten hat, macht das schriftliche Denkmal nur noch ehrwürdiger und umgibt die Inseltrümmer mit dem Glorienschein des Martyriums. Ohne Martyrerblut war das Christenthum in Schottland eingezogen, aber eine um so härtere Leidensgeschichte folgte dem ersten friedlichen Triumph. Jahrhundertelang war die Geschichte des Klosters nur Leiden, Kampf und Mühsal. Einmal um das andere (795 zum erstenmal) wurde es von den heidnischen Normannen verbrannt und zertrümmert, dreimal erlitten die meisten seiner Bewohner den Martertod (806, 825, 986), das letzte Mal wurde der Abt mit 15 seiner Mönche erschlagen. So hat sich von Columbas materiellen Schöpfungen, von Adamnans Bücherschatz, von den heiligen Ueberresten der ersten Ansiedelung nichts erhalten können; aber die unbesiegliche Lebenskraft dieser Gründung ist auch ein Denkmal. Columbas Geist hat über seinen Söhnen gewaltet, und ein Jahrtausend lang hat der Stammsitz seines Apostolats dem Anprall aller Stürme Trotz geboten. Durch die Güte und Freigebigkeit der hl. Margaretha († 1093) erhob sich das alte Heiligthum verjüngt aus seinem Staube, Könige und Völker wallfahrteten zu seinem Ufer, die Söhne der edelsten Geschlechter bevölkerten die Abtei, Mönche aus Clugny erhoben das Ordensleben zu neuer Kraft und Blüthe; über die ganze Inselwelt erstreckte sich der segnende Einfluß des armen Jona, und gegen Ende des Mittelalters (1498) nahm auch der Bischof der Inseln hier seine Residenz. Wir stehen vor seinem bescheidenen Palaste, unter den Trümmern seiner Kathedrale und schauen hinaus aufs Meer — ob nicht ein zweiter Columba daherkommt. Doch nebst dem Meer ist noch ein Anhaltspunkt, der uns unmittelbar mit dem ersten Columba verbindet. Es ist der ganz öde Hügel Dun Hy, den man aus den Trümmern heraus nach Westen hin sehen kann. Auf diese Düne stieg der ehrwürdige Greis am letzten Tage seines irdischen Pilgerwallens, es war ein Samstag, der Sabbat seiner endlosen Meerfahrten und Mühsale — da oben stand er, um noch einmal seine Insel zu schauen und sie zu segnen.

Kreuz zu Jona.

Columbas Abschied.

„Der Kahn, der langen Tag mit Wogen rang — zieht heim,
Der Pflug, der heißen Kampfs die Erde zwang — zieht heim,
Die Sonne, glühend von der weiten Pilgerfahrt — zieht heim,

Die Möwe fern an Staffas Felsenstrand — zieht heim:
Gethan ist der sechs Tage Werk. Der Sabbat naht.
Mein Sabbat naht, der harten Wandrung lange, süße Rast.
Der Herr rief mich. Er naht. Ich seh' ihn schon; um Mitternacht
Bin ich bei ihm. Es harren seine Engelscharen mein
Am Strand. So laßt noch einmal mich mein Jona schaun."

So sprach Columba, königlicher Ahnen Sohn,
Und an den Hügelrand Dun Hy wankt er empor
Mit seinem Diener. Ein Jahrhundert lastet schwer auf ihm
Und streute Silberflocken um sein ernstes Haupt;
Doch glüht sein Auge wie der abendlichen Sonne Glanz,
Wie Jugendfreude tönt sein Lobgesang,
Da er zum letzten Segen breitet seine Hand.

„Des Herren Name sei gepriesen ewig, fort und fort!
In ihm ist unser Heil, der Erd' und Himmel schuf.
Und Segen sei ob Jonas Zellen rings
Vom Vater und vom Sohn und Heil'gen Geist!
Er walte stets auf meiner Brüder Schar,
Auf Feld und Wiese — und auf Meer und Fels!
O schwelle, Haus des Herrn, wie volle Saat,
Glüh wie die Rebe, breite deine Arme aus
Um Land und Meer. Laß deiner Psalmodien Klang
Ferntönen bis hinüber ans Gestad' des Heils,
Wo er zuerst erscholl! Und Könige lauschen dir,
Und Fürsten ruhn bei dir vom Kampfeslauf,
Und fernen Völkern wirst du trauter Heimatstrand!"

Nach diesem prophetischen Segensspruch ging Columba zurück in seine Zelle und schrieb zum letztenmal an seiner Psalmenabschrift weiter. Die letzten Worte waren: „Die den Herrn suchen, werden an keinem Gute Mangel leiden." Dann durchwachte er die Nacht, sitzend auf seinem Bettlein, einer Steinplatte. Um Mitternacht wankte er beim Schall der Glocke zur Kirche, brach am Altar zusammen und starb mit selig verklärtem Blick und einem letzten Segensgruß der Hand, in der Mitte seiner Brüder, denen mit seinem Vatersegen die Erbschaft seiner Mühen zum Antheil fiel. Welch ein Sonntagsmorgen! Und was sind das für Gestalten, diese Heiligen! Und was ist das für eine Kirche, die ein solches ödes Felseneiland, ein Nest für Möwen und Fischadler, zur Segensquelle ganzer Nationen macht!

Wahrhaftig, ich vergaß ganz, daß ich zwischen Gräbern und Ruinen stand. Die kahle Düne ward mir zum Paradies, das öde Eiland zu einem Garten voll Pracht und Herrlichkeit. Mit der Elegie war's aus, gründlich aus. Die Gotteskraft, die aus diesen Felsen Lebensquellen schlug, hat noch nicht ausgelebt! An öden Inseln der Südsee thut sie heute noch dasselbe, und gegen tausend Kräfte der Zerstörung ist sie noch immer am Aufbau.

Fest wie die Felsen da drüben steht die heilige Gottesburg, an die ihr Wirken geknüpft ist, der Fels des Herrn unter den Völkern. Trümmer kennt sie nicht, weil sie ewig fort schafft. Ganze Generationen von Königen ruhen zu ihren Füßen. Sie betet für die Herrscher, wenn sie's wollen; sie überläßt sie dem Staub, wenn sie ihr Gebet verschmähen. Wo ihr Walten hinreicht, sprießt Heil und Gesittung. Wo sie vertrieben wird, da führt menschliche Leidenschaft glänzende Schaustücke auf und schlägt sie nachher wieder in Trümmer. Unbeirrt von den einen, ungebeugt vor den andern, setzt die Kirche ihre große, göttliche Sendung fort.

Jona.

Auf die Herzen! Solchen Tempel kann der Ew'ge nur erbaun,
Riesengroß aus Wolkenbergen, Wogen und Granit gehaun.
Aus des Bodens dunklem Grunde starrt versunken eine Welt,
Meeresrauschen, Sturmeswehen hin durch Schiff und Kuppel schwellt.
Silbergischt aus finstrer Welle schwarzer Pfeiler Fuß umkränzt,
Blitzend aus den Wolkenrissen Himmelslicht voll Hoffnung glänzt.
Trümmer von verschwundnen Reichen, Städten, Königsburgen hehr
Ragen an den Felsensäulen — Grabdenkmale — stumm ins Meer.
Und umwölbt von Land und Himmel und umrauscht vom Meeresstrom,
Ragt das Kreuz der Welterlösung einsam in dem Riesendom,
Königsgräber ihm zu Füßen, alter Helden Ruhestatt,
Goldner Hoheit Staub und Trümmer, eines Volkes Todtenstadt.
Alles ist zu Staub zerrieben, was der Mensch geträumt, gebaut,
Nur die Herrlichkeit des Höchsten siegend aus den Trümmern schaut.

Aus dem Westen, aus dem Süden klang sein Wort — und auf der Fluth
Kamen Riesen, seine Boten — hin durch Fels und Sturmeswuth,
Bauten hier ihm sein Gezelte — — leibhaft hat er hier gewohnt,
Hat als König dieser Inseln in dem Gnadenzelt gethront,
Sandte von dem armen Eiland seine Boten in die Welt —
Fern nach Norden, fern nach Süden hat ihr Segel sich geschwellt.
Weitentlegne Völker schauen dankend auf den Inselstrand,
Millionen sind die Trümmer ihres Glaubens Heimatland.
Sind das Trümmer? Ist's Vernichtung, was Jahrhunderte durchdringt,
Was noch heut aus diesem Staube segnend durch die Völker dringt?
Throne stürzen, Burgen fallen, Völker sinken in die Fluth,
Kön'ge schwinden in den Gräbern — niemand weiß, wo sie geruht;
Doch der Heil'gen Grab ist glorreich, schauet die Verwesung nicht,
Nach Jahrtausenden des Kampfes Siegesbahn das Kreuz sich bricht.
Und der Herr wird wiederkommen! Meer und Inseln sind ja sein —
Fluthumrauschet, sturmumkleidet zieht er in den Tempel ein.
Auf die Herzen! Auf die Blicke! Kühn im Sturm auf ihn vertraut:
Liebe krönt die Riesenwerke, die die Allmacht sich erbaut!

Was die Touristen betrifft, so folgten sie mit sichtlichem Interesse den Erklärungen des Führers. Dieser ließ es sich auch angelegen sein, ohne irgend welche hämische Seitenhiebe oder aufgeklärte Bemerkungen die Ein-

richtung des ehemaligen Klosters und der Kathedrale zu erklären. Ich stand ihm ganz zur Seite, da er Zweck und Gebrauch eines Weihwassersteins mit vollkommener Objectivität auseinandersetzte. Von den Mönchen wurde durchweg anständig, von Columba sogar mit einer gewissen Ehrfurcht gesprochen. Eine ähnliche Rücksicht fand ich in verschiedenen Schriftstellern wieder. So bei Walter Scott, bei Wordsworth, bei Reeves, dem Historiographen der Insel, und dem Herzog von Argyll, welcher als Besitzer der Insel, schon vor mehreren Jahren ein interessantes Schriftchen über dieses sein Besitzthum herausgab. Dr. Johnson aber, der berühmte Kritiker, der den Schotten gar nicht absonderlich hold war, schreibt über Jona: „Wir betraten nun das berühmte Eiland, welches einst die Leuchte der caledonischen Regionen war, von wo aus wilde Clans und umherstreifende Barbaren die Wohlthaten der Wissenschaft und die Segnungen der Religion erhielten. Den Geist hier allen Eindrücken des Orts zu entziehen, wäre unmöglich, wenn man es versuchen wollte, und thöricht, wenn es möglich wäre. Was immer uns der Macht unserer Sinne entrückt, was immer das Vergangene, Entlegene oder Zukünftige über das Gegenwärtige obsiegen läßt, bringt uns weiter in unserer Würde als denkende Wesen. Fern von mir und meinen Freunden sei eine so frostige Philosophie, die uns gleichgiltig und ungerührt über irgend einen Boden führte, den Weisheit, Tapferkeit oder Tugend geadelt hat. Der Mann ist wenig zu beneiden, dessen Vaterlandsliebe nicht an Kraft gewänne auf den Feldern von Marathon oder dessen Frömmigkeit nicht lebendiger erglühte unter den Ruinen von Jona." Freilich gibt es auch andere Anschauungen. Mein Reisehandbuch suchte den frommen Eindruck dadurch zu lähmen, daß es der ehrwürdigen Gestalt des Columba eine recht seichte und lächerliche Mönchsanekdote anhängte, für die wohlweislich auf keine Quelle verwiesen ist. Dem gelehrten Adamnan wäre dergleichen jedenfalls nicht in den Sinn gekommen. Dazu braucht es modernes Licht und jene Bildung, welche nach Dr. Johnson das Gegenwärtige obsiegen läßt und uns in unserer Würde als denkende Wesen rückwärts befördert.

Noch einmal mißt das Auge das merkwürdige Trümmerfeld, noch einmal bringen uns die Kinder mit ihren Steinchen und Müschelchen so recht den Gegensatz von Einst und Jetzt zum lebendigen Bewußtsein — dann nehmen wir Abschied von Jona und steuern bald um die südwestliche Spitze von Mull. Alles ist öde, schwermüthig, wild und groß wie vorher, ganz geeignet, die geschöpften Eindrücke zu schärfen und noch tiefer einzuprägen. Die Ufer von Mull sind hier durch zwei größere Lochs gespalten, zwischen denen der höchste Kamm der Insel, Ben More (971 m), seine vieläftigen Fangarme ausreckt. Links offenes Meer, vor uns im Norden eine Gruppe kleinerer Inseln.

8. Staffa.

Die nächste Insel, welche wir erreichen, ist Staffa. Es erscheint erst wie ein schwarzer Maulwurfshaufen über der dunkeln Fläche des Meeres, wächst langsam zum Hügel, zum kleinen Berg und entpuppt sich endlich als grandioses Vorwerk einer gewaltigen Meeresfeste. Massenhafte Bündel der schlanksten Basaltsäulen von etwa 24 m Höhe, nicht lothrecht stehend, sondern etwas nach innen geneigt, sind zu einer mehrere hundert Meter langen, phantastisch ausgekerbten Felsenmauer verbunden. Auf ein Trapplager gestützt, das stellenweis sichtbar ist, stellenweis von treppenartig ansteigenden Säulentrümmern verdeckt wird, ragt sie gleich einem versteinerten Palissadenwerk aus dem Meere. Durch mehrere Höhlen dringt die Fluth ins Innere ein, und die Säulenreihen verschwinden langsam in dem wachsenden Dunkel der nächtlichen Grotten. Auf der feingegliederten Mauer lastet roh und massig ein etwa 18 m hohes Lager von amorphem Basalt, das die Höhlen oben verschließt und wildgeballt über die Pfeiler hervorragt. Ueber die unförmliche, tafelartige Felsplatte hängt eine grüne Alpe den kurzen Rand ihres weichen Rasenteppichs hinunter. Welche traumhafte Ueberraschung in der weiten Meereswüste: die dunkle Säulenburg, aus lauter regelmäßigen Schäften wie von Künstlerhand sorgsam zusammengekittet, die gigantische Felsentafel, welche roh und ungeschlacht, eine hämische Ironie ungezähmter Naturkraft, auf dem feingegliederten Säulenbau lastet, das dunkle Meer, das grollend seinen blitzenden Schaum an dem schwarzen Riesenkrystall emporbäumt und in die finstern Höhlen schleudert, die freundliche Alp, die ihren grünen Teppich über das verwitterte Gestein herabsenkt, der graue Himmel, der sich über dem Wunderpalast zum Dome wölbt! Wahrlich, ein wahrhaft märchenartiger Anblick! Die Phantasie kann es sich kaum verwehren, diesen Palast durch Riesen oder Gnomen erstehen zu lassen und die nächtlichen Höhlen mit Meeresungeheuern zu bevölkern. Riesen ruhten hier von ihren Meerfahrten aus, winzige Gnomen bauten sich an unbeachteten Stellen ihren Königspalast, Millionen Händchen meißelten in regem Fleiße Pfeiler um Pfeiler aus dem rauhen Felsen heraus und reihten Halle an Halle über dem rauschenden Meere. Da erwachten die ungeschlachten Riesen und sahen der Kleinen Werk. Es verdroß sie ihr Witz, ihr Kunst-

fleiß und ihre zierliche Arbeit. Ein roher Felsblock, auf das Ganze hingeschleudert, genügte, um das jahrelange Werk der emsigen Gnomen in einem Nu auf immer zu verpfuschen. Betrübt zog das arme Völklein von dannen — ins Riesengebirge oder sonst wohin — und in den herrlichen Prachtgewölben, in welchen ihr leichter Fuß auf Meeresschaum getanzt, hausten fürder die garstigen Ungeheuer der Tiefe. Durch einen solchen Culturkampf der Vorzeit mag Staffa entstanden sein, und die Riesen mögen sich viel darauf zu gute gethan haben, daß sie solche Klötze schleudern konnten. Aber im ganzen sieht ihre Leistung wie eine ungenießbare, dummstolze Grobheit aus, während das zierliche Kunstwerk der Kleinen noch heute Aug' und Herz erfreut.

Geologisch hat die Sache freilich ein anderes Aussehen. Der „schwarze Teufelsmohr", wie Göthe den Basalt scherzhaft nannte, ist weder von Gnomenfingerchen geschliffen noch von Riesen mit ungeformten Massen überdeckt; er ist auch kein Riesenkrystall, wie man der regelmäßigen Formen halber in guten alten Zeiten annahm, noch ein Product neptunischer Thätigkeit, sondern ein vulkanisches Eruptivgestein, das in den Tagen der Urzeit massenhaft durch die geborstene Erdrinde aus der Tiefe hervordrang. Die herrliche Burg, der fein ciselirte Palast war damals nichts als eine ungestalte, feuerflüssige Masse, die, von unterirdischen Gewalten gehoben und geschoben, qualmend und zischend, brausend und tobend aus dem Erdinnern hervorquoll, zu nicht geringer Verwunderung des Meeres, das hier schon Herr und Meister zu sein glaubte und sich nun abermals zürnend von der Feuergewalt der Tiefe überwunden sah. Luft und Meer, oder besser gesagt, die von ihnen bewirkte Abkühlung der emporstürmenden Massen spielte nun den Architekten, indem sie dieselben in lauter regelmäßige, sechsseitige Schäfte zerschnitt. Diese stehen vertical auf dem Lager, von dem die Erkaltung ausging, und da dies Lager hier nicht der Meeresfläche parallel läuft, sondern einen Winkel zu ihr bildet, so sind auch die Säulenreihen nicht lothrecht auf dem Meer, sondern etwas nach dem Innern der Insel geneigt. Diese wissenschaftliche Genesis hat auch wieder ihren eigenthümlichen Reiz und wird dadurch noch anziehender, daß der Basalt kein einfaches Mineral, sondern ein sehr complicirtes Gestein ist und in seiner Grundmasse die verschiedensten Mineralien und Mineralaggregate einschließt, also in noch frühere Bildungen und Umwälzungen der Urzeit verwickelt ist, deren wirre Trümmer sich in seinen feuerflüssigen Strömen begruben. Was für Gärungen, Gewaltstreiche und Revolutionen müssen das gewesen sein, die Gneis und Granit, Thonschiefer und Kalk und alle möglichen andern Gesteine zerfetzt und zerbröckelt, wirr und chaotisch in einen glühenden Brei vermischten! Aber schließlich hat die Revolution doch ausgetobt, die Bewegung ist erkaltet und der Brei erstarrt. Starr und todt, schwarz wie

Mumien ragen die wilden Revolutionäre aus dem Meere auf — unbewegliche Petrefacten.

Nachdem wir den schönen und überaus interessanten Anblick genossen, führt uns das Schiff östlich ganz nah dem Eiland entlang. Der südliche Theil der Säulenmassen verschwindet, und eine schöne Alp senkt sich von ihrem Gipfel langsam nordöstlich herab zum Meere. Es sieht gerade aus, wie wenn ein unterseeischer Berg hier seinen Gipfel aus dem Meere emporhöbe. Wo die Matten beinahe das Niveau des Meeres erreichen — denn die ganze Insel ist mit einem Felsrand umsäumt —, da hielt das Schiff in einiger Entfernung, und wir wurden, wie bei Jona, in Nachen ans Land gesetzt. Köstlich! Denn, wie Walter Scott singt:

So fröhlich, so fröhlich die Barke zieht,
Von günstiger Brise geschwellt,
Wie der Schwan im duftigen Sommer flieht,
Wie die Lerche hoch über dem Feld!
Es ziehen die Ufer von Mull vorbei
Und das dunkle Ulva und Colonsay
Und die felsigen Inseln all nach der Reih',
Die um Staffa halten die Wacht.
Da thürmt sich plötzlich das Felsenhaus,
Wo der Reiher rastet vom Fluge aus
In dunkler, sicherer Nacht,
Wo die Möwe, entlang dem Meeresstrom,
Sich sucht ihr Nest in dem Wunderdom,
Wo, spottend unsrer Tempelpracht
Und unserer Kunst und unserer Macht,
Natur ein Muster hoch erhob
Zu ihres Schöpfers ew'gem Lob.
Nicht anders steigen die Pfeiler auf,
Noch ragen die Bogen vom Felsenknauf,
Noch anders rauscht der Wogen Chor
Die Felsen hinunter, die Felsen empor,
Noch anders antworten bei jeglicher Pause
Die Pfeiler in dem erhabenen Hause,
So dumpf und gewaltig, durchdringend und lang
Wie einer Riesenorgel Klang;
Und nicht umsonst blickt die Grotte hinaus
Auf Jonas altes Gotteshaus,
Als rufe die Stimme der mächt'gen Natur:
Ihr Kinder des Lehmes, ja quälet euch nur,
Thürmt auf Altäre und übt eure Stärke,
Wölbt Tempelhallen — und schaut meine Werke!

Doch, so weit sind wir noch nicht. Wir sind nur erst am Lande. Da freut man sich denn als Landratte recht ordentlich, wieder festen Boden unter den Füßen zu haben und selbsten auf der merkwürdigen Insel zu

stehen und ihre Basalttrümmer in der Nähe zu schauen; denn solche liegen und stehen hier allenthalben am Ufer herum. Am liebsten wäre ich gleich für den ganzen Tag auf der Insel geblieben, um mit einem Nachen all die Höhlen zu besuchen, von denen sie wie ein Fuchsbau auf allen Seiten unterminirt ist. Aber da ist kein Haus und kein Bewohner als Seevögel, Möwen und dergleichen Gelichter. Folgen wir also schleunigst der Karawane, welche bereits die Alp hinaufsteigt. Alp? Natürlich ist das nur eine solche Alp, wie sie mitten im nördlichen Salzwasser gedeihen kann. Kein liebäugelnder Enzian, kein strahlendes Alpenröschen, keine würzigen Alpenkräuter, aber doch etliches Gras zwischen dem Heidekraut, und das sieht in der grauen Meereswüste so freundlich und labend aus wie eine erquickende Oase. Es heimelte mich an, es schweizerte mir im Herzen, während ich zwischen all den fremden Leuten einherschritt.

Aber damit war's bald aus. Je höher man kommt, desto mehr entfaltet sich die Insel als einsam ödes Felsennest, desto weiter und unerfaßlicher breitet das Meer seine dunkle Fläche aus. Nur nach Mull hin ist es von Bergen begrenzt. Zwischen Gonetray und den übrigen kleinen Inseln im Norden scheint es durch, ein riesiges Blachfeld mit ein paar Felsenbasteien, die schwarz wie die Nacht und trotzig wie Geharnischte, ihrer Kleinheit ungeachtet, die ewig bewegliche Fläche beherrschen. Die Wolken fingen an, sich ein wenig zu lösen, so daß lichte Streifen das Dunkel durchzogen und die schwarzen Inselgespenster sich noch schärfer und markirter von der Meeresfläche abhoben — für den Neuling am Meere ein seltsam schönes Schauspiel.

Ich sah so viel um und blieb so oft stehen, daß ich richtig wieder der Letzte war, als die Karawane bereits auf einer künstlichen Holzstiege von der Höhe zum Meeresufer hinabstieg. Früher wurden, glaube ich, die Passagiere gleich per Nachen in die Höhlen geführt. Die gegenwärtige Anordnung läßt indes das Schauspiel viel bequemer genießen und dehnt auch den Genuß in der anziehendsten Weise aus. Man kommt nämlich nicht gleich zur Fingalshöhle, sondern hat einen überaus interessanten Weg dahin zu gehen. Schon die steile Treppe ans Meer hinab macht einen sonderbaren Eindruck: es ist, als ging's ins Meer hinein und durchs Meer in die Unterwelt. Unten aber beginnt der Basalt seine volle Zauberei zu entfalten. Links am Ufer ragt ein getrenntes Inselchen empor, Buachaile, „der Schäfer", genannt, ein Basaltkegel, dessen gegeneinander gestemmte Schäfte von einem Stratum gebogener horizontaler Säulenbündel getragen werden — ein sonderbares Quidproquo und Durcheinander der urweltlichen Baukunst. Rechts aber beginnt die Prachtfassade der Insel, welche hier von der Alp beinahe vertical nach dem Meere hin abstürzt. Sie verläuft erst südwärts an der Ostseite der Insel, dreht sich dann nach Westen und macht, durch die Höhlen in mehrere rundlich vorspringende Basteien

getheilt, die ganze Südfront der Insel zur uneinnehmbaren Feste. Der obere Theil ist, wie schon gesagt, amorpher Basalt, der untere eine ununterbrochene Colonnade von Basaltsäulen. Was mich aber am meisten überraschte, war der Causeway. Wie soll ich das nennen? Ein kolossaler Damm, eine Riesentreppe, die sich von der Colonnade herab ans Meer zieht und von lauter sechseckigen Säulenstummeln gebildet wird, von denen der eine so regelmäßig gebaut ist wie der andere, der eine an den andern festgekeilt ist wie Granitquadern, bis hinab ans Wasser. Zieht sich die Woge zurück, so werden neue Stufen sichtbar, als ginge es so ununterbrochen weiter zu Neptuns und Plutos Palästen. Stürmt die Woge wieder an, so bricht sie sich wie an der ungeheuern Treppe eines Felsentempels in vielfach getheiltem Strahl, und der eben noch so ausgelassene überstürzende Schaum rinnt wie Thränen an den Säulen herunter. Kein Spaziergang in meinem Leben hat mir so sehr den Eindruck des Seltsamen, Wunderbaren gemacht. Alles wie Architektur und alles reine Natur, das Detail wie nach der Wasserwage bemessen, das Ganze phantastisch angelegt und von gigantischen Dimensionen, die starre Unbeweglichkeit der stereometrischen Formen und das in unermüdlich neuen Curven tanzende Meer, die Stille der einsamen Felswand und die magisch tosende Brandung — — welch entzückender Gegensatz! Ich fragte mich mehr als einmal, ob das denn auch Wirklichkeit sei, ging auch hinunter ans Meer, um die Brandung ganz in der Nähe zu schauen. Es ist das wissenschaftlich nichts Besonderes, steht auch nicht im Reisebuch — aber es ist unvergleichlich schön, namentlich der Moment, wenn die breite Welle sich theilt, um die Fortsetzung des Baues in unnahbaren Tiefen halb schauen, halb ahnen zu lassen! So kam mir das Gros der Gesellschaft schon wieder voraus. Es war lustig zu sehen und hob den Eindruck des mächtigen Baues, wie die kleinen Menschlein bald stiegen, bald hüpften; denn für Menschenbeine ist der Weg nicht gut angelegt; die nächste Stufe ist zu nah, die folgende zu weit; auch hatte der Architekt seine Launen und machte die Abstände bald ein paar Zoll, bald einen bis zwei Fuß lang, so jedoch, daß bei der ununterbrochenen Angliederung die ganze Treppe eine gewisse Symmetrie bewahrt. Das Schauspiel gewinnt noch dadurch, daß das Ufer viele Zacken bildet, das Meer bald vor-, bald zurücktritt, die Treppe sich um so breiter an die Felswand hinaufdehnt, je näher wir der Höhle kommen, auch die Aussicht aufs Meer sich langsam erweitert. An der südöstlichen Spitze der Insel dreht sich der Bau langsam und ziemlich peripherisch wie um eine Achse und bildet einen förmlichen Kegel. Das Meer rauscht dann vorbei ins Innere der Insel. Die Fingalshöhle steht vor dem erstaunten Blick.

Bilder und Beschreibungen waren wie weggeblasen bei diesem Anblick. Nie hat ein Naturschauspiel mich so überrascht. In ein kleines Dreieck ein-

gefangen, rauscht der Ocean mit gesteigerter Bewegung an die Ufer, dringt durch eine weite Halle zwischen die zwei Säulenmauern, verliert sich tosend im Dunkel des Innern. Gegenüber dem Säulenkegel, auf dem wir stehen, verläuft sich ein ähnlicher, treppenförmig absteigend, in zierlicher Ausrundung ins Meer. Aus beiden starrt die feingegliederte Felswand in ihrer vollen Höhe, von der drückenden Last des amorphen Felslagers überragt. Ein wilder Riß in die ungefügen Massen verbindet die beiden Säulenmauern oben zum Gewölbe, so spitz, daß es ein gotischer Bogen zu sein scheint; so phantastisch, daß es den Dom zum Feenpalaste macht. 70 m dringt die Höhle ins Innere, vorn etwa 21 m hoch und 12 m breit; sie verengt sich aber im Innern auf die halbe Breite. Die Säulen stehen hier ziemlich senkrecht, der Oberfläche entsprechend, die sie deckt und die fast horizontal über das Meer vorragt. Bald sind sie regelmäßig und von gleicher Höhe, bald abgestumpft und von Trümmern unterbrochen. Das Gewölbe besteht theilweise aus amorphem Fels, theils aus zerbrochenen Säulenbündeln, zwischen denen Stalaktiten in sonderbaren Figuren herabhängen. In das vorherrschend dunkle, schwärzliche Colorit mischen die vorstehenden glatten Seiten der Pfeiler graue, grünliche, röthliche, purpurne Farbentöne, die Kalkkrusten oben schneeweiße und gedämpfte Lichter, der Reflex der eindringenden Helle und des milchweißen Wogenschaums einen blitzartigen Farbenwechsel. Meine Reisegefährten waren durchweg in freudiger Bezauberung und hielten sich in ehrfurchtsvoller Stille, um den Genuß des Wunderdomes nicht zu verderben.

Da sah man denn aus der dunkeln Grotte heraus, von den zerrissenen Säulentrümmern, auf denen wir standen, das Meer, von weißem Schaum gekräuselt und von einem Stück heitern Himmels beleuchtet, wie aus unendlicher Ferne dahergekommen und in die Höhle hineinwogen, um mit seinen krystallgrünen Wassern dem schwarzen Dom als Boden zu dienen. Dies feuchte Meergrün mit seinem bläulichen und gelblichen Schimmer, die siedende Milch, die darauf wirbelt, die Woge, die so still-gewaltig heranschwellt, die leichtgeschwungene Curve, die sich in die folgende verschlingt, der zierliche Bogen, der sie von der nächstliegenden scheidet — welch unerschöpflichen Reiz bietet dieses allein schon! Ocean, der grenzenlose Riese, ist hier gefangen, und wir können jede Locke seines Scheitels zählen. Schmeichlerisch dringt eine jede dieser Wellen in die engen Hallen, schmiegt sich, duckt sich, theilt sich, klettert wie geschmolzenes Silber in Eisblumen an den dunkeln Säulenkanten hinauf. Aber nirgends findet sie Einlaß für die blumigen Ornamente, keine Hand regt sich, um den Silberflitter an den Säulenkapitälen zu festigen. Die oberste Spitze des Schaumes zerstiebt und das Licht bricht sich in seinen feinen Bläschen; die Masse des Schaumes aber sinkt plätschernd in die Tiefe nieder, während das Echo im Gewölbe

das dumpfe Rauschen der Wogen widerhallt. Und schon rauscht eine neue Woge heran, schlüpft hinauf an die Felsen, läßt die weißen Kalkkrusten blitzen, zaubert an die schwarzen Mauern ein träumerisches Farbenspiel, ruft dem Echo, umwirbelt die abgestumpften Säulen mit dem Silberdiadem

Fingalshöhle.

eines Augenblicks und sinkt murmelnd in die dunkeln Risse der krystallgrünen Fluthen nieder. Optik und Akustik erneuern von Minute zu Minute den seltsamen Traum — eine in ihrer Einförmigkeit großartige Psalmodie, im Zwielicht eines wunderbaren Felsentempels. Dom, Orgel, Feenpalast — vereint zu einer Grotte. Meer und Fels, Himmel und Unterwelt

grüßen sich. Gefangen im Porticus eines unterirdischen Palastes, streift der Blick ins Unendliche. Was Wunder, wenn einem Dichter da das Schildern vergeht und er zu singen beginnt. Hören wir ein Sonett von Wordsworth:

Dank für die Lehre! Hier entflieht der Wahn,
Nach ird'schem Maß von Gotteskraft zu sprechen,
Nach unserm Schulgesetz, dem kindisch frechen,
Zu rechten mit der Allmacht Riesenplan.

Wir glauben stolz das Herrlichste gethan.
Doch schau dies Felsenthor! Die Pfeiler stechen
All unsre Arbeit aus. All unsre Werke brechen
Zusammen hier am Fels und Ocean.

So fein und zart, so wild, gigantisch groß
Erschließt das Thor sich eines Meeres Wogen,
Ein Ocean bringt in der Erde Schoß,

Bäumt schäumend auf an den basaltnen Bogen,
Ringt mit dem Riesen — sinkt. Der Fels hallt wider
Des unbesiegten Gegners dumpfe Lieder.

Gewöhnlich vergleicht man die Fingalshöhle mit einem Dome; in der That erweckt die Anlage des Baues und die Feierlichkeit der Scene unwillkürlich diesen Vergleich. Ohne indes gerade ein Freund unnöthigen Moralisirens zu sein, kann ich mich mit der Auffassung nicht befreunden, als habe der „Baumeister des Weltalls" durch solche Felsen-, Berg- und Waldesdome unsere Dome überflüssig machen wollen. Wie auf den wilden Felszinnen der heimatlichen Berge und in den unheimlichen Schluchten dunkler Höllenthäler, traf mich auch hier der Gedanke: Was kann der Baumeister leisten, wenn er strafen will, und was kann er um uns zaubern, wenn er uns beseligen will! Und wenn er uns so lieb hat und mit uns spielt wie ein Vater mit lieben Kindern, und Wunderwerke um uns thürmt, um uns in Bildern der Natur seine Schönheit ahnen zu lassen: müssen wir ihn nicht auch lieben und alle Pracht und Kunst, und was in unsern Kräften steht, entfalten, um uns und alle seine Gaben liebend zu ihm zurückzuführen? Je länger ich hineinschaute in die wunderbare Grotte, desto weniger erschien sie mir wie ein Dom, desto mehr wie ein seltsam Spiel, das die Allmacht hier gespielt hat, um in einer nachlässig hingeworfenen architektonischen Skizze ihre Schöpferfülle zu zeigen. Die Architektonik der Säulen, ihre feine Gliederung hat den vollen Reiz eines menschlichen Kunstwerks. Aber derselbe Blick sagt, daß sie spielend hingeworfen wurden. Der hehre Architekt gab sich keine Mühe, sie genau zu stellen. Er warf das Bleiloth weg, setzte den Palast mit einem Ruck in die tosenden Wellen und sprach: „Das mach' jetzt einer nach!" Peterskirchen und Kölner Dome sind Kinderspielzeug gegen seine anscheinend mißlungenen Versuche.

Kein Tempelbau, ein Spiel nur ist's,
Gespielt von dem Alten der Tage,
Als Land und Meer und Feuer und Luft
Er maß auf der prüfenden Wage.

Da schäumend, vom Feuer gejagt und gehetzt,
Die Erde sich bäumt und windet,
Da glühend die qualmende Luft sie zersetzt
Und schneidet und umwälzt und bindet:

Führt er den Ocean brausend herein
In der Stoffe Kämpfen und Ringen,
Daß er aufzischt an dem Urgestein
Und will die Massen verschlingen.

Doch schäumend reckt sich der Berg aus dem Meer,
Und tausend kleine Gewalten
Zergliedern den Felsen die Kreuz und die Quer'
In herrliche Säulengestalten.

Das Feuer nennt das Gebilde sein:
„Ich habe gemodelt die Quadern!"
Die Luft: „Die fürstliche Burg ist mein,
Ich habe gezogen die Adern."

Und tausend Gewalten, zum Knäuel vereint,
Lobpreisen die eigenen Kräfte,
Die eine bejaht, was die andre verneint,
Und tobt um die ragenden Schäfte,

Und rüttelt daran mit Sturmesgewalt
Und kämpft — und rühmt sich als Sieger — —
Da dröhnt des Meisters entscheidendes Halt!
Und trennt die entrüsteten Krieger.

Ein Felsenpalast ragt aus Trümmern hervor,
Auch er mit zerklüftetem Bogen,
Und grollend zischet die Fluth dran empor
Im Donner stürmender Wogen.

Und es singt es das Meer, und vom Felsen es tönt,
Daß spielend der Herr sie bezwungen,
Da über dem Chaos sein Werde erdröhnt,
Da Meer und Land sich umschlungen.

„Ich sah ihn schweben auf himmlischer Bahn,
Er streute dort Sonnen und Sterne";
So singt zum Felsen der Ocean —
„Ich sah es aus ahnender Ferne."

„Wir sahn ihn im innersten Kerne der Welt,"
So sprachen die felsigen Wände,
„Er hat dort ein riesiges Feuer bestellt,
Wir fühlten die glühenden Brände!"

„Ich trug ihn" — so sang die zitternde Luft —
„Zu des Weltalls äußersten Kreisen;

Dort wallte hernieder ein himmlischer Duft,
Es erschollen selige Weisen."

„Und überall ist er," — so sang da mein Herz,
„Um Herzen nach seinem zu bilden,
Zu führen die Menschen durch Freude und Schmerz
Aus Trümmern zu seinen Gefilden!"

So hat uns denn die herrliche Fahrt durch das Mittelalter und die Trümmer der ältesten christlichen Jahrhunderte in die Wunder und Geheimnisse der Urwelt hineingeführt. Fingals und Ossians Namen, die Klänge der altnordischen Harfe, geleiteten uns an den Eingang der Höhle. Da aber haben wir nur noch die Natur vor uns und ihre geheimnißvolle Geschichte. Die Insel ist übrigens erst seit einem Jahrhundert bekannt und berühmt. Sir Joseph Banks, der berühmte Reisende, wurde 1772 auf einer Islandfahrt in die Nähe verschlagen, hörte zufällig — wie ja eine Menge bedeutender Entdeckungen zufällig gemacht wurden — von dem seltsamen Weltwunder, untersuchte es und machte es in einer Zeitschrift bekannt.

Nun wieder zu Schiff. Es ist Mittag. Der Himmel hat sich völlig aufgeklärt und mildert in etwa die Wildheit der Landschaft, ohne sie indes aufzuheben. Wir steuern nordwärts, die Inseln Ulva, Colonsay, Gonetray und Inch Kenneth zur Rechten, die Treshnish-Inseln zur Linken. Die ersterwähnten erheben sich in festungsartigen Felsterrassen bis zu 250 m Höhe und darüber, die Treshnish-Inseln sind kleine unbewohnte Klippen, mit dürftigem Gras und Heidekraut bewachsen. Wie in der geologischen Beschaffenheit, so zeigen sich auch in der Landschaft wieder die Formen von Jona und Staffa, aber jetzt sonnenhell und in freundlichern Farben. So sind Gonetray und Ulva nach Staffa hin ganz mit Basaltsäulen umgürtet. Der geschöpfte Eindruck klingt fort und lenkt sich nur langsam auf anderes über.

Etwas weiter sieht man die Inseln Tiree und Coll, von denen erstere als Terra ethica bei Adamnan erwähnt wird. Sie wurde von den Mönchen von Jona bebaut und hat in zahlreichen christlichen Alterthümern ihr Andenken verewigt. Nördlich ist die Insel Muck sichtbar, hinter ihr der steile Scuir oder Pic von Eig. Diese Insel gehört mit den westlichen Hebriden zu den Plätzen, in welche die schottische Reformation trotz aller Anstrengungen nicht gedrungen ist. Die katholische Religion erhielt sich hier bis auf unsere Tage, und zeitweilig diente das kleine Eiland sogar den Apostolischen Vicaren des westlichen Hochlandes als Stützpunkt ihrer Thätigkeit. Von hier aus drangen Missionäre, nicht weniger kühn und unternehmend als die Söhne Columbas, in die einsamen Thäler der katholisch gebliebenen Clans, sammelten und pastorirten die zerstreuten Katholiken, errichteten in einer armen elenden Hütte sogar ein kleines Missionsseminar und legten so den Grund zum Wiederaufblühen des Katholicismus in jenem Land, in

welchem der harte, eiserne Calvinismus seine Unduldsamkeit auf die äußerste Spitze getrieben hatte. Eig hat mehrere Höhlen. Walter Scott erwähnt, eine derselben habe in Zeiten der Verfolgung als Kirche, eine vorspringende Felswand als Altar gedient. Ein solcher Gottesdienst, meint er, der Priester im heiligen Gewande am Altar und die gläubige Gemeinde ringsum in malerischer Hochlandstracht in der dunkeln Felshöhle am Meere, würde den Vorwurf eines ergreifenden Gemäldes bilden. Wie gern hätte ich das merkwürdige Eiland besucht! Aber das Schiff kennt kein Erbarmen, und um Specialfahrten nach eigenem Geschmack zu unternehmen, müßte man mehr von den „unerschöpflichen Reichthümern des Ordens" wissen als meine armen Taschen, mit deren Inhalt sich selten ein Gentleman bis hierher verstiegen haben mag. Es wurde hier herum etwas sichtbar, was die Schiffsgesellschaft als einen Walfisch bezeichnete. Ich sah indes nichts als etwas größere Wellen. Etwa eine Stunde genossen wir nun wieder die herrlichste Meeransicht des „Atlantischen", der zwischen den nächsten Inseln durch geradeswegs von Amerika herkommt und auch in guter, gemüthlicher Laune recht anständige Wellen zu stande bringt. Dann lenkt das Schiff ostwärts gegen Loch Sunart und die Halbinsel Morven und hält uns für den ganzen übrigen Nachmittag in einem Panorama der bereits geschilderten Hochlandsscenerie. Eine Straße von drei bis vier Kilometer Breite trennt die bergige Halbinsel Morven von der ebenso bergigen Insel Mull, die eigentlich nur ein abgerissenes Stück der Halbinsel ist. Beiderseits dieselben phantastischen Hügelreihen und Kuppen, Buchten, Wälder, Vorgebirge, Klippen, kleine Dörflein, alte Schloßruinen und die duftige Heide, die sich über Thal und Hügel an höhere Berge hinanstreckt. Eine Beschreibung reicht hier nicht aus; die Motive sind immer dieselben, und ihre Zeichnungen könnten ein Album füllen; aber der Genuß ist köstlich. Die zwei Hauptelemente sind immer die Bucht und das sie bildende Vorgebirge, mit den majestätischen Trümmern ritterlicher Herrlichkeit gekrönt. Die Bucht erscheint in allen möglichen Curven, die Ritterburg in den verschiedensten Formen des Baues und der Zerstörung. Die Mannigfaltigkeit der Staffage gibt dem Bilde immer neuen Reiz — im Hintergrund die fernere Fläche des Sundes, entlegene Bergeshöhen, das offene Meer, auf dem die Sonne spielt. Da die Gegend sehr dünn bewohnt ist, das Moderne hinter den stolzen Ueberresten früherer Zeit zurücktritt, so fühlt man sich halb ins Mittelalter zurückversetzt. Man schwebt träumend vorbei an lauter Illustrationen einer Reimchronik oder eines Ritterromans, der halb auf dem Meere, halb auf diesen Meeresfesten spielt. Es ist das auch die Gegend, deren Anblick Walter Scott den „Herrn der Inseln" inspirirte, und hier handelt der erste Theil dieser schönen Epopöe.

Kaum sind wir an den Inseln Gonetray und Ulva vorbei, so fangen schon auf Mull die Burgen an. Wahrhaft imposant ist diejenige von Mingary,

die den Eingang des Sundes beherrscht, ein wuchtiges dreistöckiges Schloß, dessen Mauerzinnen unmittelbar aus steiler Felswand emporwachsen. Hier wenden wir uns — um wieder wenigstens einige andeutungsweise Notizen zu geben — vom offenen Meer mit seiner Inselwelt in einen prächtig blauen, vielbuchtigen See, Loch Sunart, um dessen grünes Gelände in vielfachen Terrassen Hügelrücken, Berge, zuhinterst der gewaltige Ben Nevis, sich aufthürmen — eine in ihrer Großartigkeit an den Vierwaldstätterse erinnernde Scene. Eine Wendung nach Süden, und wir sind in der waldumsäumten Bai von Tobermory eingeschlossen, welche ähnlich wie die von Oban durch eine vorgeschobene Insel von dem Sunde von Mull getrennt und zum friedlichen Hafen gestaltet ist. Frisches Grün und ein freundliches Dorf spiegelt sich in der stillen, klaren Fläche. Der Name Tobar Mory bedeutet Mariaborn, wieder eine Reliquie katholischer Vorzeit. Gegenüber in Drimnin House ist auch richtig eine neue katholische Kapelle.

Und so find' ich wieder dich,
Liebes Bild, das ich im Alpenthale
Grüßte einst so minniglich,
Da ich pilgerte zum ersten Male.

Hier auch wohnst du, liebe Frau!
Stern des Meers! im fernen Norden;
Hier auch tönt's auf Fels und Au:
„Und das Wort ist Fleisch geworden!"

Wenn es auch kein Glöcklein singt,
Grüßen doch dich fromme Herzen,
Denken, wenn die Stunde klingt,
Deiner Freuden, Mutter! deiner Schmerzen!

Und der Fels in Andacht glüht,
Und das Meer schickt tausend fromme Lieder,
Daß es flammt und jauchzt und sprüht
Von den fernsten Küsten auf und nieder.

Ave! haucht die Waldesau,
Ave! seufzen die Castelle,
Ave! die zerstörte Zelle,
Ave! jede Meereswelle,
Ave Maria! himmlische Frau!

Wie der Eintritt von Loch Sunart in den Sund und in die stille Bai von Tobermory, so bietet die Rückkehr in letztere wieder neue Ueberraschungen. Die Prachtaussicht auf Ben Nevis erhält einen ganz neuen Vordergrund; man meint fast, es müßte ein neuer Berg sein. Dann öffnet sich das Panorama auch südöstlich, und Ben Cruachan und die Berge von Lorn treten als prächtiger Hintergrund in die Scene. Am schönsten wurde die Sicht am Ausgange des Sundes, wo derselbe in Loch Linnhe ausmündet. Da öffnet sich erst links Loch Aline, ein freundliches Thälchen mit

einem blauen See; darauf starrt Ardtorniſh Caſtle in den Sund hinein, eine der Hauptfeſten der Inſelherren, die in Jona ruhen; nicht lange, und es legen ſich uns die kleinen Glaß-Inſeln in den Weg, Smaragde auf dem blauen Seidenſtreifen des Sundes, und kaum ſind ſie vorüber, ſo erhebt ſich rechts Duart Caſtle, der andere Hüter des Sundes, während im Meere draußen die Klippen des Lady Rocks hervortreten ſowie die breite, niedere Inſel Lismore mit dem Schloſſe Auchindown, weiter ſüdlich Kerrera und dahinter das Feſtland mit ſeinen Hügeln und Bergen in der vollen Gluth der abendlichen Sonne prangt. Die grünen, grünlichen, gelblichen und goldenen Farbentöne der Inſeln auf dem tiefblauen Meeresgrund, die magiſchen Geſtalten der alten Burgen auf ihren röthlichen oder grauen Klippen und Vorgebirgen, die bläulichen Schattenriſſe der fernern Berge, der leichte, weiße Schaum der Brandung am blauen Meeresſaum — ein köſtlicher Anblick! Und nun die ritterlichen Parlamente der Inſelherren drüben auf Ardtorniſh; der Kahn des Bruce, der auf den Wogen des Sundes treibt; der Abt, der von der Verſammlung der Herren nach Jona zurückkehrt; die Maid von Lorn, die im Brautſchmuck oben auf dem Wartthurm auf die hundert Burgen ihres Erbgutes ausſchaut und dabei traurig iſt — das ganze Drama des Lord of the Isles — ritterliche Geſchichte und dichteriſche Romantik rechts, links — auf allen Seiten! Dazwiſchen ein moderner Leuchtthurm, der aber, wie alle Aufklärung, nur dann leuchtet, wenn man ringsum Nacht macht — und endlich eine kirchengeſchichtliche Erinnerung, die auch bei Tage die ganze Gegend erleuchtet: Lismore, der große Garten, der frühere Epiſkopalſitz der weſtlichen Inſeln. Das iſt nun ſchon die dritte biſchöfliche Reſidenz, der wir heute begegnen. Politiſche Wirren und ſogar Schisma haben die Succeſſion dieſes Biſthums zeitweilig geſtört und ſeine Umſchreibung verändert; der Culturkampf der Reformation hat den Biſchof von Inſel zu Inſel verſchlagen, ihn bis an die äußerſten Hebriden, Uiſt und Barra, gedrängt — aber ihn zu verdrängen, gelang nicht. Aller Verfolgung unerachtet durchzogen Biſchöfe dieſe weiten Gewäſſer, um den verlaſſenen Einwohnern dieſer Inſeln mit der Handauflegung und dem Chrisma auch den Segen des oberſten Hohenprieſters zu bringen. Freudig blickte ich im Geiſte auf das alte Jona zurück, von dem die religiöſe Lebensbewegung ihren Ausgang genommen, und ließ die verſchiedenen Bilder der Fahrt ſich um das eine gruppiren: die Urwelt Staffas, die mittelalterliche Welt der alten Burgen und das moderne Oban, in das uns der Dampfer gemüthlich zurückführte. Nächſt der ſchönen Natur iſt nichts, was weit und großartig die Zeiten umſpannt wie die Kirche, welche dieſe Inſelwelt ſo unvergeßlich und bedeutſam gemacht hat.

9. Die äußern Hebriden.

Wie eine gewaltige Vormauer ziehen sich längs der Westküste des nördlichen Schottland die äußern Hebriden hin, zunächst die große Insel Skye und die kleinern Inseln Eig, Rum, Scavaig, Rasay, dann weiter nach Westen die größte der Hebriden, Longland (Lewis und Harris), und die kleinern Eiländer Uist, Benbecula, Barra, St. Kilda und andere noch geringere Inseln und Inselchen. Der ganze Archipel dehnt sich auf etwa 210 km Länge aus. Gerne hätte ich diese Inselwelt besucht, weil sie zu jenen Theilen von Schottland gehört, wo sich nicht bloß gälische Sprache und jakobitische Gesinnung, sondern auch der katholische Glaube am längsten und zähesten erhalten hat. Dazu ist die Naturscenerie wild großartig und phantastisch wie nur eine im Hochland. Allein diese Romantik hat auch ihre Schattenseite. Ein junger deutscher Edelmann, der eben von diesem Ausflug zurückkam, faßte seine Resultate in den lakonischen Bericht zusammen: „Einen Tag Regen und Seekrankheit, drei Tage Regen und Sturm in öden und wilden Felsen herum, wieder einen Tag Regen und Seekrankheit. Und dieses Vergnügen kostete mich fünf Pfund Sterling! Dageweſen — ja! Amüsirt — nein!"

Das machte mir die Fahrt doch bedenklich, und ich verzichtete darauf. Wenn man einen Preis von 30 000 Pfund auf meinen Kopf gesetzt hätte wie einst auf den Kopf des Prätendenten Karl Eduard, da würde ich mich allerdings nicht lange besonnen haben. Auch wenn ein edler Mäcenas oder eine wissenschaftliche Gesellschaft mir diese Summe oder auch nur ein Zehntel oder Hundertstel von dieser Summe zur Verfügung gestellt hätte, so würde ich mich wohl auch noch dazu entschlossen haben. Aber das fiel keinem Mäcenas ein und noch weniger einer wissenschaftlichen Gesellschaft. Man wollte auch keinen Preis auf meinen Kopf setzen.

Obwohl ich nun nicht im stand bin, all die Herrlichkeiten von Skye, Lewis und Harris aus eigener Anschauung zu schildern, so kann mein Geständniß doch für sich schon von einigem Nutzen sein, indem es andere entweder warnend vor Regen und Seekrankheit bewahrt, oder aber ihren Heldenmuth aufrüttelt, die äußern Hebriden zu besuchen, oder — — sie bestimmt, einen Preis auf meinen Kopf zu setzen.

Der Quiraing.

Von den Naturwundern in Skye werden am meisten gepriesen der „Altmann von Storr", der „Quiraing", die „Cuchullin"-Hügel und der See „Coruisk". Sie liegen ziemlich weit auseinander, und wer die ganze Felsscenerie dazwischen und drum und dran zu Fuß studiren will, muß schon ein paar Tage drauf verwenden.

Der „Altmann von Storr" ist ein kahles Felsenriff, das, einige englische Meilen von der unbedeutenden Hauptstadt der Insel, Portree (portus regius), entfernt, 716 m über das Meer emporragt und eine bezaubernde Sicht über die ganze wildromantische Inselandschaft gewähren soll. Ein Theil des Riffs ist vor Zeiten herabgestürzt und umgibt den „Altmann" mit einem schaurigen Trümmerfeld kleinerer Felsen. Ungleich großartiger ist der Quiraing, eine andere Felspartie ganz im Norden der Insel. Der Reisebeschreiber A. Smith nennt sie einen Gespenstertraum, eine Walpurgisnacht. „Der Quiraing", sagt er, „ist ein Schrecken- und Schauerbild. Er ist ein Felsthurm oder ein Felsdom, etliche tausend Fuß hoch, rings umstarrt von andern Thurmspitzen und Felsennadeln. Wie Macbeths Hexen auf der schauerlichen Heide, so steht der Quiraing in einer Region ebenso wild als er selbst. Das ganze Land rundum ist sonderbar und ungewöhnlich, bald aufragend in schroffe Felsenzinnen wie die Wirbelsäule eines riesigen Thieres, bald versinkend in tiefe Höhlen, die mit Wasser gefüllt sind — alles glitzert fast beständig in den Tropfen eines feinen Nebelregens." Den Mittelpunkt bildet eine gewaltige cylinderförmige Felsmasse von Basalt, 460 m über dem Meere. Das flache Plateau, das sie nach oben abschließt, ist mit Grün bewachsen und etwa 30 m breit. Dieser Fels ist in einiger Entfernung von einem Kreis anderer Felsen umgeben, die in den wunderlichsten Formen (Nadeln, Zacken, Thürme, Bastionen) viel höher darüber emporstarren, während in den Zwischenräumen das Meer sichtbar wird.

Loch Coruisk ist ein kleiner Bergsee am Weststrand von Skye, in der Nähe der Bucht Scavaig, rings umgeben von einer öden, wilden Kette von Felsenhügeln, deren höchster 975 m erreicht. Der See ist ruhig, glatt wie ein Spiegel. Kein Sturm, kaum ein Windhauch kann an ihn heran. Aber auch die Sonne kann ihm nicht nahen, sondern höchstens die Klippen vergolden, die über ihm emporstarren. Meist hängen trübe Wolken und Nebel bis in den Thalkessel nieder, und das spärliche Grün am Ufer und die kleine bewachsene Insel im See vermögen die Melancholie nicht zu verscheuchen, die über dem ganzen Bilde waltet. Die Cuchullin-Hügel, die den See umgeben, würden, ins Hochgebirge versetzt, wohl trotz ihrer phantastischen Umrisse keinen besondern Eindruck machen; aber hier, nahe am Meer und als Felsmauer des einsamen Sees, nehmen sie sich sehr gewaltig aus. Die Bilder, welche mir von dieser Landschaft zu Gesichte gekommen, stimmen

übrigens nicht ganz genau überein, je nachdem die Zeichner in anderer Stimmung, mehr von der Melancholie oder von einem gewissen unheimlichen Eindruck beherrscht waren. Auch bei den Beschreibern traf ich dieselbe Verschiedenheit.

„Da ist keine Bewegung," sagt der schon angeführte Smith, „außer dem weißen Dunst, der über dem Abgrund emporwallt. Das völlige Schweigen lastet auf dir wie eine Bürde; du fühlst dich als Eindringling. Die Hügel scheinen ein Geheimniß zu haben, über eine unaussprechliche Idee zu brüten, die niemand errathen kann. Es kann einem in Loch Coruisk nicht wohl werden, und das kommt von dem Gefühl, daß uns alles fremd steht. Die verwetterten Felsgestalten haben eine Existenz und Geschichte, in die wir uns nicht mischen können. Diese stummen Ungeheuer machen uns traurig und verlegen."

Andere Beschreiber dagegen finden diese Einsamkeit nicht unheimlich, sondern höchstens etwas melancholisch, aber grandios, gewaltig und majestätisch, wie das auch bei den Alpenseen des Hochgebirges der Fall ist.

Mit der Weltgeschichte haben diese äußern Hebriden wenig zu schaffen gehabt. Wo der Regen so wohlfeil, das Korn so theuer ist, da haben Eroberer und Politiker wenig Gelegenheit, ihr Genie zu zeigen, und es war die richtige Strafe, daß man den großen Napoleon zur Beruhigung Europas auf so eine Insel internirt hat.

In den Hebriden haben sich zwar schon die Vikinger herumgetummelt, und mit dem übrigen Hochschottland waren die Insulaner in einem regelmäßigen Verkehr. Eine alte Kirche auf Lewis beweist sogar, daß im verrufenen Mittelalter mehr Kunstthätigkeit auf denselben vorhanden war als heutzutage. Aber eine eigentliche Rolle in der Geschichte haben sie nie gespielt, außer in den Geschicken des letzten Stuart, des sogen. Prätendenten.

Dabei ist eigentlich nicht er der Held, sondern sie, nämlich die hochländische Maid Flora Macdonald, die Tochter eines Gutsbesitzers in Skye, welche, als den Männern keine Möglichkeit mehr war, den Prätendenten weiter zu flüchten, sich nicht ohne große Gefahr der schwierigen Aufgabe unterzog und ihn wirklich aus den Händen seiner Verfolger errettete.

Es war das im Jahr 1746 nach der verhängnißvollen Schlacht von Culloden (16. April). Die Engländer setzten einen Preis von 30 000 Pfund auf den Kopf des Prätendenten. Ganze Scharen von Soldaten zogen aus, sich diesen Preis zu erobern; Kanonenboote und zahlreiche kleinere Schiffe kreuzten an der Westküste, um den letzten der Stuarts einzufangen. Mit Angst und Noth, meist in öden Felshöhlen und den ärmsten Hütten sich bergend, hatte er sich erst nach Glengarry, von da nach Arisaig an der Westküste durchgeschlagen und setzte dann weiter nach der Insel Benbecula über. Aber auch da war seines Bleibens nicht. Das Erscheinen eines englischen Kriegsschiffes jagte ihn nach der Insel Süd-Uist hinüber, wo er

einen ganzen Monat in der unwirtlichsten Wildniß sich verborgen hielt. Auch von hier aufgescheucht, irrte er lange von Insel zu Insel, zufrieden, von Tag zu Tag, von Nacht zu Nacht unter Entbehrungen aller Art sein Leben zu fristen, wo nicht die Liebe seiner Anhänger ihm gelegentlich wieder einige Entschädigung bot. Als Karl Eduard eben wieder mit Ach und Krach einem englischen Kreuzer entflohen und nach Süd-Uist gekommen war, verfiel Hugh Macdonald, ein englischer Officier, aber verkappter Jakobit, auf den Gedanken, daß der Prinz am ehesten in Weiberkleidern seine Flucht aus den Inseln bewerkstelligen könnte, indem er als Dienerin seine Tochter Flora begleitete, bis es ihm endlich gelänge, die französischen Schiffe zu erreichen, die zu seiner Rettung ausgesandt worden waren.

Die muthige Hochländerin ging bereitwillig auf den Plan ihres Vaters ein. Der Prinz erhielt einen wohlgesteppten hellen Unterrock, einen geblümten Linnenrock, eine weiße Schürze, einen Mantel von dunklem Camelot und eine Haube, wie sie irische Weiber trugen. Er hieß nun „Betty Burke“ und war Magd der Flora Macdonald. Bevor sie indes abreisen konnten, ward Flora selbst von herumstreifenden Soldaten gefangen und vor den befehligenden Officier gebracht. Dieser war jedoch ihr Stiefvater, der sie nicht nur gleich freiließ, sondern ihr auch Pässe für sich und Betty Burke und einen zuverlässigen Begleiter, Neil Macachan, mitgab. In der Umgegend waren aber alle Wege mit Soldaten besetzt. Nur auf dem Meer war es sicher. Als sie nach langer Küstenfahrt wieder landeten, konnte der Prinz nicht zu der Hütte gehen, wo er die erste Rast finden sollte. Es waren Soldaten da. Er mußte unter einem Felsen Zuflucht suchen. „Es ist nicht zu beschreiben,“ erzählt Macachan, „was der Prinz unter diesem unglücklichen Felsen litt, der weder hoch noch breit genug war, ihn vor dem Regen zu schirmen, welcher so dicht herniederströmte, als ob sich alle Schleusen des Himmels geöffnet hätten. Dazu quälte noch ein Schwarm von Mücken Gesicht und Hand, daß es fast zum Verzweifeln war. Drei Tage mußte er hier zubringen, ehe Flora Macdonald mit Lady Clanranald wieder zu ihm gelangen konnte. Sie konnten aber nicht einmal ihm ruhig ein Mittagsmahl gewähren; denn als dasselbe kaum aufgetragen war, kam die Nachricht, daß Soldaten dem Prinzen auf der Spur seien.“

Am 28. Juni abends gelang es ihnen endlich, unbemerkt in See zu stechen. Es war eine dunkle Nacht und das Meer ruhig; aber bald erhob sich ein starker Wind, und die Ruderer vermochten kaum dem Andrang der Wogen zu widerstehen. Am Morgen waren sie ganz nahe am Ufer von Skye. Doch schon der erste Landungsplatz war von Soldaten besetzt, und diese drohten zu schießen, wenn die Barke nicht sofort landete. Sie feuerten wirklich, trafen aber niemanden. Bei Kilbride gelang es dem königlichen Flüchtling, zu landen; doch Morgstat, der Sitz eines Macdonald, bei dem

er Aufnahme hoffte, war von englischer Miliz besetzt. Die Hausfrau gerieth in Todesschrecken und beschwor den Prinzen, keinen Augenblick zu bleiben. Ein Gutsverwalter der Familie, Kingsburgh, schlug sich ins Mittel und erbot sich, den Flüchtling weiter nach Portree und dann nach der Insel Rasay zu bringen. „Meiner Treu," sagte ein Diener, der sie begleitete, „ich hab' noch nie so ein unverschämtes Weib gesehen wie dasjenige, das da mit Kingsburgh läuft. Es ist entweder eine Irländerin oder ein Mann in Weiberkleidern. Was macht die für Schritte, und wie ungeschickt hält sie ihren Rock!" — „Man nennt Sie einen Prätendenten," sagte Kingsburgh zu dem Prinzen; „ich kann nichts sagen, als daß Sie der Schlimmste dieses Schlages sind, den ich je gesehen." Als sie bei dem Hause des Gutsverwalters ankamen, lief das kleine Kind voll Schrecken ins Haus hinein und berichtete der Mutter: „Da ist ein Weib, so sonderbar und garstig, wie ich noch keines gesehen!" Kingsburghs Frau merkte gleich, daß es ein Mann wäre, und fragte: „Ist das wohl einer der armen Herren, die von Culloden entwischt sind?" — „Ja", lautete die Antwort. — „Wie geht's dem Prinzen?" — „Das ist der Prinz!" — „Mein Gott! dann sind wir des Todes!" Als ihr Mann sie jedoch aufforderte, ein Mahl zu bereiten, vergaß sie ihre Aengsten um Leib und Leben und war bloß darum besorgt, den Prinzen nicht seiner würdig bewirten zu können. Sie hatte nicht viel. Etwas Brod, Käse, Eier und Butter — das war alles. Da sie indes hörte, welche Entbehrungen der Prinz in den letzten Tagen ausgestanden und mit wie wenig vorlieb zu nehmen er sich gewöhnt hätte, da tischte sie freudig ihre arme Mahlzeit auf. Karl Eduard konnte nach langer Frist zum erstenmal wieder in einem Bette schlafen. Am andern Morgen machten ihm Flora und die Frau Kingsburgh Kleider und Haube besser zurecht, und Flora begleitete ihn noch bis in die Nähe von Portree.

Dort änderte er die Kleider und warf sich wieder in Mannstracht. Gerührt nahm er von dem wackern Mädchen Abschied, das ihm mit solcher Treue und Hingebung durch so viele Gefahren durchgeholfen hatte, und rief ihr noch vom Boote aus zu: „Ich hoffe, wir werden uns in St. James wieder treffen."

Karl Eduard kam glücklich nach Rasay, dann wieder nach Skye, von da ans Festland, in die wilden Schluchten des Ben Nevis und erreichte endlich die französischen Schiffe, die ihn den Händen seiner Verfolger für immer entziehen sollten. Flora Macdonald aber ward die Heldin zahlloser Gedichte, Erzählungen und Romane. Man fabricirte eine herzzerreißende Geschichte unglücklicher Liebe daraus. Der Prätendent sollte sie schon auf einem Ball in Holyrood kennen gelernt, und sie so bezaubert von ihm geworden sein, daß sie nachher Blut und Leben opfern wollte, um ihn zu retten.

Das ist aber poetische Erfindung. Was sie bewog, für den Prinzen ihr Leben zu wagen, das war keine solche hoffnungslose Primadonnenliebe,

sondern die treuherzige Loyalität, mit welcher die Jakobiten im Hochland an ihrem alten Herrscherhause hingen und die in Lied und Gesinnung noch fortlebte, als mit dem letzten Stuart jede Hoffnung längst entschwunden war.

Flora Macdonald ward festgenommen und nach London geführt, doch ward sie bald wieder befreit und sah sich zu ihrem eigenen Erstaunen mit dem Ruhm einer Heldin umgeben. Sie verheiratete sich glücklich und starb nach langer zufriedener Ehe, 44 Jahre nachdem sie ihr patriotisches Abenteuer bestanden hatte. Von ihren sieben Kindern wurden die fünf Söhne Officiere und die zwei Töchter Officiersfrauen. Auf Skye werden noch verschiedene Plätze gezeigt, wo Karl Eduard auf seiner romantischen Flucht gehaust haben soll, darunter auch eine nur vom Meer aus zugängliche Höhle und das Haus des Gutsverwalters Kingsburgh. Auch Floras Grab, obwohl von den Gräbern ihrer Verwandten nicht mehr zu unterscheiden, ist ein Touristen-Wallfahrtsort.

So poetisch sich der Hochländer Leben und Treiben in alten Balladen und neuen Romanen ausnimmt, so scheinen die religiösen und socialen Zustände auf den Hebriden sowohl als auch auf der benachbarten Küste der Hauptinsel im spätern Mittelalter und besonders gegen den Schluß desselben nicht eben die erfreulichsten gewesen zu sein. Zwischen den einzelnen Clans herrschten ewige Fehden, und das Ende vom Lied war dabei stets Blutvergießen und Plünderung. Die Macdonalds haderten mit den Macleans, und die Macleods mit den Macintoshes, und die Macenzies mit den Camerons, und alle wieder mit den andern Macs, wenn nicht etwa zur Abwechslung die Campbells und die Frasers sich darein mischten. Wurden sie endlich des gegenseitigen Brandschatzens und Mordens müde, dann vereinbarten sich die Clanhäuptlinge gelegentlich, um unter irgend einem Kriegsvorwand, oder auch ohne einen solchen, ins Lowland einzubrechen, dort zu sengen und zu brennen, zu morden und zu rauben und mit reicher Siegesbeute wieder in ihre Bergschlupfwinkel zurückzukehren. Da war ihnen schwer beizukommen, und die Regierung erließ zwar lange und feierliche Edicte gegen sie, wie die spanischen Gouverneure gegen die Bravi und Birbanti der Lombardei, wagte aber nicht, sie in ihren Bergen anzugreifen und zur Ordnung zu bringen. Höchstens wurde allenfalls die mächtige Familie der Argylls zu Hilfe gerufen, und diese ermangelten dann nicht, den ihnen gewordenen Auftrag zur Mehrung ihrer eigenen Familienmacht auszubeuten. Bei einem solchen ewigen Krieg- und Räuberleben konnte feinere Gesittung und ein friedliches, christliches Leben kaum gedeihen. Die rohe Gewalt, durch welche die neue Lehre sich in Schottland das Feld eroberte, war nicht geeignet, diese Wildheit zu zähmen, wohl aber sie noch mehr zu entfachen und zu begünstigen.

Im Jahre 1598 faßte der König-Theologe Jakob VI. den Plan, die wilden Einwohner von Skye und Lewis zu civilisiren, und sandte zu diesem

Zweck eine Schar Abenteurer aus dem Lowland als Kolonisten auf jene Inseln. Es wurde ihnen erlaubt, den dortigen Clanhäuptlingen einfach ihren Grundbesitz zu entreißen und sich denselben anzueignen, nur sollten sie durch einen jährlichen Tribut — in Korn oder Wolle — die Hoheit der Krone anerkennen. Als ersten Beweis ihrer civilisatorischen Bemühungen schickten die neuen Kolonisten dem König einen Sack voll Menschenköpfe zu. Das war die einzige Ernte, zu der sie es brachten. Viele von ihnen gingen im Kampfe mit den Insulanern zu Grunde, die andern waren froh, lebendigen Leibes wieder aus den Inseln fortzukommen.

Ein nicht weniger auffallendes Beispiel der Unmenschlichkeit, die sich in den beständigen Clanfehden entwickelte, ist der Streifzug, welchen 1603 die Macdonnells von Glengarry unter einem ihrer Häuptlinge in das Land der Macenzies unternahmen. Die Hauptthat dieses Streifzugs bestand darin, daß sie die ganze Pfarrgemeinde, welche eben in der Kirche zu Kilchrist versammelt war, lebendig verbrannten, während Glengarrys Dudelsackpfeifer um die Kirche herumtanzte und das Wehegeschrei der Unglücklichen durch einen Pibroch verhöhnte, der von da an die Leibmelodie der Clanranalds von Glengarry blieb.

Zur Zeit der Glaubenstrennung setzten sich sowohl Heinrich VIII. als Elisabeth mit den hochländischen Clanhäuptlingen in Verbindung, und nicht unbedeutende Summen wanderten aus der englischen Schatzkammer in die Hochlande, um „dem Evangelio" eine Oeffnung zu verschaffen. Donald Gorm, ein Häuptling der Macdonalds von Sleat, wandte sich aus eigenem Antrieb an Elisabeth mit dem Anerbieten, ihr die Machinationen der Jesuiten zu enthüllen und ihr zu zeigen, wie sie ihre „diabolischen, pestilenzialischen und antichristlichen Pläne" (their diabolical, pestilential and antichristian courses) voranbringen, bat sie aber auch zugleich, seine Aufschlüsse in der Form von „guter Dienstanerkennung" und „ehrlichem Handgeld" zu belohnen. Unfern des Schlosses Tyrrim fand man vor etlichen Jahren unter überhängenden Klippen einen ganzen Haufen von Münzen aus der Zeit Elisabeths und mit ihrem Bilde. Wahrscheinlich rührte das von dem „ehrlichen Handgeld" her, das der Häuptling von Clanranald für seine kostbaren Dienste erhalten hatte. Sie wurden ihm aber gestohlen und blieben 260 Jahre unter den Felsen versteckt. Die Erinnerung an den Diebstahl hat sich in dem umliegenden District erhalten, zugleich mit dem Bericht, daß der Chief seinen Butler, den Koch und noch einen dritten Bedienten dafür gehängt habe. Der Butler wurde merkwürdigerweise nur ein paar Ellen weit von dem Platze aufgehängt, wo das Geld versteckt war.

Als das Fehdewesen aber endlich erlosch und die meisten Clans sich, einträchtig unter sich, unter Montrose, Dundee, Mar und dem Prätendenten selbst dem Banner der Stuarts anschlossen, entwickelten sie in dem großen

nationalen Kampf einen Heldenmuth, eine Tapferkeit und eine Treue, welche ganz Europa in Staunen setzte. Die Lage des Landes selbst ward dadurch freilich nicht gebessert. Die meisten hervorragenden Familien verloren dabei Macht, Gut und Einfluß, und das ärmere Volk litt unter dem langen Kampf die herbsten Drangsale.

Der erste Clan, welcher sich zu dem neuen „Evangelium“ bekannte, war jener der Campbells. Ihnen folgten bald die Macleans, die Macleods, die Macenzies und die Camerons. Wie bei den Baronen des Lowlands wirkte als Lockspeise der ausgedehnte Grundbesitz der Kirche, den die Clanhäuptlinge nach den Ideen der neuen Lehre an sich reißen konnten. Einige scheuten sich dabei nicht, widerspänstige Clansleute mit Gewalt zur Verläugnung ihres bisherigen Glaubens zu zwingen. So trieb z. B. ein Maclean auf der Insel Coll die Leute mit seinem Stock in die Predigt der Prädicanten, so daß der Volkswitz das „Wort“ nur die Lehre des gelben Stockes (creideamh a' bhata bhuaidh) nannte. Half der „gelbe Stock“ nicht, dann ließ er die Renitenten nackt an einen Pfahl in einem recht sumpfigen Stück Marschland anbinden und dort von den Mücken zerstechen. Die großen Vollmachten, welche das Gesetz den Chiefs gegen die katholischen Priester gewährte, ließen dieselben nicht unbenutzt und lieferten manchen Missionär an die Behörden ab. Nur bei den Clans der Macdonalds, der Chisholms, der Macintoshes und der Camerons herrschte eine gewisse Nachsicht gegen die Missionäre; nachdem indes die Generale Mc Kay und Wade im Hochland selbst ein strategisches System von festen Milizposten zu errichten begannen, wurde das Missionswerk außerordentlich schwer. Denn die englische Miliz fahndete nach Priestern ebenso sorgfältig wie nach berüchtigten Jakobiten. An feste Missionsstationen war deshalb nicht mehr zu denken. Die Missionäre mußten sich begnügen, von Ort zu Ort zu pilgern und so heimlich als möglich den verlassenen Katholiken geistliche Hilfe zu spenden. Gewöhnlich reisten sie in Begleitung eines Laien, der die Stelle eines Sacristans versah, von einer Insel zur andern, streiften dann von den innern Hebriden in das eigentliche Hochland hinüber, von Berg zu Berg und von Glen zu Glen, wie es gerade die Stellung der polizeilichen Militärposten verstattete.

Auf den Inseln wie in den Glens der Hochlande haben sich noch viele Erinnerungen an diese muthigen Priester und ihre Verstecke erhalten, die noch jetzt im Volksmunde der „Priesterfelsen“ oder die „Priesterhöhle“ heißen. Bei Moydart an der Westküste, der Insel Eig gegenüber, wird eine solche Höhle gezeigt, auf die von selbst kaum ein Fremder aufmerksam würde, so gut ist sie mit Felsen, Gebüsch und Rasenbänken maskirt. Sie ist etwa acht Fuß lang und sechs breit. Durch einen Spalt kann man das Schloß Tyrrim und das Meer sehen. Wochenlang konnten sich die Priester bergen, während die ganze Gegend rundum von Soldaten besetzt war.

Die abenteuerlichen Streifzüge des Prätendenten wiederholten sich bei diesem Missionsleben von Jahr zu Jahr, nur daß die Missionäre viel länger, oft mit noch größern Schwierigkeiten und Gefahren zu ringen hatten. Die Namen derselben Missionäre finden sich in Moydart, Knoydart und dann auf den entlegensten Inseln wieder.

Zeitweilig muß die schwierige Inselmission nahezu ganz verwaist gewesen sein. Es fanden sich keine Priester, die zugleich des Schottischen (resp. Englischen) und des Gälischen mächtig waren, das auf den äußern Hebriden meist gesprochen wurde. Die römische Propaganda wandte sich erst an das Schottenkloster in Würzburg, dann an den hl. Vincenz von Paul in Paris. Dieser hatte erst Schwierigkeit wegen der zwei Idiome; da die Propaganda sich jedoch schließlich damit begnügte, daß die betreffenden Missionäre wenigstens die eine der nöthigen Sprachen wüßten, schickte St. Vincenz den irischen Lazaristen O'Duegan (Duggan) in die Mission ab. Nach Berichten, die er am 28. October 1652 und 1654 an den Heiligen richtete, wirkte er auf den Inseln Uist, Canna, Eig und Skye und besuchte die Katholikengemeinden in Moydart, Knoydart, Arisaig und Glengarry. Ein anderer Lazarist, Lumsden, missionirte in den Jahren 1654 und 1657 die Orkney-Inseln und die Grafschaften Moray, Roß und Caithneß, wo die wenigen Katholiken schon seit Jahren keinen Priester mehr gesehen hatten. Weit länger als P. German Duggan hielt P. Franz White, ebenfalls ein irischer Lazarist, in dem beschwerlichen Apostolat aus. 27 Jahre wanderte er unermüdlich von Insel zu Insel und von Berg zu Berg, bis ihn endlich am 28. Januar 1679 der Tod von seinem Posten abrief. Ein Bild von ihm hielt die Familie Glengarry in hohen Ehren, es ward indes mit dem alten Schlosse von englischen Truppen zerstört. Die letzten 15 Jahre scheint er hauptsächlich in den Bergen des eigentlichen Hochlands zugebracht zu haben; wenigstens erwähnt der Apostolische Präfect Winster in seinem Bericht an die Propaganda nur diesen Theil seiner Thätigkeit: In superiori Scotia per quindecim annos se missionarium probavit tum laboris et miseriarum patientissimum, tum salutis animarum cupidissimum, cui multum debet Scotia superior.

Die Propaganda selbst beschäftigte sich in den Jahren 1668 und 1669 eingehend mit der Mission im schottischen Hochland und in den Hebriden. Der Referent der Congregation, Cardinal Rospiglioši, charakterisirte 1669 den Zustand der verlassenen Insulaner sehr treffend, indem er sagte, daß man sie eigentlich weder Katholiken noch Protestanten nennen könne. „Sie bezeichnen sich die Stirn mit dem Kreuzzeichen, rufen die Heiligen an, gebrauchen das Weihwasser, beten die alten Litaneien, taufen die Kinder selbst, wenn sie die Prädicanten, unter dem Vorwand, daß die Taufe nicht nöthig sei, nicht taufen wollen. Die katholischen Priester ehren sie weit mehr als die

ihnen aufgezwungenen Prädicanten. Aber da sie einer beständigen Seelsorge entbehren, stecken sie in großer religiöser Unwissenheit und vielen Irrthümern."

Um den verlassenen Insulanern eine regelmäßige Seelsorge zu verschaffen, wandte sich die Cardinalscongregation an den ausgezeichneten Erzbischof von Armagh, Dr. Oliver Plunket, der später (1681) in Tyburn zu London für das Bekenntniß des katholischen Glaubens den Tod erlitt. Dieser reiste selbst in die Hebriden, erstattete über die Zustände daselbst eingehenden Bericht und suchte Hilfe zu bringen. Hauptsächlich irischen Priestern ist es denn auch zu danken, daß das Licht des katholischen Glaubens auf den Inseln Barra, Uist, Benbecula, Canna und Eig nicht erlosch, sondern neubelebt sich bis auf die heutige Zeit erhalten hat.

In den Jahren 1680 und 1681 kamen drei irische Priester, Ryan, Cahassy und Devoir, ins Hochland herüber. Ryan wirkte acht Jahre in Strathglaß, fiel aber den Engländern in die Hände und starb wahrscheinlich im Gefängniß. Devoir war es vergönnt, bis zu seinem Tode 1698 weiter zu arbeiten. Cahassy dehnte seine Wirksamkeit bis nach Inverneß aus. In den Jahren 1687 und 1688 folgten ihnen sechs Missionäre aus Irland, 1699 drei irische Franziskaner (O'Shiel, O'Byrne und Logan). 1701 wirkte ein Priester Namens Hackeen auf der Insel Barra, ein anderer Namens Carolan auf der Insel Eig.

Im Jahre 1700 erhielten die Inseln zum erstenmal wieder nach der „Reformation" den Besuch eines Bischofs. Es war der Apostolische Vicar Thomas Nicholsson. Ihm folgte 1707 sein Coadjutor James Gordon. Von einem jungen Diakon begleitet, wanderte er von Badenoch aus an Fort Augustus vorbei nach Glengarry, dem Hauptmittelpunkt des Katholicismus im Hochland. Im Schloß daselbst waren Regierungstruppen, so daß er die obersten Schluchten des Glens aufsuchen mußte, um nicht entdeckt zu werden. Die Wanderung war eine beständige Strapaze; denn die bessern Wege mußte der Bischof meiden und meist über Stock und Stein durch die Berge klettern. Dazu kümmerliche Nahrung: Gerstenbrod, Käse, Milch und Molken. Als Bett diente gewöhnlich ein Haufen Heidekraut oder andere Streu. Da es im Hochland viel regnet und sie oft durch Bäche waten mußten, hatte der apostolische Wanderer selten trockene Füße. Von Glengarry aus begleiteten ihn zwei Priester durch Glenquoich nach Loch Hourn und von da nach Barrisdale, Knoydart und an den Nordabhang des Ben Nevis, dann weiter nach Morar und Arisaig.

Von Arisaig wollte der Bischof auf einer Barke des Clanranald auf die Insel Uist hinübersegeln, aber ein starker Wind verschlug ihn auf die Insel Eig, wo er zwei Tage blieb, predigte, firmte und die andern heiligen Sacramente spendete. Eine Nacht brachte er auf der Insel Rum zu, wo früher ebenfalls mehrere Hundert Katholiken gewohnt hatten. Der Besitzer,

ein bigotter Protestant, hatte sie aber sämtlich fortgejagt, um die Insel ausschließlich für Schafzucht und Wildgehege auszunützen.

Vom 25. Juni bis 11. Juli besuchte der Bischof die Inseln Uist, Benbecula, Barra und Vatersay. Die Ordnung, die dabei befolgt wurde, war gewöhnlich folgende: Zuerst las der Bischof die heilige Messe, nach dem Evangelium von einer gälischen Predigt unterbrochen, welche einer der Priester hielt. Nach der Messe hielt der Bischof selbst eine kleine englische Homilie, welche dann von einem der Priester ins Gälische übersetzt wurde. Darauf wurde das heilige Sacrament der Firmung ertheilt und endlich die Kranken besucht und anderweitig Trost und Hilfe gespendet.

Den Rückweg nahm der Bischof über die kleine Insel Canna. Zwischen Canna und Eig wurde er von einem Sturme überrascht, der die ganze Nacht durch wüthete und die Reisenden mit dem Tode bedrohte. Einer der eingebornen Priester setzte sich ans Steuer und brachte das Fahrzeug endlich glücklich an das Ufer von Eig. Von hier erreichten sie wohlbehalten Arisaig an der Westküste, wo die Leute englisch verstanden und der Bischof selbst sich wieder unmittelbar verständlich machen, predigen und unterrichten konnte. Am 17. Juli firmte er in Arisaig. Moydart konnte er nicht direct besuchen, da in Castle Tyrrim eine englische Besatzung lag; er umging indes das Schloß und sandte den Leuten in Moydart Botschaft, so daß ein großer Theil von ihnen den Bischof in Ardnish aufsuchen konnte, ohne daß das Militär aufmerksam ward. In Knoydart weihte er einen jungen Diakon zum Priester und kehrte dann ins schottische Tiefland zurück. Im ganzen spendete er 2241 Gläubigen das heilige Sacrament der Firmung. Die ganze Visitationsreise dauerte drei Monate. Bischof Gordon wiederholte sie später noch mehrmals. Er war nirgends lieber als im Hochland. „Ich habe noch nie so viel Trost und Freude gehabt", schrieb er, „als bei diesen armen Leuten. Weit entfernt, ihrer müde zu sein, möchte ich immer bei ihnen bleiben und ihre Abgeschiedenheit theilen. Es ist keine Frage, ich könnte hier mehr Gutes thun als sonst wo immer."

Dieser Wunsch sollte sich nicht erfüllen. Bischof Gordon wurde 1731, als die Propaganda eine neue Missionseintheilung vornahm, für das schottische Lowland ausersehen. Dagegen erhielt er als Nachfolger in der Hochlandsmission den nicht minder eifrigen und tüchtigen Bischof Hugh Macdonald, den Sohn des Laird von Morar. Dieser residirte gewöhnlich auf einer kleinen Insel am Ausgang des Loch Morar, einem sehr malerischen Plätzchen, zwischen vielen andern kleinen Inselchen, bewachsen mit Heidekraut, Farn und alten, verwetterten Föhren, Zeuge der gewaltigen Stürme, die bisweilen das ganze Thal durchtoben. Das bischöfliche Palais selbst aber war weiter nichts als eine gewöhnliche Bauernhütte von Rasen und Flechtwerk, — von den Einwohnern treffend tigh-slatach, d. h. Korb-

haus, genannt. Drum herum war ein kleiner Garten. Man hatte früher (1705) daran gedacht, hier ein kleines Seminar zu errichten. Es kam aber nicht dazu. Die einsame Hütte diente bloß den Hochlandsmissionären als Schlupfwinkel und war dem Bischof deshalb gelegen, weil er von dieser ganz verlassenen Einsiedelei aus am leichtesten seines Amtes walten konnte, unter den härtesten Entbehrungen allerdings, die man sich leicht vorstellen kann.

Bischof Macdonald wollte eben von einer Bischofsconferenz der drei Apostolischen Vicare, die 1745 in Edinburgh gehalten wurde, nach Loch Morar zurückkehren, als die Nachricht kam, daß Karl Eduard gelandet sei und sich mit Waffengewalt des Scepters seiner Vorfahren bemächtigen wolle. Das Unternehmen schien dem Bischof nicht genug vorbereitet und darum ohne große Aussicht auf Erfolg. Er mahnte den Prinzen davon ab. Als dieser jedoch auf seinem Plane bestand, schloß sich Bischof Macdonald als echter Hochländer dem Prätendenten an, segnete selbst zu Glenfinnan die königliche Fahne und stellte Militärgeistliche für die jakobitische Armee.

Für die Mission im Hochland wurde deshalb die mörderische Schlacht von Culloden fast ebenso verhängnißvoll wie für die jakobitische Partei. Bischof Macdonald mußte fliehen wie der Prinz und konnte erst 1749 wieder in seine Heimat zurückkehren. Als „Herr Brown" reiste er mit pseudonymem Paß im Hochland herum, ward aber ergriffen, ins Gefängniß geworfen und 1. März 1756 vor den höchsten Gerichtshof in Edinburgh gestellt. Das Urtheil lautete auf ewige Verbannung, mit Androhung der Todesstrafe, wenn er sich wieder in Schottland blicken ließe. Die Behörden schritten jedoch nicht zur Vollstreckung, und Bischof Macdonald konnte bis zu seinem Tode (1773) seine apostolische Thätigkeit im Hochland fortsetzen. Dieselbe war schwierig und opferreich genug, da einerseits nicht genug Missionäre vorhanden waren, andererseits die englischen Truppen die Seelsorge zu einem beständigen Abenteuer machten.

Im Jahre 1733 zählte die Mission 15 Priester, wovon 7 Weltpriester, 2 Benediktiner, 2 irische Franziskaner und 4 Jesuiten. Unter den Weltpriestern war einer, Colin Campbell von Lochnell, Convertit und auf ganz sonderbare Weise dazu gelangt, Katholik und Priester zu werden.

Als Offizier stand er nämlich an der Spitze einer Militärabtheilung in Argyllshire, als er plötzlich beauftragt wurde, nach Skipnish zu marschiren und dort einen Priester abzufassen, der sich daselbst versteckt halte. Er führte seinen Auftrag so treu und klug aus, daß der betreffende Priester wirklich nur so viel Zeit hatte, von dem Zimmer, in welchem er war, in eine anstoßende Stube zu flüchten und sich da zu verriegeln. In der Eile aber ließ er in dem Zimmer das verfänglichste Zeichen seiner Anwesenheit, nämlich sein Brevier und seine Stola, zurück. Der Hausherr war in der bittersten Verlegenheit; es preßte ihm fast das Herz ab, den Priester aus-

liefern zu müssen, und doch konnte er dessen Anwesenheit nicht vertuschen noch läugnen. Er suchte Aufschub und verlangte, erst die übrigen Mitglieder der Familie nach dem Buch und der Stola fragen zu dürfen. Campbell gewährte diese Bitte und blätterte unterdessen in dem Brevier herum. Er hatte studirt und konnte gut Latein. Das Buch gefiel ihm, er las und las — und vertiefte sich so in die Lectüre, daß er es kaum beachtete, als der Hausherr wieder kam. Endlich schloß er das Buch und befahl, den Priester vorzuführen. Als Skipnish zögerte, stand er auf, schickte die Soldaten, die um das Haus postirt waren, in ein Nachbarhaus, um dort zu suchen, und versicherte dann den Hausherrn, daß dem Priester kein Leid geschehen sollte. Dieser ward nun vorgeführt, Campbell stellte ihm eine Menge Fragen über die katholische Lehre, und das Ende war, daß er den Priester unbehelligt in seinem Verstecke ließ, bald darauf seinen Posten aufgab, katholisch und Priester wurde.

Nach der Schlacht von Culloden sank die Zahl der Priester auf sieben herab, wovon drei Jesuiten waren. Die Zahl der Communionpflichtigen betrug 12000, die Gesamtzahl der Katholiken ist schwer zu schätzen; doch wurden die jungen Leute gewöhnlich vor dem 25. Jahre selten zur heiligen Communion zugelassen. Das kleine Seminar am Loch Morar und das Seminar zu Scalan (im Lowland) wurden zerstört, und erst 1768 gelang es dem Bischof, in Buorblach wieder ein solches zu eröffnen.

Heute mag das Bisthum „Argyll und Inseln" eine katholische Bevölkerung von etwa 12000 Seelen zählen, mit 38 weit auseinanderliegenden Kirchen und Kapellen, 23 Weltpriestern und einigen Schulen.

Je einen ständigen Missionspriester haben die Inseln Benbecula und Eig. Auf der Insel Süd-Uist wirken drei Priester, auf Barra zwei. Die Inseln Harris und Canna werden regelmäßig von jenen festen Stationen aus besucht. Skye erhält viermal jährlich den Besuch eines Priesters. Der Bischof residirt in Oban. Die katholische Bevölkerung ist sehr arm und hat darum mit großen Schwierigkeiten zu ringen.

Auf Benbecula wurde während der Fastenzeit 1881 zum erstenmal seit der Reformation eine Volksmission gehalten, welche zugleich den guten Willen, aber auch die Armut des guten Völkleins bekundete. Die Kirche ist bloß eine arme Strohhütte, fast eine Stunde Wegs von der Wohnung des Priesters entfernt und zu klein, um alle Missionsangehörigen zu fassen. Obwohl diese weit zu gehen hatten, strömten sie doch mit größtem Eifer zu den in gälischer Sprache gehaltenen Predigten herbei, 650 empfingen am Schluß die heilige Communion und 52 das Sacrament der Firmung.

10. Glencoe und der Caledonische Kanal.

Noch ein Tag Hochland! Ich könnte ihn fast einen Besuch bei Ossian nennen, wie sich zeigen wird. Um 8 Uhr morgens verlassen wir den Hafen von Oban, der mir immer noch nicht langweilig geworden ist, und recapituliren gleich einem vernünftigen Leser, was wir zuletzt gehabt, um das Folgende daran zu knüpfen. Da gibt's vorerst einen möglichst vollständigen Anblick von Dunolly Castle, dann offene Aussicht nach Süden hin und rechts einen köstlichen Seitenblick auf die altersgraue Herrlichkeit des Königsschlosses Dunstaffnage, des Loch Etive und des Berges Cruachan. Aus weiter Bucht schlüpfen wir in einen sich immer mehr verengenden Sund zwischen der Insel Lismore und dem Festland, rechts aber führt schon wieder ein blauer See tief ins Land hinein, und kaum ist der Große Garten (Lios Mor) der ganzen Länge nach durchfahren, so sind uns schon wieder grünsamtne Inselchen in den Weg gestreut, Smaragde aus dem Schatzkästlein vorsündfluthlicher Riesentöchter oder was die Dingerchen sonst vorstellen sollen. Denn sie sind reine Zierat auf dem tiefblauen Mantel der See. Ein prächtiger Morgen! Das Meer hat seine graue Eisenrüstung abgelegt und sich in blauen Atlas geworfen. Frisch und jugendlich wogen die reichen Falten um uns her, von blitzenden Silberstickereien durchzogen. Mehr gehaucht als gemalt begrenzen die Gestade von Morven die lebenathmende Fläche, und duftend steigt die Heide an Hügel und Berg empor in den reinen, durchsichtigen Aether. Nähern wir uns der Küste, so fächelt ein frischer Wind das sanft lispelnde Gras, und die Brandung tanzt am Kieselrande; herrliche Eichen ragen am einsamen Strande, und in vielverschlungenen Thälchen treibt das Morgenlicht seine optische Zauberei. Geht's wieder ins Meer hinaus, so kräuselt dieselbe frische Brise die Wogen, und helles Sonnengold glitzert an tausend vorspringenden Felsen. Ein paar Segel beleben den anmuthigen See, ohne ihm seine reizende Einsamkeit zu nehmen. Das graue Segeltuch ist lilienweißer Byssus auf dem blauen oder bläulichen Grunde.

Loch Linnhe, auf dem wir fahren, ist ein breiter Meeresarm, der nordöstlich ins Land hineingreift, an der Halbinsel Morven ziemlich gerade verläuft, aber ins Festland einen See um den andern hineinreckt. Das ist

nun die Quelle stets neuer Ueberraschungen. Das Bilderbuch scheint durchblättert — und flugs öffnet ein umschifftes Vorgebirge ein neues Blatt; zuletzt verlor ich wirklich meine landkartlichen Anschauungen; denn der See war nach allen Seiten geschlossen, sandte aber nach allen vier Himmelsgegenden Buchten aus; dabei wurde die Gegend einsamer, gebirgiger, und mehr Wald unterbrach die Heide. Da ich eine Wendung des Schiffes nicht beachtet hatte, so meinte ich, wir steuerten noch immer gen Norden; wir zogen aber völlig östlich, wo sich Loch Leven in Waldesduft zu verlieren scheint. Wir hätten wieder einen wahren Alpsee vor uns, wenn nicht die Ossianische Heide die Hügel überflösse und die Alpenwelt mit dem Meere verbände. Aber das ist schon genug, um die Helden der Schweizergeschichte von dem Seegelände zu entfernen und es mit einsamen Schiffen Ossianscher Helden, mit nordischen Geschwadern und den kühnen Jägern des blinden Barden zu bevölkern. Das gab mir denn auch genug Beschäftigung bei der sonst einförmigen Panorama-Schau und machte sie zu einer äußerst angenehmen Erklärung und Beleuchtung der so viel bestrittenen und hart kritisirten und doch so einfachen und schönen Gedichte.

Ein paar Tage in diesen Gewässern sind wohl der schönste Commentar, den man dazu finden kann. Sie werden einem ordentlich lieb, weil man sie so wahr, so ungekünstelt, so ganz der Natur entflossen findet. Was der blinde Sänger oft nur in einem Worte andeutungsweise hinwirft, das faßt sich hier in deutliche, entzückende Contouren, belebt sich in magischem Farbenspiel, klingt in lebendigen Wellen an die Seele. Die Wiederholung derselben Motive, die bei dem beschränkten Farbkasten unserer Worte eintönig werden muß, ist in der Natur eine Reihe der überraschendsten Variationen in Zeichnung und Farbe. Die auf diese Weise gemilderte Einförmigkeit hat eine eigenthümliche Anziehungskraft, sie beruhigt und befriedigt, und das Heldenpathos wie die einfache Erhabenheit, welche auf der Stube rasch ermüdet, findet sich in der Großartigkeit der Natur wohl begründet. Die tiefe Trauer, welche in Ossians Todtenklagen waltet, hat Göthe, wie bekannt, dazu benutzt, den Wahnsinn des armen Werther zum vollen Ausbruch zu bringen. Wenn man aber diese Einschaltungen an sich betrachtet, so sind sie nichts weniger als Pulver, um die selbstmörderische Pistole zu laden, auch keine gehirnverwirrende Romanpoesie. Was darin liegt, ist eine durch und durch großartige Melancholie, die durch die Einsamkeit der Landschaft von selbst rege gemacht wird, jener tiefe Trauerklang von der Vergänglichkeit alles Menschlichen, auch des Edelsten und Besten, der erschütternd die Heldengesänge aller Nationen durchrauscht. Die gebrochenen Burgen und die Felsen und Felsenhöhlen, welche hier fast öfter als die Wohnungen der Lebenden das Landschaftsgemälde unterbrechen, erregen solche mehr epische als lyrische Klänge von selbst und geben der Dichtung den Zauber des Wahren.

Da braust wirklich der Sturm über die finstere Heide, der Waldstrom stürzt sich zwischen ragenden Eichen die Felsen hinab, das weiße Segel blitzt durch die Purpurfluth, und die Abendsonne thürmt Feuerwolken auf die rauchenden Berge. Dann steigt wieder leichter Nebel vom See auf, schwebt hinüber ins Thal und speist die vielen Blüthenkelche der beruhigten, träumerischen Heide; liebliche Bäche murmeln an Heldengräbern vorbei zum unermeßlichen Meere; dumpfe Höhlen starren aus dem grünen, einsamen Waldrevier; man meint den Jäger im Laube rascheln, die Hunde im Dickicht schnobern zu hören; einsame Schiffe rasten am Strand, rauschende Wellen umspielen die blinkenden Kiesel; milde Luft bewegt das lispelnde Gras, dunkle Wolken brüten auf kahlem Felsenriffe; die Möwe kreischt und berührt mit dem blitzenden Fittich bald den nächtlichen Wolkensaum, bald den Silberschaum der Wogen; seltsame Lichter durchkreuzen Wald, Himmel, Meer und Fels; der Ocean treibt ein wunderliches Spiel in einem Gehege von Alpen und Bergen. Die Landschaft selbst führt in die ersten Culturstufen der Menschheit zurück: Hirtenleben und Jägerleben, Kampf auf Bergen und zur See. Wenn nicht schon die Geschichte und die Sage die Segel ferner Völker in diese Buchten hineinführten, so müßte die Phantasie dergleichen erfinden. Denn kampfeslustiger Wandertrieb liegt in diesen keltischen Inselstämmen, und die Thäler der Picten sind aus Meer gerückt, so daß Berg und Meer sich gegenseitig verwirren. Der blinde Barde, der in diesen melancholischen Einöden die Todten seines Volkes betrauert, in den Nebelsäulen der Berge sie versammelt zu schauen glaubt, in dem funkelnden Stern der dämmernden Nacht sie grüßt, dieser blinde Barde, sage ich, ist die schönste, passendste, naturgemäßeste Fiction, die es geben kann, wenn die Gestalt nicht wirklich existirt hat. Aber das hat sie ja. Denn die Kelten hatten ihre Barden, und unter diesem angesehensten Stand machte Columba seine ersten und einflußreichsten Proselyten. Warum sollte nicht einer der frühern Heldensänger Ossian geheißen haben, da alte keltische Lieder seinen Namen nennen und die Ueberlieferungen des Hochlandes seiner gedenken?

In Ballachulish wurden wir — d. h. die Glencoe-Reisenden — abgesetzt, und der Dampfer verzog sich in den Norden. Die Hauptsache hier ist freilich keine Ossianische Grotte — denn mit Harfenklängen ist einem hungrigen Touristen nicht geholfen —, sondern ein schönes, modernes Hotel, das übrigens im Stil eines gefälligen Landsitzes erbaut ist und der Gegend recht zur Zier gereicht. Ein prächtiger Laubwald ringsum zieht sich die Hügel empor, und die Aussicht geht gerade auf jenen Theil von Loch Linnhe, von dem man nicht weiß, woher er kommt und wohin er geht, da er sich nach allen Seiten verspreizt und ferne Hügelnetze alle möglichen Buchten ahnen lassen. Eine davon, Loch Leven, liegt offen vor uns, spitzt sich so scharf zu, als ob sie in einen Bach verlaufen wollte, erweitert sich aber

gleich wieder und windet ein blaues Band in ein romantisches Bergthal, das ostwärts ins Land hineinläuft — das ist Glencoe, eines der berühmtesten Thäler Schottlands.

Meine Absicht war eigentlich, hier gründlich ins Land einzufallen und von hier aus an die Ostküste vorzudringen. Da das aber mehrere Tage erforderte und der Sirenengesang des eleganten Hotels mir Finanzbedenken einflößte, so wußte ich nicht recht, was ich jetzt anfangen sollte. Aus dieser Ungewißheit rissen mich vier stattliche Omnibusse und mehrere Kutschen, welche am Ufer bereit standen und auf welche sich der Schwarm der Touristen mit geschäftsmäßiger Eile warf. Ich stürzte also gleich ihnen auf einen der nächsten „Böß" — so lautet die Abkürzung — und bemächtigte mich auf dem Dache eines guten Platzes. Herren und Damen kamen nach, und in ein paar Augenblicken saß ich in dichtgedrängter Gesellschaft, zwischen einigen jüngern Herren, offenbar Geschäftsleuten, einigen Damen und einer dicken Frau, von der mich nur wunderte, wie sie hinaufgekommen. Es waren übrigens gute, gemüthliche Leute, eine kräftige Frau aus dem Handelsstand mit ihren Söhnen, Sohnesfrauen und Töchtern, dann noch einige einzelne Reisende. Ein junger Heer machte aus seinem Reisebuch den Cicerone, die Damen gaben die nöthigen Affecte dazu: „O wie schön, anziehend, entzückend!" und die Mama mäßigte das Entzücken durch prosaische Bemerkungen, Familiengerede und weitere Reisepläne. Zur Abwechslung wurde sie auch selbst über die Schönheit der Gegend entzückt und wiederholte die Ausrufe ihrer Töchter. Ich war zu sehr mit der Landschaft beschäftigt, um mich viel in die Conversation zu mischen, freute mich aber, meine Eindrücke von andern bestätigt zu finden, und erhielt auf meine Fragen gütige Auskunft.

Mit sausendem Hurrah rasselte der erste Omnibus fort, wir ihm nach, die andern hinterdrein und die Kutschen dazwischen. Ich war übrigens leichtsinnig genug gestimmt, um an der fröhlich-tollen Behendigkeit der Fahrt mein Gefallen zu haben; ich fühlte mich in die Gemüthlichkeit der voreisenbahnlichen Zeit zurückversetzt und hielt Rundschau nach allen Seiten. Da waren nun freilich keine menschlichen Herrlichkeiten zu sehen, keine Städte und keine Dörfer, keine Kirchen und keine Landsitze, sogar keine Burgen und Ruinen — nur die große, herrliche Natur. Das Hotel, ein Dörfchen, eine Reihe Steinbrüche, ein paar vereinzelte Häuser und Inns war das einzige, was sie unterbrach, und das lag bald hinter uns. Aber die Natur war dafür auch wirklich prachtvoll, ein Gemälde, das mich zugleich in die Herrlichkeiten schweizerischer Alpenwelt zurückversetzte und neue, noch ungeschaute Züge vor mir aufthat — ein weiteres Eindringen in Ossian, in die wilde Gebirgseinsamkeit, in welche sich seine Muse vom vielrauschenden Strand zurückzieht.

Die ahnungsreiche Sicht aufs Meer ist bald entschwunden. Als zweite Scene folgt der waldumsäumte Eingang des Loch Leven, der sich allmählich hinter Hügeln verbirgt. Wir fahren nun, die weitere Fortsetzung des Sees entlang, in einem ziemlich breiten Thalbecken zwischen frischen Wiesen, schattigem Wald. Bald liegt der See ganz offen da, bald wird er von Bäumen verdeckt, dann schaut er wieder wie verstohlen zwischen dem Laubdach hindurch. Nun kommt ein ärmliches, aber schmuckes Dörflein; es sind lauter Hütten, aber mit Schiefer gedeckt; bei denselben die gewöhnlichen Genrebilder: neugierige Frauen oder Mädchen, die vom nahen Kochherd an die Thüre huschen, um zu sehen, was vorbeifährt; Kinder, die vor der Thüre pantheistische Studien treiben, d. h. das Nicht-Ich aus Sand und Lehm erbauen; Katzen, die am Fenster schnurren; zankende Hühner; Buben, die im echten Highländerkostüm herumhopsen; alte Frauen, die vor

Ein schottischer Bullock.

dem Hause spinnen, u. dgl. m.; dann folgen die reichen Schieferbrüche, zwischen welchen die Straße hindurchführt. Da und dort zeigen sich wieder die dichtwolligen Hochlandsschafe mit ihren krummgewundenen Hörnern, auch einiges Vieh, von kräftiger, wenn auch nicht sehr großer Rasse. Ein richtiger schottischer Bullock ist aber immerhin eine ganz stattliche Erscheinung.

Ziemlich bald lenkt die Straße vom Seegelände ab, südwärts in ein engeres Thal hinein; da wird es allgemach wilder. Es sind nicht eigentliche Hügelketten, welche die Mulde bilden, sondern steile, abschüssige Kegel von den verschiedensten, wunderlichsten Formen, wie eine mitten im Guß erstarrte, halb unfertige Masse. Zwischen den Schluchten, die sie bilden, thürmen sich wieder andere empor, und bei jeder Wendung der Straße gestalten sie sich zu neuen Figuren. Ein kleines, freundliches Wasser durchrieselt den Glen und gibt ihm etwas Freudigkeit und Leben. Obwohl die Sonne

hoch steht, fehlt es nicht an Schattenzeichnungen in den wirr durcheinander gethürmten Blöcken. Der Weg fängt an zu steigen, und das Hurrah der Wagenlenker endigt mit einem feierlichen Paradeschritt. Bei einer einsamen Inn steigen die meisten Passagiere ab und gehen in bunter Karawane den Wagen voran.

Da beginnt es nun völlig zu graubündnern, d. h. das Thal gleicht nicht so sehr den gewöhnlichen Bergstraßen in der Schweiz als vielmehr jenen einsamen Schluchten von Graubünden und Wallis, die von den Touristen nur wenig besucht werden. Die Vegetation wird immer spärlicher, der Fels dagegen variirt in den wunderlichsten Formen. Freilich sind die Höhenverhältnisse nicht sehr bedeutend; der höchste Gipfel in der Nähe bringt es nur zu 760 m; auch sind die Berge nicht von tiefen, schauerlichen Abgründen zerklüftet. Aber der schmale Bergweg wird so von den Felsblöcken eingeengt, daß man sich wie in einer romantischen Schlucht gefangen fühlt, und der Fels treibt hier dasselbe neckische Spiel wie am Meere — er schiebt plötzlich anscheinende Riegel vor, um in einer Wendung neue und noch wildere Prospecte zu öffnen. Es war schon gegen Mittag und der schönste, hellste Tag von der Welt, und doch war es zwischen diesen drückenden Felsmassen so unheimlich und düster wie in einem riesigen Burgverließ. Aber wenn der Blick die Felsen hinaufkletterte in den goldenen Himmel, der sich darüber wölbte, so wurde einem wieder frei zu Muthe, und dem Sonnenstrahl folgend, entdeckte man tausend seltsame Linien und Hieroglyphen an den ragenden Felsen. Und richtig, wo man's am wenigsten vermuthet, ist wieder ein kleiner See dazwischen gebettet, in welchem sich neben der lieben strahlenden Sonne just die düsterste Felswand malt. Wir sind eben ganz und gar im Lande der Seen. Hier hörte ich nun zuerst Ossians Namen von den andern; sie sagten, daß er hier gehaust habe, und etwas weiter wurde hoch oben an einer fast unnahbaren Felswand eine Höhle gezeigt, wo er musicirt haben soll — ein Adler- oder Habichtsnest auf der wildesten Höhe der ganzen Wildniß. Wie er eine Harfe da hinauf gebracht haben kann, ist mir unbegreiflich. Aber das ist sicher, einen schönern Bardenaufenthalt als diese Schlucht kann man sich nicht denken. Alles ist wild und groß, gewaltig und erhaben. Fingal, Alpin, Cuchullin, und wie die Helden alle heißen, passen völlig in die Scene hinein. Wie muß das ausschauen, wenn nicht die helle Mittagssonne, sondern der fahle Mond zwischen Wolken hindurch das öde Thal bescheint? wenn dunkles Gewölk die Felsgipfel umthürmt? wenn die Donner eines Gewitters in hundertfachem Echo durch die Schluchten rollen? Weite Strecken sind nur phantastische Felsenmauern, dann senkt sich wieder in melancholischen Halden und Abhängen die Heide dazwischen. Der Bach im Thale, der Gießbach an der Felswand, der Schrei wilder Vögel ist das einzige, was die Wildniß belebt.

Da ich schon lange nicht mehr in der Schweiz gewesen, konnte ich den Vergleich nicht genau ziehen. Ich glaube, daß es dort zahlreiche ähnliche, wildromantische Stellen gibt, vielleicht großartigere. Aber in der Nähe des Meeres und in der Verbindung mit dem Labyrinthe seiner Buchten liegt jedenfalls etwas durchaus Eigenthümliches, was an phantastischem Eindruck die Nähe und theilweise Sicht des Hochgebirges übertrifft, weil dieses ins Unzugängliche hineinragt, das Meer eine sociale Verbindung mit weiter Ferne hereinzaubert.

In einiger Entfernung jenseits des Sees warteten die Wagen. In heitern Gruppen saßen und standen wir herum und labten uns an dem herzerhebenden Anblick. Aus einer Alphütte kamen auch arme Kinder und boten uns Milch zum Trinken. Das that wohl in der mittägigen Sonne, störte auch nicht die frühere Culturperiode, in welche wir uns hineinversetzt fühlten. Meinen Reiseplan überließ ich den Wagen; wenn sie mich weiter führten, war ich entschlossen, zu folgen; aber das war nicht der Fall, sie machten Kehrt und brachten uns in fröhlichem Galopp wieder die Schlucht hinunter. Das that mir nun gar nicht leid; denn etwas Schönes zweimal zu sehen, ist kein Verlust. In der That vertiefte ich mich noch mehr als zuvor in die Romantik der Gegend, und je länger ich hineinschaute, desto größer und gewaltiger kam sie mir vor.

Gewiß verdient Ossian Interesse! Welchen Einfluß hat nicht sein Name und seine Poesie auch auf unsere Literatur gehabt! Klopstock wurde von ihm theilweise inspirirt; er hat zuerst wieder das kräftige Element des Keltischen und Nordischen in die französelnden Stuben der Deutschen hineingewettert und das Studium des Altgermanischen angeregt. Um wie viele Leistungen hat er unsere Literatur durch Action wie Reaction bereichert! Daß nun manche seiner Verehrer in ihrer dichterischen Wuth ein förmliches Bardengebrüll anschlugen, mit urweltlichen Riesenblöcken zwischen Zöpfen und Reifröcken herumkutschirten und Pfarrerstöchter als Thusnelden beleierten, dafür kann der alte Barde nichts.

Was die Authentie-Frage angeht, kam sie mir in dieser herrlichen Felsenwelt recht pudelnärrisch vor. Wer die Gedichte gemacht hat, der ist jedenfalls von einer tüchtigen Muse inspirirt gewesen und hat diese Insel- und Bergeswelt vor sich gehabt. Ich bin weit entfernt, mit dem Franzosen Taine die Literaturgeschichte auf klimatische und Boden-Verhältnisse, organische und anorganische Chemie zurückzuführen — das ist auch wieder ein Fortschritt! — aber das kann man denn doch aus dem Vergleich von Landschaft und Gedicht herauslesen, daß diese großartige Natur in dem Sänger geblitzt und daß er sie gemalt hat. Die Aehnlichkeit und der Zusammenhang mit den altirischen Gedichten und Berichten aus Columbas Zeit, die vielen Zeugnisse der Hochländer, gestützt von vielen innern Gründen, machen es mir wahrscheinlich, daß Macpherson weit mehr aus alten Volksliedern

und Sagen geschöpft hat, als man gemeiniglich annimmt. Da das Christenthum sich hier ganz friedlich der Barden bemächtigte und sie als Barden beließ, so ist es unwahrscheinlich, daß in dem allzeit so sangeslustigen Volke sich die alten Sagen und Lieder total verloren haben sollten, da doch selbst die Melodien des Dudelsacks, die Pibrochs ꝛc., sich vom Vater auf den Sohn bis in unser Jahrhundert hinein vererbten und die patriarchalischen Sitten wie die Einsamkeit des Landes das Erhalten des Alten so mächtig begünstigten. Jedenfalls hat die Kritik, welche den Gedichten erst alles ältere Fundament abstritt, die kolossalsten Bocksprünge gemacht, und ihre Negationen wurden bis auf den heutigen Tag immer mehr herabgestimmt.

Was Macpherson in den alten Sagen hauptsächlich vernachlässigte, das war der volksthümliche Wunderglaube, der Wald und Feld, Land und See, die ganze Natur mit geheimnißvollen Mächten bevölkerte und das Leben der einstigen Helden zum phantasiereichen Märchenspiel gestaltete. Volkshumor und Komik der Sage fielen damit fort. Es blieb nur das Heldenpathos, im Sinne des aufgeklärten 18. Jahrhunderts aufgestutzt, und ein Rest der naturwüchsigen Kraft der Sage.

Glencoe ist aber nicht nur durch die Reminiscenzen an Ossian berühmt, sondern auch durch eine Schreckensthat, die das Andenken Wilhelms des Oraniers auf ewige Zeiten trübt, obgleich dieselbe wohl hauptsächlich seinen Ministern zur Last fällt. Hier wurde nämlich im Februar 1692 die Blüthe des Clans Macdonald auf die schmählichste Weise dahingemordet. Der Häuptling mit seinem Clan gehörte zu den begeistertsten Anhängern Jakobs II. und zögerte nach Vertreibung des letztern einige Zeit, den Generalpardon des neuen Gewalthabers durch feierliche Eidesleistung zu erwerben. Das war eine Anhänglichkeit und Treue an ihr angestammtes schottisches Herrscherhaus, die man dem schlichten Bergvolk nicht verübeln kann. Aber in den oranischen Kreisen herrschte darob eine unbezähmbare Erbitterung. Wie die angebotene Amnestie gemeint war, geht schon daraus hervor, daß noch einen vollen Monat vor Ablauf der Gnadenfrist Befehle nach Schottland ergingen, welche eine vollständige Ausrottung der eifrigsten jakobitischen Stämme, der von Lochaber, Locheill, Kappoch, Glengarry, Appin und Glencoe, für den nächsten Winter in Aussicht nahmen. „Ich versichere Euch," hieß es darin, „Eure Machtfülle soll ausgedehnt genug sein, und ich hoffe, die Soldaten werden die Regierung nicht mit Gefangenen belästigen." Der treue Macdonald war seinerseits zur Eidesleistung bereit, aber nur auf Erlaubniß Jakobs hin, den er für seinen legitimen Herrscher ansah und dem sein Stamm durch gemeinsame Abstammung von dem „Herrn der Inseln" verwandt war. Mit brennender Spannung harrte er des Entscheids aus Frankreich; aber dieser kam nicht. Immer näher rückte der Ablaufstermin der gestellten Gnadenfrist, immer wilder rasten die Winterstürme durch das

Glencoe.

Felsenthal, und der Schnee baute fast undurchdringliche Mauern um seine Eingänge. Erst gegen Ende December traf die Antwort ein. Mit furchtbarer Schwierigkeit drang der schon betagte Häuptling nach Inverlochy zum Militärgouverneur und nach Inverara zum Sheriff der Grafschaft, um den Eid zu leisten und seine Leute dem drohenden Haß der Gewalthaber zu entziehen. Denn in weitem Kreise ringsum lagen Truppen; das Thal war förmlich blockirt. Auf Neujahrstag leistete er den Eid. Der Act wurde amtlich an den königlichen Rath gemeldet, und Macdonald kehrte beruhigt zu seinem Clan zurück. Aber obwohl er die anberaumte Frist nicht verabsäumt, vielmehr allen, auch den strengsten Forderungen des Rechts Genüge geleistet — es war zu spät. Zwar hatten die Gegenvorstellungen des edeln Lord Carmarthen den König von der beabsichtigten Ausrottung sämtlicher westhochländischen Clans abgebracht, aber der glühende Haß gegen die treuen Anhänger Stuarts forderte sein Opfer. Mag nun die Verantwortung dem König selbst oder seinem Staatssecretär Dalrymple zur Last fallen, ein Blutbad war beschlossene Sache, und man überlegte nur, welchen der angeblich noch widerspänstigen Clans es treffen sollte. „Was M'Dan (Macdonald) von Glencoe und diesen Stamm betrifft, so wird es, wenn man sie von den übrigen Hochländern unterscheiden kann, für die öffentliche Justiz geeignet sein, dies Geschlecht von Dieben auszurotten. W. R." So lautete eine Ordre vom 16. Januar 1692. Ballachulish wurde besetzt und eine Compagnie nach Glencoe geworfen. Da diese meist aus Schotten bestand, der Hauptmann ganz nahe mit den Macdonalds verschwägert war und die freundlichen Zusicherungen allen Argwohn verscheuchten, so wurde die Einquartierung aufs gastfreundlichste aufgenommen und mit größter Zuvorkommenheit bewirtet. Zwölf Tage blieben sie da im Quartier, thaten wie Freunde, spielten mit ihren gutmüthigen Wirten, tranken auf ihr Wohl, sprachen von völliger Versöhnung und bessern Zeiten, wiegten die guten Leute auf jegliche Weise in völlige Sicherheit ein. Diese öffneten ihnen denn auch Thor und Thür und behandelten sie wie Brüder. Aber am 12. Februar erhielt der Hauptmann Campbell von Glencoe plötzlich Befehl von Ballachulish, die Bevölkerung am nächsten Morgen zu überfallen und die Männer bis auf die Greise und Kinder niederzumachen. Zugleich war Vorsorge getroffen, das Thal noch enger zu cerniren und keinen entwischen zu lassen. Den Blutbefehl in der Tasche, ging Campbell zu den jüngern Macdonalds und spielte mit ihnen bis in die Nacht hinein. Die Schlachtopfer ahnten nicht das Geringste von dem drohenden Verhängniß. Als es deshalb am Morgen vor Tagesanbruch an alle Thüren pochte, wurde bereitwillig überall geöffnet und mancher ermordet, bevor er sich nur in seine Kleider werfen oder zum Widerstande bereiten konnte. Der alte Macdonald ward halb angekleidet an seinem Bette erschossen, seine Frau, eine betagte Matrone, so mißhandelt,

daß sie folgenden Tages starb. Die Soldaten rissen ihr mit den Zähnen die kostbaren Ringe von den Fingern. So ging es von Haus zu Haus; in einem wurden neun Personen auf einmal niedergemetzelt, in einem andern neun gefesselt und dann einzeln vor der Thüre füsilirt. Schuß um Schuß knallte durch die tobende Verwirrung, das Geschrei der Frauen, das Gewimmer der Sterbenden, den Jammer der Kinder, das Commando der Mörder und den sausenden Wintersturm. Auch der Frauen wurde nicht geschont, wenn sie sich im Uebermaß des Jammers und der Verzweiflung zur Wehr setzten oder das Leben ihrer Männer durch das Opfer des eigenen zu retten suchten. Der Befehl kam zu pünktlicher Erfüllung und wurde durch die Ausführung noch schrecklich überholt. Nur zwei Söhnen des unglücklichen Thales gelang es, durch den tiefen Schnee, in Dunkelheit und Sturm auf fast ungangbaren Pfaden zu entkommen. Hätte nicht der wirbelnde Schneesturm ein nach dem Thale beordertes Detachement unterwegs aufgehalten, so hätten wahrscheinlich auch sie nach allen bestandenen Strapazen das Los ihres Stammes getheilt. Als der Morgen grauend über das Thal hereinbrach, lagen alle übrigen in ihrem Blute. Auch ein mehr als siebenzigjähriger Greis, der gemäß dem Befehl hätte verschont werden sollen, lag da unter seinen Angehörigen; er war zu schwach, um zu fliehen, und da er jammernd bei den Leichen saß, ward er kaltblütig ihnen nachgeschickt. Ein zwölfjähriger Knabe, der in seiner Todesangst sich zu dem Hauptmanne Campbell geflüchtet und in seinen Mantel gewickelt, ward von einem der Kannibalen weggerissen und auf der Stelle niedergeschossen. Dann wurden die Häuser geplündert, die Ställe ausgeräumt, Pferde und Vieh (nicht weniger als 200 Pferde und 900 Stück Rindvieh) weggetrieben und Häuser und Stallungen in Brand gesteckt. Frauen, Greise und Kinder überließ man ihrem Schicksal. Viele kamen um vor Hunger, Elend und Kälte. Alle Pfade waren hoch mit Schnee bedeckt, die Flüsse nicht zu passiren, der Wintersturm umtobte die flackernde Gluth im Thale, und erst stundenweit lagen die nächsten gastlichen Hütten. Manche alte Frauen und Greise, mit Kindern auf den Armen, wurden hernach im Schnee gefunden — erstarrt und todt im schneidenden Frost. Viele flüchteten in Höhlen und fanden da, betäubt von Jammer und Entsetzen, ihren Tod. Die Zahl der Ermordeten war 38, die der auf andere Weise Umgekommenen bedeutend größer.

Ihr wackern Macdonalds, erwachet, erwachet!
Es brütet der Feind euch ein schreckliches Los.
Es fliehen die Wolken, es taget der Morgen — —
Doch nimmer erwachen die Söhne Glencoes.
Sie legten sich nieder mit hoffendem Herzen,
In Träumen der Freude, so glänzend und froh —
Doch schweigend erhob sich der Tag und voll Schmerzen,
Denn nimmer erwachet der Clan von Glencoe.

„O nächtliche Stunde, da schlau der Verräther
Die friedlichen Hütten sich schmeichelnd erschloß!
Wir glaubten an Treue und Glauben der Väter,
Wir theilten das Brod mit dem tückischen Troß.
Der Sturm heult im Thale, es zucken die Blitze —
Wir schürten den Herd unter Brüdern so froh —
Und sie sinnen Verrath an dem gastlichen Sitze —
Erloschen trauert der Herd von Glencoe."

Haut ein nur, ihr Helden, denkt nicht an Ergeben,
Trotzt muthig den Feinden, ihr Männer vom Clan!
Ihr Klaglied wird lösen zu Lust und zu Leben
Die Söhne Glencoes von dem tödlichen Bann!
Doch Schlangen gleich stachen im Schlaf sie euch nieder —
Und quält sie auch rächend der Sterbenden Los,
Todt sind unsre Lieben; nicht Klagen, nicht Lieder
Erwecken je wieder die Söhne Glencoes.

Das ist die furchtbare Schreckensnacht von Glencoe, die, viel beschrieben und viel besungen, unauslöschbar in die Erinnerung des Volkes geprägt, dies Thal auf ewig denkwürdig gemacht hat. Der Bruch des Gastrechts, die schändliche Heuchelei, die überlegte, brutale und grausame Niedertracht, mit welcher die Schandthat begangen wurde, hat nach Macaulays Ausdruck „keine Parallele in den Annalen der Barbarei". Ob es nicht ein Stück Culturkampf war, will ich dahingestellt sein lassen. Die unglücklichen Macdonalds waren wenigstens Katholiken und ihr einziges Verbrechen Treue an ihr angestammtes Herrscherhaus und ihre Religion. Die Ehre der Urheber hat in jedem Falle durch ein solches Heldenstück nichts gewonnen und ihr Versuch, auf eine solche Art und Weise einem besiegten und unterworfenen Volke ein neues Nationalbewußtsein einzuhauchen, ist gründlich gescheitert. Jeder ehrliche Schotte, der den Glen betritt, sendet noch heute den Urhebern der That seinen herzlichsten Fluch nach, und die Felsen hallen gleichsam noch immer das Klagegeschrei der unglücklichen Macdonalds wider. In der schaurigen Scenerie macht die bloße Erinnerung einen tiefdramatischen Eindruck. Die „Todtenklage der Wittwe" von Glencoe ist ein weit ergreifenderer Vorwurf als die Todtenklagen Ossians, die in ihr mit gesteigerter Leidenschaftlichkeit gewissermaßen fortklingen. Das wilde Felsthal, in tiefem Schnee begraben, von der Nacht umflort, nur von der Feuersgluth der brennenden Häuser blutigroth beleuchtet — welch ein Bild! Und nun die unglückliche Frau an der Leiche ihres gemeuchelten Gatten —

Hebt ihn nicht vom Farrenkraute,
Laßt ihn liegen — bessern Sarg
Könnt dem Todten ihr nicht zimmern
Als die Heide, öd und karg,

Die Todtenklage der Wittwe von Glencoe.

Den zerstampften, harten Boden,
Das Gezweige, dürr und fahl,
Wo sein brechend Herz sich wandte
Auf zu Gottes Tribunal.

Keinen Mantel sucht dem Todten,
Hüllt ihn nicht in Linnen ein,
Laßt den Schnee das Grabtuch breiten,
Kalt und rein, um sein Gebein.
Laßt das Schwert, so wie wir's fanden,
Wie er's zückte, blitzend scharf,
Rächend auf den ersten Gegner,
Da der Tod ihn niederwarf.

Laßt das Blut auf seinem Busen,
Wascht nicht weg das heil'ge Mal,
Laßt es trocknen, laßt die Wunden
Klaffen hier im öden Thal:
Bis zum Tag, wo Gottes Auge
Wird in ihre Tiefen sehn,
Wo der Mörder und sein Opfer
Vor des Richters Throne stehn!

Das sind einige von den zahlreichen poetischen Klängen, welche das tragische Los der Macdonalds bis herab auf unsere Tage gefeiert haben. Unter der Reisegesellschaft bildete das Lob der „Getreuen" und die furchtbare Nacht für eine Weile das Hauptgespräch. Das Interesse der Fahrt wurde dadurch nicht wenig gehoben.

In Ballachulish stiegen meine Gefährten zum Theil beim Hotel ab, die andern fuhren an den Pier (Landungsplatz). Ich wußte eigentlich noch nicht recht, wohin ich jetzt wollte. Es war etwas über Zwei, und Glencoe mit seiner Romantik hatte mich so angezogen, daß ich auf das frühere Project zurückkam. Aber da stand schon ein Schiff für Fort William bereit, die Leute stiegen ein, und ich zog mit auf den Dampfer, um noch ein Stück weiter nördlich zu fahren. Es hat etwas Eigenthümliches, aus dem finstern Glen so rasch wieder in die anmuthigste Seelandschaft versetzt zu werden. Das Meer kommt hier nun freilich etwas in die Sackgasse, zwischen zwei nahen Vorgebirgen drängt es sich in das ziemlich einförmige Loch Eil, das erst an seinem Ende einen Arm nach Westen sendet, aber immerhin ein lieblicher See ist. Wo aber das Meer von seiner Großartigkeit abgibt, da wächst die Gebirgswelt um so stattlicher heran, und wir nahen dem Ben Nevis, dem höchsten der schottischen Berge. Der würde nun freilich in der Schweiz kein Furore machen, denn er ist bloß 1343 m hoch, hat weder eine beschneite Spitze noch Gletscher, aber er wird dafür auch von keiner andern Größe verdunkelt und macht, hart vom blauen Meer aufsteigend, den Eindruck eines imposanten Gebirges. Er ist mehr groß als schön.

Ben Nevis.

Wenig Wald daran, keine reizenden Alpenwiesen, auch nicht einmal romantische Felspartien. Eine breite, abgestumpfte Pyramide von fast ebenso starker Breite als Höhe, bald rundlich geballt, bald mit schroffem, knorrigem Abhang, ragt massig über einen noch breitern Unterbau von ebenso knorrigen und knolligen Hügeln und Vorbergen. Eigentlich ist er auch mehr ein wildgeballter Felskoloß als eine Pyramide. Er besteht hauptsächlich aus Porphyr und rothem Granit; die Felswände haben deshalb röthlichen Teint und bräunliche Schatten, welche sich gar artig von den grünlichen Tönen der spärlichen Vegetation und dem lichtblauen Grunde des Firmaments abheben. Die Heide, welche den größten Theil der Abhänge tapezirt, vermag die Rauheit des ungeheuern Klotzes nicht zu besiegen, der, ohne Alphütten oder Zeichen der Cultur, selbst in dem vollen Mittagsstrahl des schönsten Tages düster, unheimlich und gewaltig über das Meer hereinragt, eine echte Titanengestalt, nur ihrer Größe wegen imposant. Um so mehr Grazie entfaltet die Heide an den Ufern, die beiderseits den ziemlich schmalen See umgürten. Sie duftet in sonnigen Lichtern, da und dort von weißen Häuschen oder Häusern unterbrochen, von schattigen Thälern und Hügeln eingerahmt. Blendend weiße Segel ziehen an uns vorbei. Alles erscheint niedlich klein gegen die dräuende, imperatorische Felsenburg.

Rundum ist keine Ortschaft von hervorragender Bedeutung. Fort William, am Fuß des Berges Nevis, ist ein kleines Städtchen mit nur einer bedeutendern Straße. Das Fort, von dem es den Namen trägt, wurde vom General Monk gebaut, um den unbezwinglichen Cameron von Loch Eil im Schacht zu halten, der lange nach Unterwerfung der übrigen Clans den Waffen der englischen Republik noch Trotz bot. Als Schlüssel zum Hochland war die Feste damals von nicht geringer Wichtigkeit; jetzt ist sie zu einer historischen Merkwürdigkeit herabgesunken. Etwas nördlich davon ist das alte Schloß Inverlochy, dessen Ursprung von der Sage in hohes Alterthum hinaufgesetzt wird. Banquo, Than von Lochaber, der Vater späterer Könige, soll da gehaust haben; die Sage macht es aber zum Sitze viel älterer Dynastien. Im Mittelalter spielte es seine Rolle in den gewaltigen Kämpfen der Comyns und ihrer Anhänger gegen Bruce, in späterer Zeit diente es den Engländern als Stützpunkt gegen die immer etwas unbändigen Hochländer.

Wir fahren noch eine kurze Strecke nordwestlich nach Corpach, in dessen Nähe der Caledonische Kanal beginnt. Der größere Theil der Reisenden verläßt hier den Dampfer, wird aber durch eine zahlreichere Schar, die von Inverneß kommt, ersetzt. Nebst einer großartigen Frontansicht des Ben Nevis erhält man da einen freundlichen Einblick in den westlichen Arm des Loch Eil, der sich wie ein völlig neuer See darbietet. Hier, wo das Meer nun endlich eingefangen ist und keine weitern Fangarme ausstreckt, beginnt

das ganze seltsame Spiel der Landschaft aufs neue. Landseen gruppiren sich rechts und links um das Hauptthal, welches Fort William mit Inverneß verbindet; die einen sind kleine romantische Bergseen, oft nur Teiche, andere sind größere Binnengewässer, die ein langgestrecktes Thal ausfüllen, einige derselben durch den Caledonischen Kanal zu einer großen Wasserstraße verknüpft. An die westwärts liegenden reichen wiederum Buchten oft nur auf die Entfernung einer Stunde heran. Zwischen das wunderliche Netz der Gewässer legt sich ein zweites von Bergen und Thälern, das aber bedeutend wilder ist als das in der Nähe des Clyde. Auch lagert sich hier mehr Wald zwischen die Heide. Historische Denkmale aus dem Mittelalter beginnen hier seltener zu werden, um so mehr häufen sich die Erinnerungen an die Clans und an ihre Theilnahme an den jakobitischen Kämpfen.

Auch an katholischen Reminiscenzen fehlt es nicht. Hier gerade, wo größere Höhen die Thäler scheiden, längere Hügelcomplexe die Verbindungsstraßen unterbrechen und die Glens selbst sich immer mehr von den südlichen Hauptplätzen des Verkehrs und der Herrschaft zurückziehen, hat sich in abgeschlossenen Bezirken der katholische Glaube, ähnlich wie auf den Hebriden, gegenüber allen Siegen des Puritanismus erhalten und wurde von den Inseln aus, wenn auch spärlich, so doch immer wieder durch Missionäre neu belebt. Mit Rücksicht auf die Verhältnisse kann man sie eigentlich nicht einmal spärlich nennen. Denn das Missionsleben wurde durch die Schwierigkeiten des Landes wie durch die Strenge der Gesetze zu einem über alle Beschreibung abenteuerlichen und lebensgefährlichen Unternehmen. Der Missionär konnte vielleicht den Anfang seiner wissenschaftlichen Bildung, oft nicht einmal diesen in der Heimat erhalten. Er mußte also im Auslande, in Rom, Spanien oder Frankreich, aufwachsen und dann verkappt, ein halber Fremdling, in dies Labyrinth von Inseln und Thälern dringen. Oft fand sich meilenweit kein Haus, keine Wohnung, und wenn eine, so mußte er sie meiden, tagelang auf unbekannten Gebirgspfaden umherirren, um zu seinen verstreuten Leuten zu gelangen. Sturm und Unwetter sind hier nicht selten, die Stürme im Winter fürchterlich, der Regen auch in der schönen Jahreszeit sehr häufig. Abgesehen von der steten Gefahr der Erkennung und Entdeckung, war die Pastoration dieser Gegend ein stetes Ungemach, das Leben eines Gebirgsboten oder Jägers. Die Verfolgung aber und der stete Ingrimm puritanischer Jagdhunde machten den Priester eher zum gehetzten Wild als zum Jäger. In Edinburgh wurde immer und immer wieder geklagt, daß der „Weinberg des Herrn" noch immer nicht gesäubert sei. Im Anfang des 18. Jahrhunderts zählten amtliche Berichte noch über 4000 Katholiken im Hochland. Dem Privy Counsel wurden genaue Namenslisten vorgelegt, damit man für ihre „Bekehrung" sorge. Vielerorts wurde auch die Thätigkeit der Missionäre gehemmt und gehindert,

gelähmt oder theilweise unterbrochen; aber immer wieder neu aufgenommen, gewann sie in ihrer Hilflosigkeit, Unsicherheit und beständigem Kriegszustand dem Glauben neue Bekenner. Trotz aller damaligen Maigesetze kamen neue Priester von Rom, trotz aller Präventivgesetze standen mannhafte Katholiken zu ihrem Glauben, und trotz aller Gesetze gegen kirchliche Genossenschaften wirkten Ordensleute im Lande und gefährdeten es dadurch, daß sie ihrer Freiheit keinen Augenblick sicher waren. Und wie lauteten diese Gesetze? Verbannung für jeden Katholiken, Tod und Güterconfiscation für jeden Priester, Verbrennung aller katholischen Bücher, Kerker und Gütereinziehung für jeden Beherberger eines Priesters, Ausschluß von jeglichem Vertragsrecht, jeder Erbschaft, jedem Gütererwerb für jeden Katholiken, Ausschluß von jeder politischen, Schul- und Kunstthätigkeit für jeden Katholiken, Geldstrafen für den geringsten, bloß materiellen Vorschub des Katholicismus, Prämien für jeden Sykophanten und Spürhund, der etwas Katholisches witterte, vollständiger, wenn möglich hermetischer Abschluß gegen alles Katholische — katholischen Eltern sollten gemäß dem Gesetz die Kinder einfach weggenommen werden, um sie protestantisch zu erziehen. Und das alles hat nichts geholfen! Mitten in diesem Culturkampf haben sich Protestanten dem heiligen Glauben ihrer Väter zugewandt, und die verfolgte Kirche ist gewachsen; Jesuiten haben 40 und 50 Jahre lang da fortgewirkt, und Bischöfe und Priester hielten das Land mit Rom verbunden! Jetzt zählt die katholische Religion über dreihunderttausend Anhänger, also ein Zehntel der Bevölkerung des Landes. Das einzige Resultat eines Culturkampfes von zwei Jahrhunderten mit den schärfsten Mitteln war, daß man die Katholiken quälte, den Frieden des Landes störte, seine Interessen beeinträchtigte und daß die Staatskirche ich weiß nicht in wie viele Secten auseinanderfuhr. Bei diesen hat nun der gesunde Menschenverstand bereits vielfach den krankhaften Fanatismus überwunden und bei mehr als einer Gelegenheit haben wackere Protestanten selbst das Geschrei antipapistischer Eiferer zurückgewiesen, welche den alten Haß neu beleben wollten. Angesichts solcher Thatsachen kommt mir der Culturkampf unserer Tage höchst sonderbar vor — ein Anachronismus erster Sorte! Daß Culturhelden versuchen wollten, mittelst geistiger Waffen, aufgeklärter Philosophie und Literatur, freisinniger Theologie und naturwissenschaftlich sein sollender Schwadronage, mittelst Theater und Oper, Reden und Bücher schwache Katholiken von ihrem Glauben abzubringen, das würde ich begreifen. Aber wie man jetzt Cultur treibt — das kommt mir vor, wie wenn ein Polizist mit seinem Schnurrbart die Porphyrmassen des Ben Nevis in Staub zerreiben wollte. Wie viele Schnurrbärte haben sich an dem Experimente schon versucht, und wie hat das Experiment stets geendigt!

Daß der Eifer der Missionäre nicht nur über die Angriffe der Puritaner, sondern auch über die Schwäche der Katholiken, und daß die Gnade auch noch über die Erschlaffung und Entmuthigung der Missionäre triumphirte, das läßt sich aus folgendem Geschichtchen ersehen, das hier in der Nähe spielt. Am nördlichen Abhange des Ben Nevis liegen die Braes (Höhen) von Lochaber, einer der ältern Missionsposten der Gegend. Da hatte sich die Zahl der katholischen Familien im Anfang des vorigen Jahrhunderts auf drei reducirt. Die andern waren zwar nicht förmlich protestantisch geworden, aber durch die ewigen Plackereien, Kriege, Wirren, den Mangel an Priestern und Gottesdienst, an Belehrung und Gnadenmitteln in einen Zustand völliger Verwirrung gefallen. Sie wurden zwar bisweilen von Glen Garry aus von einem Priester besucht; aber die so schwierigen und deshalb seltenen Besuche reichten nicht aus. Der größere Theil der Leute fing an, nur für diese Welt zu leben, d. h. recht liederlich. Um jene Zeit kam John Macdonald, ein überaus eifriger Priester, der dem Clan Ronald angehörte, in die Gegend und ließ sich bei den Leuten in Lochaber nieder. Er that alles, was in seinen Kräften stand, um die verweltlichten und verwilderten Schäflein seiner Herde aus ihren Unordnungen wieder zu einem echt christlichen Leben zurückzuführen. Er besuchte unaufhörlich die Leute, ermahnte sie mit unendlicher Liebe und unbesieglicher Geduld, bat und beschwor sie, diente ihnen; kurz, suchte sie durch alle nur erdenkliche Zuvorkommenheit zu gewinnen. Aber der Zersetzungsproceß war schon zu weit gediehen; die Verwilderung und Unordnung war den Leuten schon lieb geworden, und die Erfolge seiner Thätigkeit beschränkten sich auf fast nichts. Er war auf dem Punkte, das dornenreiche und unfruchtbare Feld zu verlassen, hatte den Tag der Abreise schon bestimmt, als ihn ein Ruf zu einer Kranken nach Inish traf. Er folgte ohne Verzug, war aber nicht wenig erstaunt, die kranke Person nicht im Bette, nicht todesmatt, sondern in ihrem besten Feiertagskleide, ganz bräutlich geschmückt und anscheinend wohlauf zu treffen. Er glaubte sich getäuscht und beklagte sich über die ihm ohne alle Noth zugemutheten Beschwerden; sie sei ja wohl nichts weniger als am Sterben und nun noch gar wie zum Tanze aufgeputzt. Sie antwortete: „Ich habe mich oft so aufgeputzt während meines Lebens, und zwar aus elender Eitelkeit, um der Welt zu gefallen. Um wie viel mehr muß ich mich nun so gut als möglich schmücken, wo ich im Begriffe stehe, den großen und erhabenen Gast zu empfangen, den Ihr in meine Hütte bringt — meinen Herrn und Erlöser im heiligsten Sacrament des Altars! Was meine Sterbestunde betrifft, so fürchte ich, daß sie nahe ist, und deshalb, Priester des lebendigen Gottes, woll' es Euch gefallen, ohne Zeitverlust meine Beicht entgegenzunehmen, mir die Absolution zu ertheilen und mir die andern heiligen Sacramente zu spenden,

die unser Erlöser zum Trost sterbender Christen eingesetzt hat, damit ich mit Vertrauen vor Gottes Richterstuhl erscheinen mag." Der Priester ließ sich durch ihre inständigen Bitten bewegen, sie zu versehen, und kaum war es geschehen, da starb sie ruhig, ohne bemerkbare Zeichen von Leiden und Krankheit. Diese merkwürdige Fügung machte aber Macdonald doch stutzig; der Werth einer geretteten Seele stand in diesem Augenblicke überwältigend vor seinem Auge; er betheuerte den Umstehenden sofort, daß er die Mission nicht verlassen werde; er halte die Mühen und Beschwerden eines langen Menschenlebens für reichlich belohnt, wenn es ihm gelänge, noch so eine Seele ihrem Herrn und Schöpfer in die Arme zu führen. In der That blieb er, aller andauernden Mißerfolge ungeachtet, und harrte treu bis zum Tode auf dem dornenvollen Posten aus. Schließlich gelang es ihm auch, viele mit Gott auszusöhnen, und die Stätte seiner unglaublichen Mühen ist jetzt eine der blühendsten und bedeutendsten Missionen von Schottland. 1761 starb er, reich an Verdienst, nach einer 40jährigen Missionsthätigkeit.

Ein ähnlicher Zug von wunderbarer Fügung der Gnade wird im Leben des Missionärs White berichtet, der um die Mitte des 17. Jahrhunderts in Glen Garry — unfern von hier — wohnte und mit noch einem Priester, als Bauer verkleidet, in den Thälern ringsum die Katholiken besuchte und leitete. Es war 1654, zur Sommerszeit, wo die Hochländerbauern mit ihrem Haushalt und ihrem Vieh von den Glens auf ihre Alphütten an den Hügeln zu ziehen pflegen. Müde von langer Gebirgswanderung an heißem Tage — denn die Missionäre mußten sich der Sicherheit halber auf einsamen und wenig betretenen Gebirgspfaden halten — langten die beiden an einer solchen Alphütte an und trafen zwei junge Leute mit sehr betrübtem Gesicht, wie es schien, in höchst ernster Berathung. Sie erwiderten den Gruß der beiden Fremden zwar freundlich, zeigten aber so viel Aengstlichkeit und gedrückte Stimmung, daß einer der Missionäre nach einigem allgemeinen Gerede nicht umhin konnte, sich nach der Ursache zu erkundigen. Da kam es denn heraus, daß der gute alte Vater der zwei Aelpler am Sterben sei, daß er aber über sein nicht unbedeutendes Vermögen noch immer kein Testament gemacht habe und daß er, trotz all ihrer Bitten, keines machen wolle, weil er, der tödlichsten Schwäche unerachtet, noch immer behaupte, sein letztes Stündlein sei noch nicht gekommen. Sie wären mit jedem Testamente zufrieden, aber da ihrer mehrere Kinder seien, so müsse doch ein Testament gemacht werden, sonst gebe es Unfrieden und Verwirrung. Da stellte der eine der Missionäre den andern als einen Mann von nicht geringer Erfahrung und auch einigen ärztlichen Kenntnissen vor. Das gab den jungen Leuten einige Hoffnung, den Vater zur Ordnung seiner Angelegenheiten zu bestimmen, und sie beeilten sich,

die beiden Fremden an das Krankenbett zu führen. Sie fanden einen so ausgemergelten, schwachen, todesmatten Greis, daß sie kaum begreifen konnten, wie er noch am Leben wäre. Er war indes bei vollem Bewußtsein und seiner Sinne durchaus mächtig. Sie stellten ihm den Ernst seiner Lage mit den eindringlichsten Worten dar und mahnten ihn, den Frieden seiner Familie nicht länger der drohendsten Gefahr preisgeben zu wollen. Er aber antwortete in festem und entschiedenstem Tone, er werde noch nicht sterben. Die auffallende Zuversicht, mit der er das behauptete und die mit seinem jämmerlichen Zustande im schreiendsten Gegensatze stand, veranlaßte die Missionäre zu der Frage, worauf er denn seine Gewißheit stütze. Er zögerte eine Weile und sagte dann: „Ja, wenn ich's euch auch sagte, so würdet ihr mir nicht glauben und mich wohl auch noch verlachen!" — „Gewiß nicht!" antworteten sie, „wir sehen, daß Ihr ein kluger und verständiger Mann seid." — „Nun gut denn!" sagte er, „dann will ich's euch sagen. Ich bin Katholik, und sieben Jahre sind's nun, daß ich Gott jeden Morgen und jeden Abend inständig bitte, er solle mich doch nicht ohne die Hilfe der heiligen Sacramente sterben lassen. Ich weiß, er hat in seiner Gnade mein Gebet erhört. Aber es ist jetzt kein Priester in der Nähe, und ich werde nicht sterben, bis ich einen gesehen habe." — „O mein Freund!" rief einer der Missionäre in tiefer Rührung, „wahrhaftig, Gott hat Euer Gebet erhört und hat uns, ohne daß wir's wußten, den rechten Weg geführt, um Euch den Segen zu bringen, um den Ihr so standhaft gebetet habt. Wir sind Priester aus Irland, auf dem Wege nach Glen Garry, und wir haben alles bei uns, um Euch in Eurer letzten Noth beizustehen!" — „Hinaus, meine Söhne! bis ich meine Beicht gemacht habe," war des alten Mannes Antwort; „Gott sei's gedankt! Mein Stündlein ist gekommen!" Er beichtete, empfing die heilige Wegzehrung, machte sein Testament und entschlief sanft, als der Priester eben die heilige Oelung vollendet hatte.

Das sind nun freilich Geschichtchen, die ein Culturmensch belächeln wird. Aber die Missionäre aller Länder haben dergleichen zu erzählen; sie kommen auch in unsern Tagen vor, und das katholische Volk aller Länder weiß es aus eigener Erfahrung, welch wunderbares Gewebe von Gnaden und von Gerechtigkeit oft fühlbar und greifbar das Schmerzenslager Sterbender umgibt. Eine andere Welt berührt da die Phänomene des Sinnlichen und webt Räthsel, die man mit keinem pathologischen Geschwätz zu lösen vermag, weil sie auf die Alternative von Casualismus oder Glauben, blindem Schicksal oder ewiglicher Erbarmung Gottes drängen. Jawohl, wenn die Seele nur ein Aggregat von Kohlen- und Phosphoratomen wäre, da müßten schwächere Culturkräfte endlich den stärkern weichen und riesige Eisenmassen endlich einen schwachen Luftwiderstand beseitigen! Aber diese Ueberzeugung wird man nie der Menschheit und noch weniger

dem katholischen Volke aufdrängen können. Jeder edle Mensch fühlt und weiß, daß er ein über die Materie unendlich erhabenes Wesen, einfach geistig und unsterblich ist, und in Millionen Seelen lebt die unauslöschliche Ueberzeugung, daß ein Gott für sie Mensch geworden und gestorben ist. Dieser göttliche Vollwerth der Menschenseele läßt sich durch keine Cultur fälschen oder beseitigen. Solange noch Zehn ihn festhalten, werden die Zehn alle Interessen in die Schanze schlagen, um eine einzige Seele zu retten. Da sitzt die Wurzel der Culturfeindschaft, und die kann kein irdischer Machthaber erreichen!

Und nun vergebe man mir meine Digressionen. Es ist das mein Lieblingsvergnügen, im Angesicht schöner Naturscenen oder geschichtlicher Erinnerungen mich selbst ein wenig anzupredigen — d. h. meine eigene Unterhaltung daran zu knüpfen. Das schönste Bilderbuch wird schließlich langweilig, wenn man nicht über die Natur zum Menschlichen und über das Menschliche zu Gott hinaufkommt. Durch ihn wird alles interessant, beleuchtet, verkettet, liebenswürdig gemacht. Was hilft's mir, wenn mich bloßes Chlorophyll anlächelt und Wassermoleküle sich an meinem Auge brechen, ein Porphyrklotz mich anstarrt und wunderliche Stoffcompositionen, die man Vögel nennt, auf weißen Flugmaschinen um mich schwimmen? Und was sollen die schwarzen Ruinen, in welchen die mechanische Kraft einer frühern Generation sich zufällig verewigen wollte, aber welche nach unverständlichem Gesetz zertrümmert wurden? was die Schlösser, in denen abermals zweibeinige Fortschrittsthiere sich mit feinen Weinen und Geflügel zur Vermoderung vorbereiten? was die Schattenbilder alter Clans, verschwundener Könige, großer Sänger? was der seltsame Stoffroman, den man Geschichte nennt? Was ist die Welt ohne den Gott, der Himmel und Erde gemacht hat? Zum Kuckuck mit dem Blödsinn, den man „Fortschritt" nennt! Der soll mir das schöne Hochland nicht verpfuschen!

Der Caledonische Kanal, der sich unfern Fort William nach Nordost öffnet, ist nicht eine artige Mignon-Structur wie der Crinan-Kanal, auch nicht eine nach der Schnur gezogene künstliche Wasserstraße wie die holländischen Kanäle, sondern zum größten Theil ein Werk der Natur, welche, groß und majestätisch, auch die künstlichen Zwischenpartien mit allem Zauber des Hochlandes umgibt. Ueber die Hälfte dieser Wasserstraße bilden die drei Seen Loch Lochy, Loch Oich und Loch Neß, dessen letzte Bucht Loch Dochfour genannt wird. Die Entfernung von Loch Lochy zu Loch Oich beträgt nur 3 km, die von Loch Oich zu Loch Neß etwa das Dreifache. Der längste Theil des eigentlichen Kanals ist zwischen Banavie, Fort William gegenüber, und dem Eingang des Loch Lochy.

Aus dem Bergpanorama des Ben Nevis zieht er sich zuerst zwischen niedrigern Höhen und ziemlich einsamer Landschaft einher. Da und dort

öffnet sich ein Seitenglen und führt dem River Lochy, einem kleinen Bergbach, zu. Die Hügel sind zum Theil mit etwas Hasel- und Birkengebüsch bestanden, sonst träumerische Heide. Zwei Schleusen bringen das Dampfboot auf den See Lochy, der etwa 15 km lang, aber nur anderthalb breit ist. Auf beiden Seiten dieselbe düstere, träumerische Hügelscenerie. Links öffnet sich ein kleiner Glen nach Loch Arkaig, an welchem die Camerons von Locheil hausten. Ein Mitglied dieser Familie war es, welches den Prätendenten am eindringlichsten mahnte, seine aussichtslose Schilderhebung aufzugeben. Aber Karl Edward sagte: „In wenigen Tagen will ich mit den wenigen Freunden, die ich habe, das königliche Banner erheben und dem Britenvolk verkünden, daß Karl Stuart die Krone seiner Ahnen zurückfordert, um sie zu gewinnen oder unterzugehen. Locheil, den mir mein Vater oft als unsern treuesten Freund gerühmt hat, mag zu Hause bleiben und aus den Zeitungen das Schicksal des Prinzen vernehmen." Da fühlte Locheil sich tief getroffen und erwiderte lebhaft: „Nein, ich will das Schicksal meines Fürsten theilen, und so soll ein jeder, über den mir Natur und Glück Gewalt gegeben." Damit war sein Schicksal entschieden. Er verlor alle seine Güter und rettete nur mit Noth sein Leben.

Loch Oich ist der höchste und kleinste der drei Seen, kaum ein Stunde lang. Die Umgebung ist mehr lieblich als wild, und einige artige, mit Busch bewachsene Inseln steigen freundlich aus seinem stillen Spiegel empor. Von Loch Oich wird der Dampfer durch sieben Schleusen auf das Niveau von Loch Neß herabgebracht, eine Operation, die etwa anderthalb Stunden erfordert. Die Passagiere ziehen es gewöhnlich vor, dem Ufer entlang zu gehen.

Am Eingang zu Loch Neß steht Fort Augustus, ein massiver, viereckiger Bau mit je einer Bastion an jeder Ecke. Es liegt ungefähr in der Mitte zwischen Fort William und Inverneß und wurde nach dem Aufstand von 1715 aufgeführt, um die Clans im Süden und Norden des Kanals im Schach zu halten. Bei den spätern Unruhen im schottischen Hochland blieb es Hauptstützpunkt für die militärischen Operationen der Engländer. Im Jahr 1867 verkaufte die Regierung die längst überflüssig gewordene kleine Festung mit allem zugehörigen Grundbesitz dem katholischen Lord Lovat. Eine merkwürdige Wendung der Geschichte! Denn einer der Vorfahren Lord Lovats hatte an den Aufständen von 1715 und 1745 einen nicht unerheblichen Antheil, mußte flüchten, ward auf den Hebriden eingefangen, in den Tower zu London gesteckt und — obwohl bereits ein hochbetagter Greis — vom Oberhaus des Hochverraths schuldig erklärt und zu London enthauptet. Als man ihn zum Tode führte und er die vielen Leute sah, die sich zu dem Schafott herbeidrängten, scherzte er: „Mein Gott! Wozu so viel Lärm, um einen grauen, alten

Mann köpfen zu sehen, der ohne zwei Gehilfen keine Treppe mehr hinauf kann!" Nun war kaum ein Jahrhundert herum, da ward ein Erbe des Mannes, den die Regierung noch in seinem Greisenalter für gefährlich ansah, Besitzer des Hauptbollwerkes, das einst gegen die Jakobiten errichtet worden.

Wie ich hörte, hätte dem Fort beinahe noch ein wunderlicherer Glückswechsel gedroht. Lord Lovat soll nämlich bei der Vertreibung der Jesuiten aus Deutschland ihnen Fort Augustus als Zufluchtsstätte angeboten haben. Den Obern schien jedoch das schottische Hochland etwas gar zu weit von der deutschen Grenze abzuliegen, und das großmüthige Anerbieten wurde dankbar abgelehnt. Statt der Jesuiten sind inzwischen die Söhne des hl. Benedikt in die ehemalige Bergfestung eingezogen und haben daselbst eine Schule eröffnet. Wäre der lange und strenge Winter nicht und läge Fort Augustus etwas näher nach Süden, so wäre es gewiß eine sehr anziehende Residenz: unfern dem berühmten Glen Garry und andern romantischen Felsenthälern, vor sich das etwa 36 km lange, sehr malerische Loch Neß und rundum ein Netz von schöner Hochlandscenerie. An der Südseite des Sees stürzt der kleine Fluß Foyers in zwei ansehnlichen Wasserfällen, der obere 9 m, der andere 60 m hoch, schäumend und tosend zwischen wildzerrissenem Felsgeklüfte nach dem See hinab. Der Mealfour Bony am Nordufer steigt zu mehr als 915 m empor. Das Gelände des Sees entlang zieht sich ein Fußpfad zwischen dichtem Hasel- und Birkengebüsch nach Inverneß hin, während einzelne Häuser und Schlösser das sonst einsame Gestade beleben. Vom Ende des Sees dauert die Kanalfahrt nicht mehr lang — und man ist in Inverneß, der Hauptstadt des schottischen Hochlands.

Doch für diesmal war es mir nicht vergönnt, mich weiter ins Hochland zu versteigen. Ich fuhr nach Oban zurück und freute mich denn nochmals an dem schönen Bilderbuche, das nun rückwärts durchblättert wurde, an den Buchten und Inseln, Schlössern und Ortschaften, an der bewegten Menschengeschichte, die das alles verbindet, und an der Providenz, die das wundervolle Epos in ihr großes Weltgedicht hineinwebt. Gegen Abend ward das Schauspiel zusehends schöner. Ben Nevis schwamm in Purpurgluth, Meer und Himmel zitterten in goldenem Lichte, die Heide duftete in ihrem rosigen Blüthenkleide, und nur zögernd nahm die Sonne Abschied von Insel zu Insel und von Berg zu Berg, bis ihr letzter Gruß am Ben Nevis verglomm. Leb wohl, schönes Hochland!

Mein Norden, mein Hochland,
Lebt wohl, ich muß ziehn!
Du Wiege von allem,
Was stark ist und kühn!

Doch, wo ich auch wandre
Und wo ich auch bin,
In den Bergen des Hochlands
Bleibt ewig mein Sinn.

Lebt wohl, ihr Gebirge
Mit Häuptern voll Schnee,
Ihr Schluchten, ihr Thäler,
Du schäumende See!
Ihr Wälder, ihr Klippen
So grau und bemoost,
Ihr Ströme, die zornig
Durch Felsen ihr tost!

Mein Herz ist im Hochland,
Mein Herz ist nicht hier!
Mein Herz ist im Hochland,
Im wald'gen Revier!
Da jag' ich das Rothwild,
Da jag' ich das Reh;
Mein Herz ist im Hochland,
Wo immer ich geh'.

11. Edinburgh.

Edinburgh wird von den Schotten nicht selten das „moderne Athen" genannt, und es verdient diesen Namen. Denn nicht nur ist es die Hauptstadt eines buchtenreichen Landes und eines lebendigen Volkes, von ferne ähnelt es auch der Stadt des Perikles. Es hat seine Akropolis, seinen Piräus, seine Tempel und Monumente, seine große historische Bedeutsamkeit; es erfreut sich einer malerischen Lage, eines geschmackvollen Grundplanes, eines feinen künstlerischen Anhauches; kurz, es ist eine ruhige, würdevolle, königliche Stadt. Gegen London ist es ein Zwerg, eine Provincialstadt; aber dafür lassen sich seine Herrlichkeiten mit einem Blick überschauen, und das alte Schloß auf seinem pittoresken Felsen erfreut mehr als die unermeßlichen flachen Herrlichkeiten von Westminster. Auch gegen Glasgow kann es nicht aufkommen; an Umfang, Bevölkerung, Lebendigkeit steht es weit zurück; aber dafür ist seine Atmosphäre auch heller und lieblicher, sein ganzer Charakter vornehmer, sein Anblick großartiger. Mehr als irgend eine andere Stadt des Vereinigten Königreichs würde es sich zu einem britannischen München eignen, es hat auch zeitweilig diese Rolle gespielt; aber die riesige Anziehungskraft Londons, wo sich eben auch die wissenschaftlichen und Kunstschätze des Reiches in kolossalem Maße aufgespeichert haben, überwand in den letzten Zeiten jede andere, schwächere Anziehung und concentrirte auch die neun Musen an den Ufern der Themse.

Den Stützpunkt der Stadt bilden drei Felsenhügel. Der erste, ein Complex jäher Abhänge und romantischer Felsenkronen — die Salisbury Crags —, liegt im Südosten und bietet dem Ganzen eine anmuthige Rückwand. Der höchste Gipfel, Arthurs Sitz, ist etwa 250 m über dem Meere. Der zweite, Calton Hill, steigt sanfter an, entbehrt aber auch nicht ganz der steilen Abhänge — er bildet das Ostende der Stadt. Die Denksäule des Nelson und ein dem Parthenon nachgebildetes, aber unvollendet gebliebenes Tempelgebäude, das Nationalmonument, geben ihm einen attischen Anstrich. Der dritte, fast im Centrum der Stadt, ist eine nach drei Seiten unnahbare Felspyramide, gekrönt von einer mittelalterlichen Citadelle, dem alten Königsschloß der Schotten, der Akropolis des Nordens.

Zwischen den drei Hügeln breitet sich die Altstadt aus, die ins 15. Jahrhundert hinaufreicht. Um die Mitte jenes Jahrhunderts wurde

nämlich die ganze Stadt ein Raub der Flammen, und nur drei Gebäude, die Kathedrale, das Schloß und der Palast Holyrood, haben den Brand überlebt. Nördlich, sanft gegen das Meer hin abgedacht, liegt die Neustadt — eine Stunde weiter in dieser Richtung, durch Dörfchen und Landhäuser mit der Stadt verknüpft, Leith, ihr Piräus, an dem Firth of Forth, der weiten Meeresbucht, welche sich hier, ähnlich dem Clyde, von Osten her gegen Stirling hin ins Land verbreitet.

Die Altstadt ist ein überaus interessantes Gewebe von theils ältern theils modernen öffentlichen Gebäuden und wunderlichen alten Privathäusern, von Winkelgassen und schönen neuen Straßenzeilen, von alten behäbigen Bürgerwohnungen und ärmlichen Arbeiterquartieren — eine reiche Musterkarte der geschichtlichen Entwicklung von John Knoxens Haus herab bis auf das elegante Clubhaus der Odd Fellows, von der Bürgerpracht aus den Zeiten der letzten Stuarts bis herab auf die Proletarierkasernen der Gegenwart. Die Neustadt dagegen ist ganz modern, mit Straßen, die sich im rechten Winkel schneiden, mit eleganten Squares, Crescents und Plätzen, mit vornehmen Kirchen, Hotels und Denkmälern. Zwischen beiden Städten, hart am Fuße des steilen Schloßfelsens und der jäh aufsteigenden Altstadt, dehnt sich ein weiter, herrlicher Park von Westen nach Osten aus, von zwei griechischen Tempeln und dem gotischen Denkmal Scotts unterbrochen, ihm entlang ein Boulevard, Prince's Street, der als Lebensader der Neustadt etwas von der Lebendigkeit der Londoner Oxfordstraße mit dem vornehmen Aussehen des Westendes vereint.

Hier charakterisirt sich die Stadt am vollkommensten. Der alte Kern und die moderne Entwicklung treffen sich, wie der moderne Park und das alte Königsschloß. Viele der bedeutendsten Bauten vereinigen sich zu einem malerischen Gemälde. Griechische Elemente machen es zu einem Athen, die altersgraue Felsenfeste zur nordischen Königsstadt. Ueber das glanzvolle Bild verbreitet der Park eine vornehme Ruhe.

Die Orientirung ist leicht, da man fast immer einen der so charakteristischen Hügel im Auge hat und da überdies die Hauptader der Altstadt (Highstreet und Canongate eigentlich nur eine lange Straße) der Prinzenstraße ziemlich parallel läuft; von diesen beiden aus kann man sich leicht zurechtfinden. Uebrigens hat die Stadt höchstens etwa eine Stunde ins Gevierte und läßt sich von den höhern Punkten (Schloß, Calton Hill, Scotts Denkmal) bequem überschauen. Einige Quartiere der Altstadt abgerechnet, macht sie überall einen sehr vortheilhaften und großartigen Eindruck.

Das war nun freilich nicht mein erster Eindruck; denn ich kam bei klatschendem Regen an, und da die große Centralstation (Waverley Station) in einer Vertiefung am Ende des Parkes liegt, so konnte ich

Edinburgh.

beim raschen Uebergang vom Bahnzug in die Droschke weder einen Ueberblick noch einen Orientirungspunkt gewinnen. Ich sah nur, daß der Kutscher mich zuerst durch einen vornehmern, dann einen geringern Stadt-

Das Schloß zu Edinburgh.

theil führte, bis er in einem ärmlichen Arbeiterquartier am Fuß der alten Festung hielt. Da war die bescheidene Pfarrwohnung und Kirche unserer Gesellschaft, deren Wirkungskreis sich hier, wie in Glasgow, größtentheils auf die Pastoration der niedern Volksklassen, meist armer Irländer, beschränkt.

Als es zu regnen aufhörte, was noch am nämlichen Vormittag meiner Ankunft und ziemlich bald geschah, wanderte ich gleich in die Stadt hinein, und zwar richtete sich mein erster Gang nach Holyrood, der Residenz der alten schottischen Herrscher. Der Weg war gut gewählt, denn ich bekam vom eleganten Edinburgh rein nichts zu Gesichte, um so viel mehr aber vom historischen Edinburgh. Durch die ziemlich arme und spießbürgerliche Westportgasse ging's auf den Graßmarket, einen recht altfränkischen, kleinstädtischen Marktplatz älterer Zeit, wo früher nicht wenige Volkskrawalle stattfanden, deren einen Walter Scott im Heart of Midlothian beschrieben. Dann kamen wir in die enge, lange und nach dem Regen nicht sehr saubere Kuhgasse (Cowgate), welche durch die vornehmere Georgsstraße überbrückt wird — ein überaus gelungenes Quartier, halb spießbürgerlich, halb proletarisch — und endlich durch eine Quergasse nach Canongate (etwa „Pfaffengasse"), einer etwas breitern Straße im nämlichen Stil. Die wunderlichen und unregelmäßigen Häuser, die drolligen Läden, die Genrebilder rechts und links machten mir nicht wenig Spaß. Endlich öffnet sich die Straße auf einen Platz, in der Mitte ein schöner gotischer Brunnen mit vielen Menschen- und Thierfiguren und oben drüber eine Krone; im Hintergrund die Salisbury Crags; vor uns der Palast.

Holyrood heißt eigentlich Heilig-Kreuz, und so stehen wir denn sofort trotz aller Bemühungen Knoxens vor einem katholischen Denkmal. Denn Heilig-Kreuz war ursprünglich ein Kloster, gebaut von König David I., dem Sohne Malcolms und der hl. Margaretha, einem der besten und edelsten schottischen Könige, und die Gründung ist, wie die der meisten Klöster, mit einer Legende verwoben. Der König jagte hier am Kreuzerhöhungstage trotz der Abmahnung seines Beichtvaters, wurde in der Hitze der Jagd von dem stattlichsten aller Hirsche plötzlich überrascht und zu Boden geworfen, dann aber durch das Kreuzeszeichen wunderbar errettet, und zum Dank für die Rettung stiftete er an Ort und Stelle ein Kloster. Während „das Kreuz der hl. Margaretha", an das sich seine Rettung knüpfte, als Reliquie in den schottischen Kronschatz kam und die wechselnden Geschicke der Reichskleinodien theilte, wurde das Augustinerkloster erst ein beliebtes Absteigequartier, dann der zeitweilige Aufenthalt und endlich die dauernde Residenz schottischer Könige.

Der gegenwärtige Heilig-Kreuz-Palast, der nur zu geringem Theil aus der Zeit Jakobs V. und Maria Stuarts, der Hauptsache nach von Karl II. herrührt, ist ein stattliches Viereck mit einem Hof in der Mitte. Die Eckgebäude der Front sind zwei Castelle in altem Burgstil mit runden, zugespitzten und mit Zinnen versehenen Eckthürmen, verbunden durch einen modernen, palazzomäßigen Flügel mit hübschem Eingangsthor. Der übrige

Palast ist dreistöckig, ziemlich einfach, mit drei Colonnaden geziert — die unterste dorisch, die mittlere jonisch und die oberste korinthisch. Innerhalb des Thores ist ein Billetbureau; wir nehmen unser Ticket und werden von

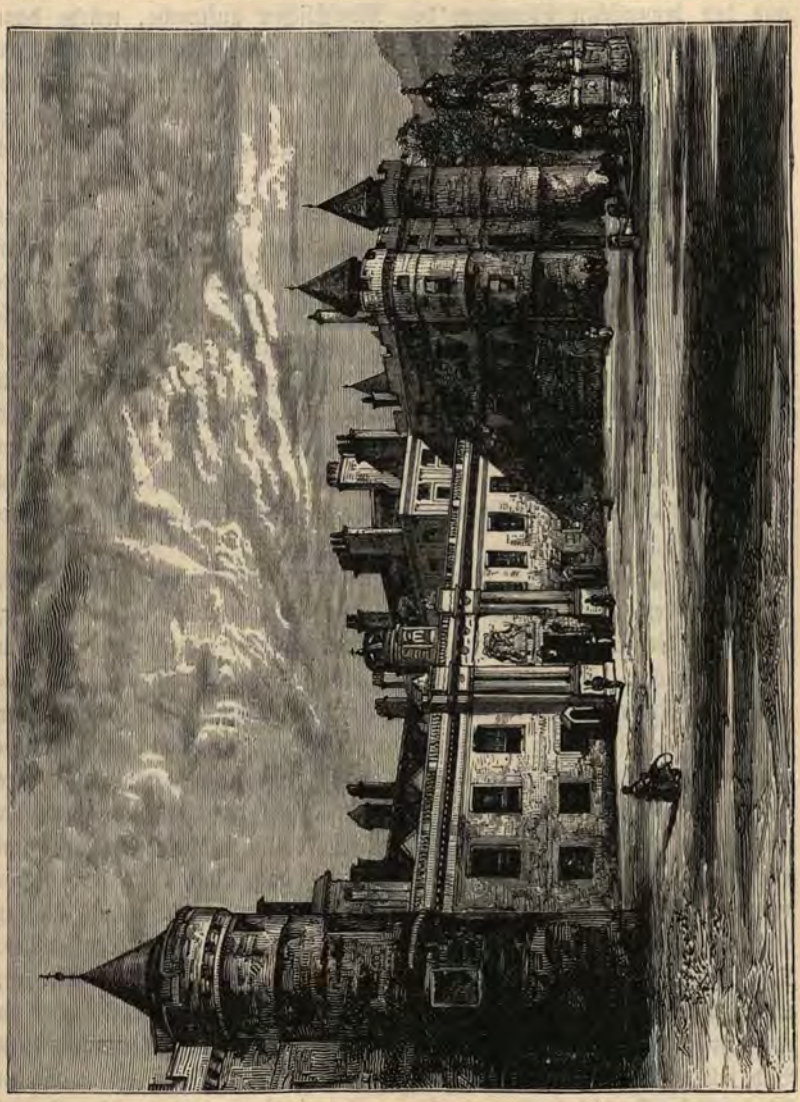
Canongate in Edinburgh.

einem befrackten Herrn herumgeführt. Den größern Theil des Baues bekommt man aber nicht zu sehen; denn er dient noch immer als wirklicher Königspalast; gezeigt werden nur der nördliche Flügel, d. h. die Picture

Gallery, die Gemächer Maria Stuarts und Darnleys und die Ruinen der ehemaligen Klosterkirche und königlichen Kapelle.

Die Picture Gallery ist ein anständiger Saal, 50 m lang und gegen 10 m breit, der fast die Hälfte des nördlichen Flügels einnimmt; hier war der Ballsaal des „Prätendenten", und der berühmte Ball, welcher der Schlacht von Culloden voranging und welchen Scott im Waverley so anmuthig beschrieben, wurde hier gehalten. Aber davon sieht man nichts mehr. Der Staub ist verflogen, und die Herrlichkeit ist weg. Um so mehr hat man zu schauen an den mehr als 100 Porträts schottischer Könige, welche rings die Wände zieren. Ein Holländer, Jakob de Witt, hat sie gegen Ende des 17. Jahrhunderts gemalt. Da hat man die ganze Sage und Geschichte von Schottland beisammen, von Fergus I., der ein Zeitgenosse des Demosthenes gewesen sein soll, bis herab auf die letzten Stuarts, die den Palast bewohnten. Eine sonderbare Versammlung! Die Märchenkönige, von denen oft sogar der Name erfunden ist, wie Carntacus, Nothatus, Dormadilla, Mainus, die Sagenkönige Duncan und Macbeth, deren schaurige Geschichte durch Shakespeares unsterbliche Dichtung verewigt ist, die alten Picten- und Scotenherrscher, Kenneth, Alpin u. s. w., welche das schottische Reich begründeten, dann die Malcolms, Alexanders und Davids, die religiösen Civilisatoren des Landes, dann Bruce und die übrigen ehernen Rittergestalten des Mittelalters, endlich die Jakobe und Karle bis herab auf den letzten der Stuarts, alle beisammen in einem von Karl II. gebauten und vom Prätendenten kurz vor seinem Sturz durchtanzten Saale — das ist ein Stück von Poesie und Geschichte durcheinander, das einen ganz sonderbar anweht, eine Elegie, wie sie mir selten unter die Augen gekommen. Das Ganze ist ein abgeschlossenes Kapitel der Geschichte, die des Hauses Stuart, mit den wilden Kämpfen, die seiner Erhebung vorangehen, und dem Sagentraum, der epheugleich seine Anfänge umwebt. Alles oder doch fast alles ist Tragödie, die Geschichte wie die Sage: Macbeth, Bruce, Maria Stuart, Karl I. — eine ganze Kette tieftragischer Motive! Hier der demokratische Ritterkönig Bruce, der durch Leiden und Abenteuer ohne Maß und Zahl dem Throne Schottlands Unabhängigkeit erwarb, dort der royalistische Karl I., der als Opfer puritanischen Volkswillens auf dem Schafotte endigte, da der Cäsar-Pontifex Jakob, der die traurige Culturmission Elisabeths mit Rad und Galgen fortsetzen zu müssen glaubte — und neben ihm seine schöne, unglückliche Mutter, Maria Stuart, die Krone aller tragischen Königinnen, die als Opfer jenes Fanatismus fiel. Das komische Element, das die Märchenkönige in die düstere Versammlung bringen, wirkt fast wie die lustigen Personen in Shakespeares Tragödien — es macht lachen, um den tragischen Eindruck nachher zu verstärken. Es wundert mich, daß Karl II. sich nicht

der irischen Dynastien bediente, um seine Vorfahren bis auf Noe zurückzuführen; der holländische Tausendkünstler hätte ganz sicher Gesichter und Jahreszahlen für sie gefunden! Aber was hilft die wunderliche Apotheose?



Holyrood-Palast.

Was ist die Geschichte dieses Hauses, als eine Kette von Wirren, Kämpfen, Leiden und Schicksalsschlägen, ein ergreifendes Bild menschlicher Hinfälligkeit und unstäten Glückwechsels? Die erfundenen Vorfahren sind ein närrisches Phantom, und die wirkliche Herrscherreihe ist schon längst beschlossen.

Einer fehlt eigentlich in der Versammlung, der letzte der Stuarts, der Cardinal von York. König Jakob, der dem Suarez nicht glauben wollte, daß auch königliche Herrlichkeit begrenzt sei und als menschliches Gebilde aus den beweglichen Elementen des Menschlichen auftauche, würde dann neben dem Phantasiebild Fergus' I. noch ein lehrreicheres Seitenstück erhalten, das auf eine wirklich alte Genealogie und eine alles Menschliche überragende Institution hinweist.

Der Kunstwerth der historisch so merkwürdigen Galerie ist ziemlich unbedeutend.

Schon in der Picture Gallery concentriren sich die Eindrücke etwas auf die Person Maria Stuarts. Sie stand hier, die hilflose Frau, dem bilderstürmenden Knox gegenüber, sie litt und duldete in diesem Palaste vielleicht mehr als später in Fotheringhay; auf sie häufen sich die tragischen Schicksale des Hauses Stuart in erschütternder Fülle, ihr düsteres Los hat mehr als ihre Vorgänger und Nachfolger dieses Schloß berühmt gemacht. Wie wir Columba und Ossian, die Herren der Inseln und die Bischöfe von Glasgow besuchten, so wollen wir jetzt der unglücklichen Königin einen Besuch in ihren Gemächern abstatten und das Drama ihres Lebens auf seinem denkwürdigen Schauplatz an unserem Geist vorüberziehen lassen.

Eine elegante Treppe führt uns wieder zurück in den untern Stock, in den ältesten Theil des Palastes, und wir betreten zunächst drei Zimmer, welche als die Wohnung Darnleys bezeichnet werden, düstere Gemächer von mittlerer Größe. Die Wände sind mit alten Teppichen und Gemälden behängt, der Raum mit nur wenig altem Hausrath ausgestattet. Daß letzterer sowie die Teppiche aus der Zeit Marias stammen, möchte ich sehr bezweifeln; doch sind diese sehr alt und abgefärbt und lassen auch durch ihre abgeschossenen Farben noch etwas königliche Pracht durchblitzen. Einer, der eine ganze Wand einnimmt, stellt die Erscheinung des Kreuzes vor dem Heere Konstantins des Großen dar und trägt das Motto: In hoc signo vinces. Der ihm entsprechende zeigt die entscheidende Weltschlacht an der Milvischen Brücke mit dem siegreichen Kreuze über dem Heere Konstantins. Die übrigen vier oder fünf bieten nur Gruppen von spielenden Kindern, echtem Renaissance-Gesindel, das hier einen Olivenbaum abmaust, dort an einer zwischen vier Eichen hinkletternden Rebe herumnascht, auf einem dritten Bild sich an Purzelbäumen und Seifenblasen erlustigt, auf einem vierten sich in freier Landschaft herumtreibt — ein leichtfertiges, heidnisches Gegenstück zu den Nachbildungen der zwei großen geschichtlichen Gemälde. Beides erinnerte an Rafael, an die halb heidnische halb christliche Pracht, welche die Höfe jener Zeit umgab, an die Herrlichkeit, in welcher Maria, die Herrin und Erbin dreier Königreiche, aufwuchs. Und nun der Reflex

dieser Pracht in einer Zeit, wo die religiöse Revolution sie zum Vorwand des Umsturzes erkor, wo, wie Aytoun so treffend sagt:

'T was sin to smile, 't was sin to laugh,
'T was sin to sport or play —

da wird das Bild noch viel tragischer, zumal weil Maria, mitten in der Pracht des Hoflebens durch frühzeitiges Leiden gereift, nicht durch leichtsinnige Liebeständelei, wie ihr angedichtet wurde, sondern durch männliches Festhalten an ihrem Glauben den Grund zu ihren spätern Leiden legte. Zum Glück hat Elisabeth schon die achtzehnjährige Wittwe gleich nach dem Tod ihres Gatten hinterlistig über ihren Glauben examiniren lassen, und wir besitzen noch das Glaubensbekenntniß der jungen Dulderin in einer diplomatischen Depesche des englischen Gesandten Throgmorton an Elisabeth. „Ich will Euch klaren Wein einschenken," sagte sie dem pfiffig antupfenden Gesandten, „ich halte die Religion, die ich bekenne, für die Gott angenehmste, und wahrhaftig! ich kenne keine andere und wünsche keine andere zu kennen. Ich bin in dieser Religion auferzogen, und wer würde mir in irgend einer Sache Glauben schenken, wenn ich mich in dieser Angelegenheit leichtfertig zeigte? Ihr mögt Euch überzeugen, daß ich keine von denjenigen bin, welche Jahr um Jahr ihre Religion wechseln wollen, und wie ich Euch im Anfang sagte, ich will keinen meiner Unterthanen zwingen, aber ich wünschte, sie wären alle wie ich, und ich hoffe, sie werden keine Hilfe finden, mich zu zwingen!" Das hat das hilflose Mädchen der fanatischen, neidischen und verbissenen Königin sagen lassen, als sie, vom französischen Hof schon ziemlich vernachlässigt, im Begriffe stand, nach Schottland zurückzukehren, obschon sie wußte, daß der schottische Adel mit Elisabeth gegen sie intriguirte und Knox mit seinen gewaltthätigen Volkshaufen zur Vernichtung des letzten Altars bereit stand. Durch ihr entschiedenes Glaubensbekenntniß hat sie den Knoten zu dem erschütternden Drama ihres Lebens geschürzt. Unbeugsam in ihrer religiösen Ueberzeugung, moralisch groß und siegreich, ward sie, physisch schwach und hilflos, mitten hinein in den Tumult der rasendsten Leidenschaften religiöser Brandstifter, politischer Parteiführer, ehrgeiziger Adelshäupter, sitten- und ehrloser Bösewichter geworfen. Man stritt um ihre Krone, nicht um ihre Schönheit. Ihr Leben und das ihrer Leibesfrucht wurde mit schändlicher Grausamkeit vom eigenen Gatten aufs Spiel gesetzt, ihre Ehre mit Füßen getreten und ihr namenloses Unglück von der herzlosen Gegnerin zu neuen Intriguen verwerthet. Ihre Unschuld an Darnleys Tod ist nach allen Untersuchungen mehr als wahrscheinlich, sie ist gewiß; ihre Heirat mit Bothwell wie mit Darnley ein ihr vom Unglück abgetrotztes neues Unglück; ihre frühere wie ihre spätere Geschichte nicht ein

Liebesroman, sondern ein schreckliches Familienunglück, in das eine religiös-politische Verwicklung ihre dunkeln Schatten hineinwirft. Der Ehrgeiz, der Neid und die Ränke Elisabeths sind Marias Ankunft in Schottland vorausgeeilt, haben rastlos an ihrem Untergang gearbeitet und endlich das Opfer gefaßt. Die letzten Leiden waren nicht so sehr Buße für frühere Schuld als die Vollendung lebenslanger Prüfung. Das Ende lautet wie der Anfang. „La religion catholique et le maintien du droit que Dieu m'a donné à cette couronne sont les deux points de ma condamnation." So schrieb sie um 2 Uhr morgens am letzten Tag ihres Lebens an Heinrich III. von Frankreich. Das ist eine viel erhabenere Gestalt, als Schiller sie in seiner Tragödie gezeichnet! Hätte sie auch das ruhige Temperament und die staatsmännische Besonnenheit ihrer Mutter ererbt, sie hätte kaum diesem Schicksalssturme und ihrem düstern Ende entgehen können. Denn auch Maria von Lothringen war dem wilden Sturm socialer Anarchie schon nicht mehr gewachsen; der lebendigen, gefühlvollen, empfindsamen, echt weiblichen Tochter aber mußte das königliche Diadem bei der unbesieglichen Festigkeit ihres Glaubens zu einer Quelle unlösbarer Verwicklung werden, ihre Schönheit, Intelligenz, Herzensgüte und Liebenswürdigkeit zur Handhabe für ihre Feinde, zu Quellen neuer Leiden, zu Anhaltspunkten der Verleumdung, aber auch zu Perlen in der Krone ihres Martyriums.

Doch wir sind erst in Darnleys Gemächern. Es sind düstere Räume — aber recht düster erst durch seinen Namen. Da wohnte der rohe, leidenschaftliche Mensch, in dessen unwürdiger Hand das Schicksal der zwanzigjährigen Königin ruhte. Da hat er um ihre Hand gefreit und sie seiner Liebe versichert, da ein paar Monate später den Mord Riccios vorbereitet und sein möglichstes gethan, auch ihr Leben seinem schmählichen Ehrgeiz zu opfern. Freilich war er wohl nicht der Schlimmste unter jenen, die im Spiel um die Königskrone Schandthat auf Schandthat häuften; der Regent Murray (Moray), Marias Halbbruder, leistete da noch mehr. Aber auch er hat ja diese Räume durch seine Gegenwart entweiht. Es traf sich da eine Rotte vornehmer Verschwörer, Heuchler und Verräther, wie man sie gottlob nur selten in der Geschichte beisammen findet. Sie wollten alle König werden oder so viel als möglich von der königlichen Gewalt besitzen, lebten darum in beständigem Krieg aller gegen alle und machten die schrecklichsten Fictionen Shakespeares zu wirklicher Geschichte.

Eine Wendeltreppe führt hinauf in die Zimmer der Königin. Es sind ihrer mehrere, aber auch sie sind, wie die untern, düster und mit alten Bildern, Draperien und Möbeln geziert. Die letztern versetzen uns in frühere Zeit zurück, die Porträts an den Wänden bevölkern die Räume mit ihren ehemaligen Einwohnern und andern geschichtlichen Figuren. Das

erste Gemach war Marias Audienzzimmer. Es hat etwas über 6 m ins Gevierte und wird von zwei Fenstern erhellt. Die Decke ist in Felder getheilt, welche mit Wappen und Namenszügen schottischer Könige geschmückt sind, die Wände mit Teppichen behangen, deren Zeichnung und Farbe aber beinahe erloschen. Da ist verschiedener Hausrath aus der Zeit Karls I. und ein altes Bett, auf dem einst dieser unglückliche Monarch und nach ihm der Prätendent vor der Schlacht von Culloden geschlafen haben soll. Unter den Porträts begegnet uns Murray, der Bruder Marias, der die eigene Schwester nach jahrelangen Intriguen in die Hände ihrer erbittertsten Feinde lieferte und ihren Richter mit dem verleumderischen Material zu ihrer Verurtheilung versah. In diesem Zimmer soll Maria ihre merkwürdigen Unterredungen mit Knox gehabt haben. Im nächsten Zimmer, dem Schlafgemach der Königin, wird ein altes Bett mit scharlachrothen, damastenen Vorhängen aufbewahrt, das ihr gedient haben soll. Die Teppiche stellen die unglückliche Sonnenfahrt Phaetons dar; unter den Bildern befinden sich die Porträts Marias, Elisabeths und Heinrichs VIII. Halb von den Teppichen bedeckt, sieht man die kleine Thüre zu der geheimen Wendeltreppe, auf welcher die Verschworenen in die Gemächer der Königin drangen, um Riccio zu morden. Alles vereint sich, um das furchtbare Drama aufs lebhafteste zu vergegenwärtigen. Ein Nebengemach wird als Ankleidezimmer, ein kleines Thurmzimmer als Speisezimmer der Königin bezeichnet. Im letztern fehlen die Teppiche, an der Wand hängt ein kleines Bild, das die Himmelfahrt der allerseligsten Jungfrau darstellt.

Unser Cicerone beschäftigte sich hauptsächlich mit der Ermordung Riccios, zeigte Ort und Stelle der einzelnen Umstände und erzählte die Geschichte in prosaischer Breite, ohne indes auf die Ursachen des Complots näher einzugehen. Es ist in ihrem ganzen Zusammenhang eine schaurige Schreckensthat, vielleicht die traurigste Episode in Marias leidensvollem Leben — eine vollständige Charakteristik ihrer Lage. Von einer Schuld Marias und Riccios ist historisch rein nichts nachgewiesen. Die ganze Erbitterung Darnleys gegen Riccio hatte ihren Grund darin, daß er seiner Herrschsucht entgegenstand und der heiligsten Rechte der Königin mit unverbrüchlicher Treue auf Gefahr des eigenen Lebens hin sich annahm. Wie er vorher Maria gerathen hatte, Darnley den Königstitel für *ihre* Lebenszeit zu gewähren, so war er aus den besten religiös-politischen Gründen gegen eine Verlängerung des Titels auf Darnleys Lebenszeit. Darnley wollte aber Selbstherrscher werden, und die protestantischen Adelshäupter, die hinter ihm standen, wollten die katholische Königin um jeden Preis vernichten. In jedem Falle beraubte der Tod Riccios sie ihres besten Dieners, eines hellsehenden Diplomaten und charakterfesten Mannes, eines ehrenhaften Beamten und Katholiken. Da trotz der Einrede einiger Ver-

schworenen darauf bestanden wurde, daß die Blutthat in Gegenwart der Königin geschehe, die sich in gesegneten Umständen befand, so ist klar, daß man es direct auf ihr Wohl und das ihres Kindes abgesehen hatte. Wie Darnley, der Vater und Gatte, hierzu seine Einwilligung geben konnte, begreift man nicht. Er übernahm es sogar, bei der Königin zu bleiben und sie durch die schamloseste Heuchelei in falsche Sicherheit einzuwiegen. Wenn die Königin ohne Unfall den Schrecken überlebte, hoffte man auf jeden Fall ihren Ruf für immer zu schänden, und das war den Rebellen das Wichtigste, da Maria, trotz ihres Katholicismus, und aller Angriffe Knoxens ungeachtet, noch immer beim Volke beliebt war. Aber nicht nur der Gatte verschwor sich auf diese Weise gegen ihr Leben und ihre Ehre — obenan auf dem Verpflichtungsschein der Mörder stand Murray, ihr eigener Bruder. Und da sich diese herzlosen Schurken noch obenein für die Ausführung ihres Planes mit den Douglas, den Feinden ihrer eigenen Familie, verbündeten und das nöthige Geld von England bezogen, so war das Complot zugleich ein Landesverrath und ein Verrath an ihrer legitimen Herrscherin. Der englische Gesandte war wochenlang zuvor in alles eingeweiht, Cecil über alles genau unterrichtet, und zwar so früh, daß er mit der größten Bequemlichkeit die Schandthat hätte verhindern können. Die weite Verzweigung und diplomatische Vorbereitung derselben zeigen schon zur Genüge, daß es sich nicht um eine persönliche Othello-Geschichte, sondern um einen Staatsstreich handelte. Daß Knox nicht nur indirect durch seine alttestamentlichen Brandreden in die Sache verwickelt war, ist mehr als wahrscheinlich. Gleich den andern Verschwörern floh auch er sofort nach der That und ließ sich monatelang nicht mehr in Edinburgh blicken. Diese Vereinigung aller feindlichen Elemente zu ihrer Vernichtung macht offenbar die Lage Marias viel schrecklicher und tragischer, als sie es später in Fotheringhay war.

Sie saß noch auf dem Throne, 25 Jahre alt, — aber völlig vereinsamt. Den einzigen Halt für ihre Interessen hatte sie an dem bei den Schotten verhaßten Fremdling und an der Popularität, die sie selbst noch beim Volke genoß. Die mächtige Elisabeth mit ihren gewissenlosen Staatsmännern, der schottische Adel und die wüthenden Häupter der puritanischen Revolution waren zum furchtbaren Geheimbund verschworen, um ihr den einen treuen Staatsmann noch zu rauben und ihrem bisher makellosen Ruf das Brandmal des Ehebruchs aufzudrücken; der eigene Bruder und der Gatte standen an der Spitze dieser Verschwörung! Unten in Darnleys Zimmern wurde das Complot berathen, aus ihnen stiegen die Verschworenen an dem verabredeten Abend herauf in die Zimmer der Königin. Aus der geheimen Thüre trat der fanatische Ruthven, der sich von seinem Krankenlager erhoben hatte, um, bleich und abgemagert, seine letzte Kraft an diese Schand-

that zu verwenden. Mit seltener Geistesgegenwart erhob sich die Königin und fragte Darnley, ob er die Herren eingeladen. Der Heuchler vermochte kaum nein zu sagen, während Maria den Verschwörern befahl, augenblicklich das Gemach zu verlassen. Ihr majestätischer Blick und ihre feste Haltung verwirrte einen Moment die Elenden. Zufällig war es, daß Zuruf von unten sie ermuthigte. Dann drangen sie auf den unglücklichen Riccio ein, und da die Königin sich anschickte, ihn zu vertheidigen, ward ihr eine Pistole auf die Brust gesetzt, bis der treue Diener gemeuchelt zusammensank. In der Verwirrung stürzte der Tisch mit den Leuchtern um, und die Mörder hieben so toll um sich, daß sie einander selbst verwundeten. Als die Kunde in die Stadt drang und das Volk sich noch in der Nacht um den Palast scharte, um der Königin Hilfe zu bringen, entblößten die Rebellen abermals ihre Waffen und drohten ihr, sie „in Riemen zu schneiden", wenn sie sich am Fenster zeigte. Folgenden Tags erschien dann Murray im Palaste und condolirte seiner Schwester, und die Arglose warf sich ihm um den Hals und sagte unter Thränen: „Wenn du da gewesen wärest, so hätte man mir solches nicht angethan!" Einige Wochen später las Maria mit ihren eigenen Augen den Namen Murray auf dem entdeckten Verpflichtungsschein der Mörder obenan.

Ich brauche kaum zu sagen, daß solche Erinnerungen auf dem Schauplatz der Begebenheiten selbst, bei der düstern Decoration des alten Palastes, angesichts der Porträts Marias und Murrays, eine ganz dramatische Wirkung hervorbringen.

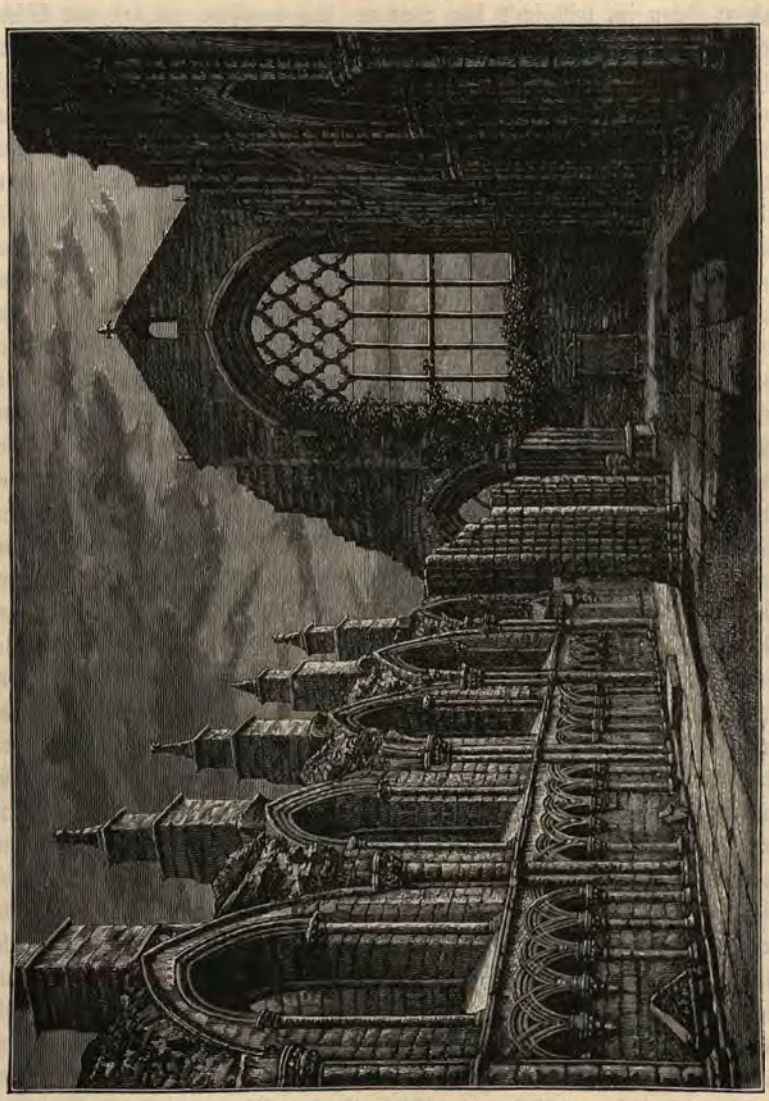
Am nordöstlichen Ende des Palastes angebaut, theilweise bei einer Reparatur von demselben verschlungen, ist die ehemalige Abteikirche und königliche Kapelle zum heiligen Kreuz — eine prachtvolle gotische Ruine. Die Mauern sind fast ganz erhalten. Das Hauptportal an der Westseite ist ein Prachtstück reicher Architektur, die Bogen sind mit Laubwerk, die Kapitäler theils mit Laubornamentik der mannigfaltigsten Zeichnung, theils mit Vögeln und grotesken Figuren, das Architrav mit einer Reihe von Engeln geziert; das Ganze stammt aus der guten Zeit der englischen Gotik. Nördlich steht noch der eine Thurm — der andere fiel einer Erweiterung des Palastes zum Opfer — im Uebergangsstil vom Romanischen zum Gotischen. Die Inschrift besagt, daß Karl I. (Carolus rex optimus) die halbverfallene Basilika restaurirt habe Anno Domini 1633, was aber ein Humbug ist, da er bloß ein paar Bagatellen aufflicken ließ. Die Hauptsache ist aus dem 12. Jahrhundert.

Zwei Reihen herrlicher Säulenbündel theilen die Kirche in drei Schiffe, welche die wohlerhaltene Ostmauer sehr gefällig abschließt. Das Hauptfenster ist spätgotisch. Der Boden ist theils mit feinem, gutgehaltenem Rasen bewachsen, theils wie die Wände ringsum mit Grabmälern besetzt.

Die Gräber sind übrigens von keiner sonderlichen historischen Bedeutung, meist von Notabilitäten aus der nachreformatorischen Zeit. Ein einziger Katholik, ein Prior aus dem 15. Jahrhundert, ist dem Bildersturm entronnen und unter ihnen liegen geblieben. Sehr bedeutsam muß die alte Königsgruft gewesen sein; ihre Särge wurden aber 1688 bei einem Volksaufstand zertrümmert, und es ist nur noch ein Bericht über ihren Inhalt vorhanden. Von der Gruft sieht man bloß das Portal, einen romanischen Bogen, wohl den ältesten Theil des ganzen Gebäudes, in einer Ecke. Die Ruine ist überaus schön, wohl gepflegt und macht einen ruhigen, melancholischen Eindruck. Ihre künstlerische Vollendung sagt, was hier zertrümmert worden ist, und ihr Zustand bezeichnet einerseits die Verwilderung, welche die Revolution des 16. Jahrhunderts angerichtet hat, andererseits die ästhetische Reue, welche ein civilisirteres Geschlecht über die Leistungen seiner vandalischen Vorväter empfindet. An geschichtlichen Reminiscenzen fehlt es natürlich nicht; eine ganze Reihe von Königen hat da ihre Hochzeit gefeiert, ihre Prinzen getauft, ihre Feierlichkeiten gehalten und ist dann durch die enge Pforte in die Todtengruft gestiegen. Maria von Geldern und Margaretha von Dänemark standen hier am Traualtar. Ein päpstlicher Legat überreichte hier Jakob IV. eine Königskrone und das Staatsschwert, das noch unter den Reichskleinodien aufbewahrt wird, ein Geschenk Papst Julius' II. Hier reichte Maria Stuart dem unwürdigen Darnley die Hand. Hier dauerte die Feier des heiligen Meßopfers noch fort, als alle Kirchen weit und breit schon von den „Brüdern des Bundes" geschändet waren; aber auch hier verschwand es endlich mit dem Sturz der unglücklichen Königin. Mit dem Glanz des katholischen Gottesdienstes zog übrigens auch die Herrlichkeit der Könige von dannen — nur zeitweilig leuchtete noch ein paarmal etwas davon auf. Während der französischen Revolution fand der Graf von Artois hier eine Zuflucht, 1831 kam er als Exkönig Karl X. wieder hierhin zurück. Seit 1850 besuchte die Königin Victoria den Palast zeitweilig einmal im Jahre.

Der ganze Complex der Gebäude ist wohl das interessanteste Bauwerk von Schottland — ein Abriß seiner Geschichte. Dort die prachtvolle Abteikirche aus dem 12. Jahrhundert — glückliche Könige ziehen da ein und aus, umgeben von Erzbischöfen, Bischöfen, Großwürdenträgern des Reiches, Rittern und Schildknappen, Mönchen und glänzendem Gefolge; daneben die düstere Burg Maria Stuarts — gekrönte Räuber spinnen da ihre Complotte, Knox donnert da gegen die Messe, die Herrlichkeit der Stuarts entflieht mit der unglücklichen Maria, und Schakale des Bildersturmes wühlen die Königsgräber auf; neben die Burg tritt der vornehme Palazzo Karls II. — da flackert noch ein paarmal die Lebensflamme des erlöschenden Königshauses auf, und endlich wird er zum Zufluchtsort eines

verbannten Herrschers und zuletzt zum Absteigequartier der englischen Königin. Von Anfang bis zu Ende eine ergreifende Elegie! Ich brauche sie nicht auszuführen.



Ruinen der Abteikirche von Holyrood.

Nun in die Stadt zurück! Wir gehen diesmal durch die „Pfaffengasse" (Canongate) hinein ins Herz der alten Stadt. Der Spaziergang ist interessant, weil sich noch viel Alterthümliches, Geschichtliches erhalten hat. Erst kommt eine ziemlich ärmliche Partie, dann wird es mehr bürgerlich,

vornehm bürgerlich und endlich vornehm, und dann heißt die Straße nicht mehr Canongate, sondern Highstreet. Unterwegs ist viel Ergötzliches und Merkwürdiges zu sehen. Weil es aber nicht so kurzweilig zu lesen wie zu sehen ist, will ich's kurz machen. Da begegnet uns erst das Wirtshaus zum „Weißen Rößle", eine alte Herberge, in welcher der berühmte Dr. Johnson am Ende des vorigen Jahrhunderts logirt haben soll. Es war selbiger aber ein ebenso delicater als gelehrter Herr, und da er eine ihm vorgesetzte Limonade nicht süß genug fand und der Wirt ihm dadurch zu helfen suchte, daß er ihm brüderlich mit seinen höchsteigenen Fingern ein Stück Zucker in das Glas warf, so hielt er diese Hilfeleistung für eine Schw ....., schüttete die Limonade zum Fenster hinaus und schrieb nachher in seine Reisebeschreibung, die Schotten seien alle Finken, aber mit einem „Schmier" davor. Dafür wird die Geschichte noch heutigen Tages erzählt und macht den Doctor fast berühmter als alles, was er ans Licht gegeben hat. Weiterhin kommt der Canongate Tolbooth, ein altes Justizgebäude von französischem Stil aus der Zeit Jakobs des Theologen, ein düsterer Bau, in dem ich aber nicht gern sitzen möchte, wenn es auch bloß für zwei Tage und auf Reichskosten wäre. Nun folgen mehrere curiose alte Häuser, darunter Moraybaus, von einer Tochter Dudleys gebaut, jetzt eine Normalschule für eine Pfarrei der Free Church. Endlich kommen wir zum Hause John Knoxens, des „ehrwürdigen Patriarchen", der, wie Morton bei seiner Leichenfeier sagte, „nie das Antlitz eines Menschen fürchtete", aber auch das Antlitz Gottes nicht, und wenigstens nach Riccios Ermordung Reißaus nahm; der, als Priester wegen Unsittlichkeit excommunicirt, das reine Evangelium predigte und aus Uneigennützigkeit noch im 60. Jahre die sechzehnjährige Tochter eines reichen Lords heiratete; der süchterliche Agitator, der dies Land um die Religion seiner Väter brachte und die Künste und Literatur desselben, soviel an ihm lag, gründlich zertrümmert hat: eine noch abstoßendere Gestalt als diejenige des ihm geistesverwandten Calvin. Auf seiner Hausthür steht das große Gebot der Liebe: Liebe Gott über alles und deinen Nächsten wie dich selbst! — die furchtbarste Ironie; denn an dem ganzen Menschen war ja keine Faser von Liebe. Jetzt wird aber die Straße schon zur Highstreet und öffnet sich bald auf einen Platz, der nur leider zu eng ist, um die ihn umgebenden Gebäude gehörig hervortreten zu lassen. In der Mitte ist die alte Kathedrale St. Giles, an ihrer Seite eine Reiterstatue Karls II. in altrömischem Costüm; südlich, westlich und östlich ist der Platz von dem ehemaligen Parlamentsgebäude, jetzigem Gerichtshof, begrenzt; nördlich von der Kathedrale setzt sich die Straße nach dem Schloß hin fort. Der Platz war früher Kirchhof, und eine Steinplatte bezeichnet noch die Grabstätte des Reformators Knox.

Da ich noch nie ein englisches Gerichtsgebäude gesehen, versuchte ich in das Parlamentshaus einzudringen, und es gelang — wir wurden recht freundlich überall herumgeführt. Die Säle sind hell, geräumig, alles trefflich eingerichtet. Sehr interessirte mich ein Apparat, vermittelst dessen Criminalgefangene augenblicklich in die Sitzung eingeführt und ebenso schnell aus derselben entfernt werden. Es ist eine feste Kanzel mit hoher Brüstung in der Mitte des Saales, die mittelst eines Mechanismus sofort in den untern Stock hinabgelassen werden kann, in einen Raum, der mit den Untersuchungsgefängnissen in Verbindung steht. Der Macer, der Gerichtsdiener, hat nur an einer Feder zu drücken, und der Gefangene erscheint — ein Ruck, und er verschwindet. Um verschiedene Gefangene zu unterscheiden, hat er ein Zifferblatt an seinem Pult, dessen Zeiger verschiedene Zeichen nach unten telegraphiren. Sehr ergreifend soll dies Verschwinden sein, wenn ein Todesurtheil gesprochen. Der Richter im Hermelinmantel hält dann eine Rede an den Delinquenten, und wenn er geendigt, wird der Verurtheilte plötzlich den Blicken aller entzogen. Ich dachte unwillkürlich an das Gericht, das unmittelbar auf den Tod eines jeden Menschen folgt — ein Augenblick isolirt ihn von allem, enthält Klage, Proceß, Urtheil und Vollstreckung in der entscheidenden Blitzeseile eines Gedankens, und nimmer öffnet sich der Boden, um an Mitleid, Gunst, Vertheidigung der Mitwelt zu appelliren. Quid sum miser tunc dicturus, quem patronum rogaturus?

Das Gebäude sieht im ganzen ziemlich neu aus, obwohl es aus der Mitte des 17. Jahrhunderts stammt. Der einzige Theil, der bei der successiven Restauration etwas von seinem alten Gepräge behalten hat, ist die große Halle, die über 30 m lang und mit einem stattlichen Dach von Eichengebälk überwölbt ist. Bis zur Vereinigung Schottlands mit England diente sie als Parlamentssaal, jetzt als Salon für die Richter und Advocaten. Dementsprechend sind die Wände mit Porträts und Statuen berühmter Rechtsgelehrter, Staatsmänner und Richter geschmückt, unter denen sich einige sehr feine Stücke befinden. An die alte Würde des Saales erinnert ein großes gotisches Fenster, das die erste Eröffnung des Gerichtshofes durch Jakob V. 1537 darstellt; der König, umgeben von Bischöfen, Großwürdenträgern und Richtern, hält die päpstliche Bestätigungsurkunde in der Hand, welche der Präsident knieend entgegennimmt. Das Bild kostete 2000 L., es wurde zu München gefertigt; die sehr schöne Zeichnung rührt von Kaulbach her und stammt aus einer Zeit, in welcher der Künstler sein Talent noch nicht dem Hasse gewidmet hatte. In dem ersten Gerichtssaal des Landes eine so interessante katholische Erinnerung verkörpert zu finden, freute mich natürlich. Es ist das allerdings noch lange kein Liebeszeichen für die katholische Kirche; aber es ist ein deutliches Zeichen von

dem Untergang des intoleranten, barbarischen, kunstfeindlichen Zelotismus, der das schöne Land und das edle, poetische Volk so lange geknebelt und gefangen hielt. Diese Fesseln sind gesprengt. In dem Gebäude befindet sich auch die sogen. Advocatenbibliothek, die reichste Bücherei von Schottland (200000 Bände und 1700 Manuscripte) und die wichtigste Fundgrube für schottische Geschichte und Literatur. Der Bibliothekar Dr. Laing gehört zu den Männern, welche für Wiederbelebung der historischen Studien und der Kunst am meisten geleistet haben. Vieles ist hierin auch dem Bannatyne Club zu verdanken, welcher einen großen Theil schottischer Geschichtsquellen publicirt hat. Sein Gründer war Sir Walter Scott.

Schade, daß das Wiederaufleben der Kunst nicht einige Decennien früher begonnen hat; die Kathedrale St. Giles wäre dann wohl, wie die in Glasgow, ein Prachtstück der Architektur geworden. Aber man restaurirte hier etwas zu früh, und infolgedessen hat der Bau viel verloren. Da er groß ist, so erwartete ich natürlich, meine Augen an einem langen, prächtigen Schiff und Chor zu weiden. Aber, o jemine! kaum eingetreten, sah ich, daß das mächtige Kreuz des Domes durch Wände im Innern in drei Gebetshallen getheilt und dadurch vollständig verloren ist. Ich kam auf den Gedanken, es möchte das der Theilung der presbyterianischen Kirche entsprechen, die Old Church oder wie man hier sagt, Kirk, die Freikirche, die Vereinigte Kirche oder die Freie Vereinigte Kirche wären übereingekommen, sich in die eine Kirche zu theilen und dadurch einige Einheit in der Mannigfaltigkeit zu erhalten. Aber ich ward bald eines Bessern belehrt. Die ganze Kathedrale gehört noch der alten Kirche. Aber da es für die Prediger schwerer ist, in einem so großen Raume zu predigen, und für die Zuhörer schwerer, die Predigt zu verstehen, und für die Heizer schwerer, den Raum zu wärmen, und da schließlich doch alles auf eine bequeme Anhörung des „Wortes" ankommt, so hat man den imposanten Bau gedreitheilt, wie man's ja mit so vielen Bekennern der katholischen Religion gemacht hat. Vielleicht haben auch Standesrücksichten mit obgewaltet. Denn die Abtheilungen sind nicht gleich vornehm. Wahrscheinlich erschien es dabei praktischer, drei gleichzeitige Gottesdienste zu halten als drei successive. So wurden die Klassen etwas vertheilt, ohne daß die allgemeine Tagesordnung dabei litt.

Die vornehmste der drei Kirchen, die übrigens sämtlich noch recht geräumig sind, bildet das ehemalige Chor. An die Stelle des Altars ist der Communiontisch getreten, ein steinerner Tisch, um den man herumgehen kann. Ihm gegenüber sind prachtvolle gotische Chorstühle am andern Ende, für die Richter und Aeltesten, in der Mitte der Thron der Königin. Längs den Säulen, welche die Kirche theilen, laufen mehrere Reihen ähnlicher, aber nicht so reich geschnitzter Sitzplätze und bilden in der Mitte einen

Gang. Alles ist sehr elegant ausgeführt. Es verwunderte mich im ersten Augenblick, den Thron der Königin nennen zu hören. Wohnt sie denn dem presbyterianischen Gottesdienst bei? Jawohl. In Schottland ist die presbyterianische Kirche die Staatskirche und daher die des Staatsoberhauptes.

Thurm und Laterne der Kirche St. Giles zu Edinburgh vor der Restaurirung.

Uns kommt das sonderbar vor bei unsern Begriffen von der Einheit der Kirche. Aber hier stößt sich kein Mensch daran, man findet es ganz natürlich, daß die Königin hier an der Spitze der „Aeltesten" wie in England an der Spitze des Episkopates steht. Der Wechsel des Gottesdienstes

gilt gar nicht, wie es nach unserer Anschauung wäre, als Wechsel des Bekenntnisses, sondern nur als Wechsel accidenteller Formen, die auf das Heilsgeschäft keinen bestimmenden Einfluß ausüben. Dies zeigt wiederum, wie dem Puritanismus eigentlich längst die Spitze abgebrochen ist; denn er hat durch Jahrhunderte für seine Ausschließlichkeit gekämpft, und wenn er nicht ausschließlich ist, so ist er bei der kunstlosen Langweiligkeit seines Cultus der Episkopalkirche gegenüber in offenbarem Nachtheil. Das hat ihn gezwungen, seine stachlichte Eckigkeit etwas abzuschleifen und langsam wieder etwas Schmuck, Glasgemälde, Ornamentik, kurz ritualistische Elemente in seine kahlen Räume zurückzuführen.

Daß das Aufgeben der Ausschließlichkeit in vielen Gemüthern religiöse Verflachung zur Folge haben muß, liegt auf der Hand. Der Küster indes in der vornehmern Halle wie die Küstersfrau in der anstoßenden versicherten mich, daß der Gottesdienst gut besucht werde. Die Richter halten hier vor jeder Quartalsitzung ihre Andacht und ziehen dann von hier zum Gerichtsgebäude hinüber. Wenn ich mich recht erinnere, wurde mir die Zahl der Jahrescommunionen in dem vornehmern Flügel auf 470, die in dem mindern auf 1100 angegeben. Der Küster machte mich auf ein rundes Medaillon aufmerksam, in welchem sich die vier Rippen eines Bogengewölbes trafen, die Inschrift sei bei einer Reparatur entdeckt und von ihrem Kalküberwurf befreit worden, sie enthalte eine römische Signatur und den Anfang eines römischen Gebetes. Ich war ihm indes schon lange vorausgeeilt und hatte den gotischen Namenszug des Erlösers mit dem Anfang des Englischen Grußes von Herzen begrüßt. Also auch hier ist es nicht gelungen, das Heiligthum gründlich zu „säubern", und des Engels Gruß lobsingt noch immer diejenige, welche gepriesen werden soll von allen Geschlechtern.

Von St. Giles steigt die Straße stärker als bisher an den Schloßhügel hin. Ich begegnete da noch einigen gelungenen alten Wohnhäusern, sehr einfach und schmucklos, aber mit vorragendem Dach und doppelter Hausthür, die eine zu ebener Erde, die andere am ersten Stock, zu dem eine Steintreppe emporführt. Die Straße mündet auf eine breite Esplanade, die als Exercirplatz dient. Eine Fallbrücke führt über den Graben, der den Schloßfels von der Stadt trennt. Die Feste, welche sich unregelmäßig auf dem Felsen emporthürmt, sieht auch hier noch recht imposant aus. Ein von beiden Seiten befestigter Weg führt in steilen Windungen hinauf. Die Gebäude, Kasernen, Magazine, Festungswerke sind meistens neu oder erneuert, doch schauen noch ältere Partien dazwischen hervor, und das Ganze sieht viel kriegerischer, unüberwindlicher aus, als es wirklich ist. Der Fels ist bloß 120 m über der Meeresfläche; da er aber völlig jäh nach drei Seiten abfällt und jeder Riß mit Mauern oder Gebäuden ver-

kleidet ist und über diesen wieder neue Terrassen mit Fels und Mauern unregelmäßig aufsteigen, so wird die Höhe für das Auge bedeutend vergrößert. Im Mittelalter war die Burg so gut wie uneinnehmbar, das größte und bedeutendste Castell in ganz Schottland. Mit seinen vielen Häusern und Terrassen, von denen die erstern meist als Kasernen, die andern als Exercirplätze dienen, ist es fast wie eine kleine Stadt. Der ehemalige Palast, der es krönt, liegt gegen Süden. Er besteht aus mehreren Gebäuden, die auch als Kasernen dienen und einen viereckigen Hof einschließen.

Hier wurden uns in einem ältern Flügel zwei historisch merkwürdige Gemächer gezeigt. Das eine, ein kleines, unregelmäßig getäfeltes Zimmer, ist der Platz, wo Maria Stuart den König Jakob geboren. Eine Inschrift mit dem schottischen Wappen bewahrt die Erinnerung an das Ereigniß. Es ist ein frommer, gutherziger Segenswunsch, der aber leider nur in sehr schmerzensreicher Weise in Erfüllung ging. Er würde auf deutsch etwa lauten:

„Herr Jesus Christ, der gekrönet ward mit Dorn,
Bewahr die Frau, deren Erbe hier ward gebor'n,
Schenk ihrem Sohn Erbfolger, daß er lang regier'
Dies Reich im Frieden, wenn's gefällt so dir;
Verleih auch, Herr! daß das, was sie gebeut,
Zu deinem Ruhm und Ehren vollführt werd' jederzeit.
19. Juni 1566."

Das andere Zimmer enthält die schottischen Reichskleinodien, die Krone und das Scepter Jakobs V., das Prachtschwert, das Jakob IV. von Julius II. erhielt, und noch einige andere königliche Schmucksachen. Das Schwert ist ein herrliches Stück alter Arbeit, und die Erinnerung an den kriegerischen Papst gibt ihm nicht wenig Interesse. Was man hier wie anderswo an päpstlichen Reminiscenzen trifft, zeigt, daß das Papstthum nur dazu diente, den Glanz und die Kraft der königlichen Autorität zu erhöhen. Man findet Kronen und Juwelen, mit denen es die Fürsten schmückte — nirgends Ketten, die es ihnen schmiedete.

An den Exercirplatz, der heute noch Parlamentshof heißt, stieß früher ein älteres Parlamentsgebäude, jetzt ein Spital. Etwas weiter unten ist eine Plattform, die nach Norden vorspringt und die herrlichste Aussicht bietet. Denn da liegt die ganze Stadt vor mir — gerade unten am Fels die prächtigen Gärten und der Bahnhof, die Prince's Street bis Calton Hill, die neue Stadt mit ihren regelmäßigen stattlichen Quartieren, rechts die Altstadt mit ihrem bunten Durcheinander von Häusern der drei letzten Jahrhunderte, weiter hinaus köstliche Landschaft mit Villen und Weilern bis Leith, und dann der lichtblaue Firth of Forth mit seinen Schiffen,

Seglern und Dampfern, und jenseits duftige Hügel, die den Horizont begrenzen. Da von der Neustadt viel mehr sichtbar ist als von der Altstadt, eine Menge der schönsten und elegantesten Kirchen, gotische Thürme und Renaissancekuppeln die stattlichen Häuserreihen unterbrechen, die schönsten Gebäude sich ziemlich nah um die Gärten unten vereinen, so macht die Stadt einen wahrhaft fürstlichen Eindruck; die Thürme der Altstadt aber und ihre unregelmäßigen Häuserreihen fügen der Pracht auch etwas Romantik hinzu und erhöhen nicht wenig das Malerische des ganzen Bildes. Das war einmal eine Stadt nach meinem Geschmack, nicht an allen Ecken und Kanten mit Kaminen verspickt und mit Rauchsäulen verschwefelt, sondern offen, freundlich und angenehm; nicht um ein Jahrhundert in der Civilisation zurück, aber auch noch nicht in moderner Langweiligkeit aufgegangen; keine schmutzige Antiquität, aber auch keine steife Linearzeichnung — vielmehr eine überaus glückliche Verbindung der mannigfaltigsten Elemente um ein altehrwürdiges geschichtliches Centrum.

Was meine Freude aber nicht wenig erhöhte, war, daß dieser glänzende Punkt mit der ältesten Kapelle Edinburghs geschmückt ist, einem kleinen romanischen Heiligthum aus der Zeit der hl. Margaretha, Königin von Schottland. Der feste, kleine Bau wurde lange Jahre als Pulvermagazin gebraucht, aber 1853 durch einen tüchtigen Architekten restaurirt. Eine Inschrift erklärt, daß diese Kapelle, durch die Nachlässigkeit des undankbaren Vaterlandes verfallen, unter den Auspicien Victorias, einer Tochter Margarethas, wiederhergestellt worden sei. Ich muß gestehen, ich habe mehrmals, wie das an einigen Orten in England der Brauch ist, am Altar recht von Herzen gesungen: Domine salvam fac reginam nostram Victoriam! Aber als ich diese Inschrift las, wiederholte ich den Segensspruch mit noch herzlicherem Affect, mit der innigsten Begeisterung. In diesem Inselreich gibt's noch historischen Sinn, ehrlichen, vorurtheilsfreien Edelsinn, Freiheit des Urtheils!

Eine schönere Erinnerung als die an die hl. Margaretha könnte übrigens kaum die herrliche Königsstadt krönen. Ein Engel der Liebe und Barmherzigkeit, hat sie die schottische Königskrone mit allen Juwelen der schönsten Tugend geziert. Streng gegen sich selbst, war sie eine Mutter aller Unglücklichen, eine wahre Mutter ihres Landes. Das Beispiel ihres Lebens, ihr Gebet und ihre Liebe machten aus dem leichtsinnigen, weltlichen Malcolm einen ernsten, würdigen, wohlthätigen, sich selbst beherrschenden Monarchen, der nur das Wohl des Volkes als Programm seiner Regierung anerkannte. Sie verschaffte der Kirche volle Freiheit der Entfaltung, brachte ihre Feste, Sacramente und Heilsmittel zu Ehren, stiftete unermüdlich neue Institute des Gebetes, der Wissenschaft, der Wohlthätigkeit, der Barmherzigkeit; sie hob Jona, den alten Herd des religiösen Lebens, aus seinen

Trümmern, errichtete neue Klöster und eröffnete den bereits bestehenden eine neue Blüthezeit. Wie keine schottische Herrscherin beförderte sie den Handel, den Verkehr mit dem Auslande, die Bildung des Volkes bis herab in die untersten Schichten und die Pflege der Kunst. Wie die bedeutendsten Schriftsteller anerkennen, brachte sie geräuschlos und still die merkwürdigste sociale Umwandlung des Reiches zu stande, civilisirte Gesetz und Sitten, Sprache und Volk ohne gewaltsame Edicte und willkürlichen Zwang, ließ, mit einem Wort, ihr Reich die Segnungen des Christenthums in vollem Maß erfahren. Daß dabei das Reich auch an Kraft nach außen nicht verlor, beweist der siegreiche Widerstand, den Malcolm den ersten normannischen Herrschern Englands geleistet. Sie starb auf diesem Schlosse. Fünfzig Jahre später ward sie den Heiligen beigezählt, eine liebliche Engelsgestalt, ein liebenswürdiger Schutzgeist, der, wie er die glücklichste Periode schottischer Geschichte herbeigeführt, so heute noch segnend über der Königsstadt und dem Reiche waltet!

12. Eine Arbeiterdemonstration in Edinburgh.

Obwohl man mit einem guten Reisebuch eine Stadt recht ordentlich allein studiren kann, so habe ich doch lieber Gesellschaft. Es geht schneller und ohne so viele Fragen ab, man übergeht nichts Wichtiges und hält sich nicht bei Unwichtigem auf. Daher suchte ich mir denn auch einen Gefährten, um die schottische Hauptstadt etwas näher kennen zu lernen. Am Morgen ging ich in das Klösterchen der Little Sisters of the Poor (der kleinen Armenschwestern), um dort die heilige Messe zu lesen und meinen Cicerone zu finden.

Bei den Little Sisters war große Freude, daß ganz unerwartet und zur gelegensten Zeit in ihrer Kapelle eine heilige Messe gelesen werden sollte, da bei der geringen Anzahl von Geistlichen dies nicht täglich geschehen kann. Wie ein Lauffeuer ging die Kunde durch das Haus, und es herrschte gleich frohe Rührigkeit, alles zu bereiten. Von der Straße her sah das Klösterchen aus wie ein gewöhnliches Privathaus in der Mitte einer langen Straßenzeile; nach der andern Seite hin, in einem größern Garten, war jedoch eine geräumige Kapelle angebaut. Ob protestantische Toleranz in frühern Tagen diese Einrichtung nöthig machte, weiß ich nicht; ältere Kirchen und religiöse Institute in Schottland findet man meist so halb versteckt. Mich freute es über alles, in der Stadt Knoxens überhaupt ein Kloster zu treffen, ein ärmliches und doch nettes Sprechzimmer, eine sehr gut eingerichtete Sacristei und ein recht andächtiges und schönes Kirchlein. Während der heiligen Messe wurde der Rosenkranz gebetet und hernach ein Lied gesungen, with candle, with book and with knell, alles genau so, wie man's vor ein paar Jahrhunderten ausrotten wollte und bereits ausgerottet zu haben vermeinte. Nach der Messe wurde mir das Klösterchen, oder besser gesagt, das Hospiz gezeigt. Denn die Nonnen begnügen sich nicht, die Armen in der Stadt aufzusuchen und ihnen in Noth und Krankheit Beistand zu leisten, sie haben auch 80 alte Leute aufgenommen, welche ohne diese Hilfe wohl meist schon längst in Elend untergegangen wären. Es war eine gar merkwürdige Versammlung; die Lebensgeschichte der meisten mochte noch in die Zeiten des ersten Napoleon hineinreichen. Waren das verwetterte und vergilbte, runzlige und eingefallene Gesichter, aber manche

so schön und ehrwürdig und ausdrucksvoll, und alle so fröhlich und munter wie Kinder! Die noch verhältnißmäßig jungen Nonnen regierten sie, wie wenn sie die Alten wären, und die Alten folgten auf jeden Wink mit einer Bereitwilligkeit und Freude, als ob kaum die ersten zehn Sommer eines Menschenlebens über sie hingegangen wären. Eigentlich war auch von keinem Regieren die Rede, sondern alles ging so freundlich und liebevoll her, wie wenn eine fromme, brave Enkelin ihren Großvater oder das liebe Großmütterchen behandelt. Ich kann nicht beschreiben, wie sehr mich das rührte. Es sind französische Nonnen, welche alles, auch die Heimat verlassen, um diesen armen Greisen zu dienen, um die sich die Welt nimmer kümmert, die sich ein Menschenleben hindurch abgeplagt haben, um schließlich zu darben und klagend im Elend auszugeistern. Was würde aus ihnen ohne die Hilfe der christlichen Charitas? In welchem elenden Dachstüblein würden sie vielleicht vergebens auf ein Almosen warten? Oder im günstigsten Fall, in welchem Spital wären sie der Gleichgiltigkeit herzloser Wärter oder Wärterinnen preisgegeben? Da sind sie nun schon allesamt in der Kirche gewesen; ein Priester hat aus vollem Herzen für sie und mit ihnen am Altare gebetet; die Nonnen haben ihnen ein schönes Lied vorgesungen und mit ihnen gebetet. Welchen Zauber gießt auf diese Leute schon der liebliche Altarschmuck aus und die Blüthenpracht der Kapelle, der einfache Gottesdienst und die ihnen angepaßten Gebete! Und vollends die Gegenwart des lieben Heilandes, den sie alle schon so bald an ihrem Sterbebett erwarten! Als ich kam, waren die guten Leute eben beim Frühstück, die Frauen und die Männer getrennt, je in einem geräumigen Saale, in welchem alles von Reinlichkeit glänzte. Bei meinem Eintreten erhoben sich alle und grüßten und winkten mit der lebhaftesten Freude, obgleich manche sich mit beiden Händen an den Tisch stemmen mußten, um sich aufrecht zu erhalten. Ich mußte das Sit down mehrmals wiederholen und ging dann herum, um nach Vermögen den Leuten etwas Freundliches zu sagen. Aber die Oberin verstand das hundertmal besser als ich, und das war eine Fröhlichkeit und Gemüthlichkeit unter den Leuten, wie wenn sie erst heute dem Elend entrissen worden wären. Ein neunzigjähriges Mütterchen, dem ich sagte, es würde wohl von den Leiden des Alters hart mitgenommen werden, antwortete freudestrahlend: „O Vater, ich bin in einem Paradies, ich hab's hundertmal besser, als ich's verdiene, und bald geht's ja in den Himmel!“ Es ist eigenthümlich für einen jungen Mann, von so alten Leuten Vater genannt und mit jeder Bezeigung der Ehrfurcht geehrt zu werden. Am meisten rührte es mich aber, als sie beim Fortgehen mit der größten Lebhaftigkeit um den Segen baten. Der sei denn mit den guten Leuten und bleibe mit ihnen immerdar! Was mich am meisten erbaute, war der ruhige Ernst, mit dem sie dem Tode entgegensehen. Ihre Hauptsorge ist, sich dafür

gut vorzubereiten, und weit entfernt, dadurch griesgrämig zu werden, hebt sie das gerade über die vielen Beschwerden des Alters hinaus und macht sie so fröhlich. Die Einrichtung der Wohn- und Schlafzimmer war, wie das übrige, ärmlich, aber musterhaft reinlich und nett angeordnet. Die Betten waren gut, die Steppdecken aus Tuchresten zusammengenäht, aber so gefällig, daß die Aermlichkeit selbst anmuthig erschien. Hier wie in hundert andern kleinen Dingen zeigt sich die Charitas wirklich erfinderisch: da ist eine ganz andere Erfindungsgabe und schöpferische Kraft als in frostiger Philanthropie. Zum Schluß erging an mich die Bitte, recht lang in Edinburgh zu bleiben, um täglich hier Messe zu lesen. Eine heilige Messe — welche Freude, welches Geschenk, welche Gnade ist das für diese Seelen! Es ist, wie St. Augustin schon gesagt hat: die Unwissenden reißen das Himmelreich an sich, und die Hochgelehrten beginnen oft kaum an der Schwelle des Todes ernstlich daran zu denken!

Aus der klösterlichen Stille nun hinaus in die Stadt. Ich liebe solche Antithesen; sie verschärfen den Eindruck. In der That war es an dem Morgen lebendiger als sonst; ich hörte von ferne Musik und das dumpfe Gesumse einer großen Trommel. Bei meiner Nachfrage gewahrte ich aber bald, daß mein Gefährte besser im Suarez bewandert war als in den Edinburgher Localnachrichten, und so erfuhr ich noch nicht, was es heute geben werde. Auf der Lothianstraße begegnete uns bereits eine Musikbande und hinter ihr eine Anzahl schwarz gekleideter Herren mit kleinen blauen, silbergestickten Seidenschürzen, Festbändern und Schärpen. Sollte das das berühmte Schurzfell der Freimaurer sein? Mein Gefährte wußte wieder keine Auskunft. Inzwischen begegneten uns neue, ähnliche Gruppen und überzeugten mich, daß es heute eine besondere Festlichkeit geben werde. Prince's Street und die Gärten waren ganz außerordentlich belebt, und an der Glyptothek kamen wir förmlich ins Gedränge. Um zu sehen, welches Fest man denn eigentlich heute feiere, eilte ich zu einem Zeitungsbureau, um eines Morgenblattes habhaft zu werden. Da erklärte sich denn das inzwischen noch gesteigerte Leben und Gedränge als die Wirkung zweier Versammlungen, die heute hier stattfinden sollten — eines Gathering of the Independent Order of Oddfellows und einer großen Arbeiterdemonstration gegen die Criminal Law Amendment Act. Für letztere war das Programm des Festzuges genau angegeben. Das versprach interessant zu werden; denn vom Bahnhof her strömten noch immer neue Volksmassen herauf, und dumpfes Rasseln und Pfiffe verkündeten die Ankunft stets neuer Züge. Da indes gerade ein paar bedeutende öffentliche Gebäude in der Nähe waren, so sahen wir uns zuerst nach diesen um, bevor wir uns um die Versammlungen kümmerten.

Die Post, das Register Office (öffentliches Archiv- und Regierungsgebäude), die königliche Bank, das königliche Theater sind lauter imposante

und einer königlichen Stadt würdige Gebäude. In der Nähe des Theaters ist die katholische Kirche St. Mary's, ein anspruchsloses, aber doch gefälliges Kirchlein. Dann ging's Calton Hill hinauf, den Hügel, der die Stadt nach Nordosten begrenzt. Da ist zunächst ein astronomisches Observatorium, dann das sogen. Nationalmonument und das Denkmal Nelsons. Das Nationalmonument ist eine angefangene Nachahmung des Parthenon, welche die Helden von Waterloo verewigen sollte. Aber wie es scheint, ging das Geld aus, und zwei unfertige Säulenreihen starren mit ihren Architraven ruinenhaft in den Himmel hinein. Boshafte Leute haben gesagt, es sei ein Denkmal schottischen Stolzes und schottischer Armut. Das scheint mir aber ungerecht und nicht ganz richtig. Ringsum sind so viele reiche Bauten, daß man von Armut nicht reden kann, und was den Stolz betrifft, so handelte es sich ja um eine patriotische Huldigung an vaterländische Helden und um eine neue Zierde der Stadt; das kann man doch nicht gerade Stolz nennen. Der letztere Zweck ist übrigens recht wohl erreicht; denn der ruinenartige Tempelbau macht sich gar malerisch. Das Denkmal Nelsons ist ein eher etwas schwerfälliger als anmuthiger Thurm — fast etwas wie ein Leuchtthurm. Eine Wendeltreppe im Innern führt auf die Höhe, wo man etwa 120 m über der Meeresfläche steht und eine prächtige Rundsicht auf Edinburgh genießt. Nach Osten erblickt man Prince's Street in voller Länge, mit den Gärten der Neustadt; nach Süden die Altstadt vom Schloß herab bis Holyrood, und dahinter erheben sich die romantischen Salisbury Crags; nach Westen erstreckt sich eine offene Landschaft gegen den Firth hin, nach Norden ebenfalls eine Seelandschaft und fruchtbare Niederungen bis an die fernen Hügel des Hochlandes. Gerade am Fuße des Hügels liegen die Universität und die Jail (Gefängniß), zwei prächtige Bauten, ganz nahe dabei die Post, das Register Office, die Bank, das Theater, Scotts Denkmal, die beiden griechischen Tempel im Park, mehrere schöne Kirchen und viele andere stattliche Gebäude, in der Ferne eine Menge Thürme und Kuppeln — ein glänzendes, schönes Stadtbild. In dem Denkmal und oben trafen wir eine Menge Herren mit dem erwähnten blauseidenen Schurz. Ich fragte einen derselben, welche Bedeutung seine Embleme hätten. Er schaute mich anfangs etwas zweifelhaft fragend an, als ob er meinte, ich wollte ihn hänseln. Das Frauenzimmer aber, das ihm am Arme hing, musterte mich vom Kopf bis zu den Füßen. Da ich indes sofort erklärte, ich sei ein Fremdling hier und hätte das noch nie gesehen, so sagte er mir in feierlichem Tone: „Sir, dies sind die Abzeichen eines Bundes, dem ich angehöre und der gegenseitige Unterstützung, Hilfeleistung und Förderung seiner Mitglieder bezweckt. Es ist ein Bund, der ganz Britannien, ja die ganze Erde umspannt. Wir haben heute hier eine Versammlung, wie Sie das aus der Zeitung ersehen haben werden." Was

mich frappirte, war die Begeisterung, mit welcher der große Gedanke der Universalität hervorgehoben wurde — jedenfalls großartiger, anziehender als die Idee einer langweiligen Nationalkirche. Ich begreife, daß dieser Gedanke, verbunden mit der lachenden Aussicht zeitlicher Vortheile, zünden muß, wenn man sonst keine andere Universalität kennt. Aehnlich ist's mit der Idee der Menschlichkeit, der Hebung und Vervollkommnung der Menschheit, welche zu einer Annäherung und Vereinigung aller Menschen führen soll. In der Wurzel sind das wahre, schöne, katholische Ideen. Ueberhaupt scheint mir die Maurerei so ganz natürlich als Widerpart des Protestantismus entstanden zu sein. Ihr bis über die Grenze des Lächerlichen getriebener Ritualismus ist eine entschiedene Negation des protestantischen „Spiritualismus", eine in der Menschennatur begründete Reaction gegen die Eintönigkeit eines Gottesdienstes, der ausschließlich aus Predigt und Gesang besteht und dem von protestantischer Seite selbst der Vorwurf der Langweiligkeit nicht erspart geblieben ist. Der Mensch ist nun einmal kein reiner Geist; auch seine Sinne wollen etwas haben. Wenn ihm seine Religion nichts dergleichen bietet, so erfindet er sich selbst einen äußern Cultus, Riten und Ceremonien. In Bezug auf Zwecke und Ziele allerdings bildet das Maurerthum den Gegensatz zur katholischen Kirche; dennoch machte es mir Spaß, einmal einen „Bruder" in Uniform gesehen und gesprochen zu haben. Trotz meiner priesterlichen Kleidung war der Herr ganz freundlich und gab mir auf verschiedene topographische Fragen gütige Auskunft. Was will man mehr unter feindlichen Brüdern? Ueber den Zweck seiner Versammlung fragte ich ihn übrigens nichts weiter. Für dieses Mal schien es sich um einen fröhlichen Vacanztag zu handeln, den ich den Leuten wohl gönne, da sie sich im Dienste der irdischen Glückseligkeit hart abplagen müssen.

Was die Arbeiterdemonstration betrifft, so war dieselbe, wie ich aus meiner Zeitung ersah, gegen zwei neue Gesetze gerichtet, von denen das eine, die Criminal Law Amendment Act, strenge Maßregeln in Bezug auf die Strikes und das willkürliche Fernbleiben von der Arbeit anordnete, das andere, die Master and Servant Act, das Verhältniß zwischen Arbeitgeber und Arbeiter neu regeln sollte. Mit beiden Gesetzen glaubten die Arbeiter unzufrieden sein zu müssen; ob mit Recht oder Unrecht, ist meines Amtes hier nicht zu untersuchen. Da ich aber auch mit manchen Dingen in der Welt unzufrieden bin, entstand natürlich der Wunsch, mich wenigstens als Zuschauer der Demonstration anzuschließen. Schon tönten aus der Altstadt die Klänge der Musik herüber, und rasch entschlossen bestimmte ich auch meinen Gefährten, uns das Schauspiel ein bißchen anzusehen. Somit wendeten wir uns der Altstadt zu und erreichten den Festzug in Canongate, in der Nähe des Palastes von Holyrood.

Das war nun ein Fest, dergleichen ich noch selten erlebt. Die ganze lange Straße hinauf gegen die Kathedrale und hinab gegen den alten Königspalast war gedrängt voll von Menschen; in der Mitte fluthete ein dichter Menschenstrom, halb regelmäßig, halb unregelmäßig geordnet, mit Musikcorps, Wagen, Bannern, costümirten Gruppen, Zunftinsignien, langsam zwischen den Zuschauern hindurch, mit der Ungezwungenheit, der Farbenpracht und dem bunten Lärm eines Freudentages. Wir stellten uns an eine kleine Inn (Schenke), die etwas von der Straße zurückstand, so daß wir alles behaglich übersehen konnten.

Ein Theil des Zuges war schon vorüber. Was wir davon noch erblickten, waren ein weiß-grünes Banner mit der irischen Harfe und dem Kleeblatt, und ein anderes mit der Inschrift: „Wir waren einst niemand, aber jetzt sind wir jemand." (We were ance as naebody, but noo we are somebody.) Ihnen folgte eine Abtheilung Männer, stramm und wohlgeordnet, zum Theil mit weiß-grünen Schärpen; nach dem Programm waren es die „Vereinigten Arbeiter von Edinburgh", nach ihren Insignien aber vorherrschend Irländer. Darauf kamen die Schmiede von Schottland mit Esse, Amboß, Blasbälgen, Hämmern, alles in voller Thätigkeit auf einem mit reichem Grün gezierten Wagen. Ein gewaltiger Block, welcher die „Kastengesetzgebung" symbolisiren sollte, wurde von den Keilen der „Arbeiterrechte" und von den mit wuchtigem Arme geschwungenen Hämmern entzweigespalten. „Durch Hammer und Hand hat all' Kunst Bestand", erklärte ein folgendes Banner, während ein anderes gemahnte, daß einer des andern Last tragen solle. Es folgten die Wagenbauer mit einem Omnibus und einem Tramwagen; der eine hieß Repeal (Zurücknahme des Gesetzes), der andere Cum progressu euntis. Ihre Banner sagten: „Gebt der Arbeit Sitz und Stimme! Nehmt die Criminal Law Amendment Act zurück! Wir warten unsere Zeit ab! Eher brechen als biegen!" Wieder fluthete eine Masse Leute hinterher, und dann rollte über den Köpfen eine Buchdruckerofficin daher, in welcher Walze und Presse in lebhaftester Thätigkeit waren; die gedruckten Zettel wurden sofort ins Publikum geworfen. Ich konnte leider keinen erhaschen und hörte nur nachträglich, daß sie ein Gedicht über die Würde und Ansprüche der Arbeit enthielten, welches nachher beim Meeting gesungen werden sollte. Köstlich war schon der Gedanke, so unterwegs zu drucken und die Gedanken unmittelbar aus der Presse ins Publikum zu werfen — ein rechtes Bild der Zeit. Auf dem folgenden Banner war die Göttin der Gerechtigkeit dargestellt, deren Wage nicht in Ordnung war, und darunter stand: Rectify! „Mach sie gerecht!" Die Buchbinder dahinter erklärten sich als Freunde ihres Landes und loyale Anhänger der Königin, die Linirer aber verwertheten den Ausdruck rule, der zugleich regieren und liniren bedeutet, zu dem Wortspiel, daß sie zwar

liniirten, auf daß die Leute schreiben könnten, daß sie aber sich nur vom Recht „liniren" ließen. Die Lithographen hatten ebenfalls eine Presse auf ihrem Wagen, lithographirten und warfen das Bild ins Publikum. Es stellte einen armen Jungen vor Gericht dar, der wegen dreistündigen Ausbleibens von der Arbeit zu einem Monat Haft verurtheilt war, neben ihm seine weinende Mutter und das entrüstete Publikum. Die Müller gemahnten auf diese anschauliche Klageschrift hin zu Vereinigung der arbeitenden Kräfte und verlangten resolut die Zurücknahme der Criminal Law Amendment Act. Dann kommen die Maurer mit Schurzfell und Schärpen, eine durch Zahl wie Banner imposante Schar. Ein reichgesticktes Zunftbanner erklärt sie als die Edinburgh Operative Masons, eine Tricolore als „Briten", die keine Sklaven sind. Ihr Glaubensbekenntniß ist „Loyalität gegen unsere Königin, unsere Rechte als Menschen, unsere Privilegien als Bürger". Ihre Forderung ist: „Gerechtigkeit nach der Schnur und Unparteilichkeit nach dem Bleiloth!" Erlangen sie diese Forderungen, so sind sie zufrieden; sonst aber droht auf einem Banner ein riesiger Strauß von Disteln mit der Inschrift: „Niemand rührt mich ungestraft an." Bedeutend gemildert wird übrigens diese Drohung durch die seelenvergnügte Stimmung der Leute, die bald in größern bald kleinern Scharen einherzogen, mit Weibern und Kindern untermischt, fast ganz en famille, aber alle im Sonntagsstaat, die Frauen und Mädchen im allerbuntesten Farbenschimmer, die Männer zum wenigsten mit Rosen im Knopfloch und farbigen Bändern am Hut, meist noch mit Schärpen und Armbändern. Alles schwatzte und rief und lachte. Dazwischen rasselten die Wagen, stöhnten die fernen Ambosse, klapperten die Pressen, rauschten die Banner, dröhnte es von tausend Schritten, schallte es von allen Fenstern, bliesen Musikbanden in nächster Nähe, in einiger Distanz, in weiter Ferne — ein wahrhaft betäubendes Akroama, mit einem fernen Getös wie Meeresrauschen im Hintergrund.

Wohl eine halbe Stunde hatten wir schon dem köstlichen Schauspiel zugesehen und zugehört, als uns der Gedanke kam, unsern Standort mit einem historischen und tiefpoetischen zu vertauschen. Also durch ein paar Nebengäßchen hinab nach Holyrood zum alten Palast der Könige von Schottland, an dem die Procession vorbeidefilirte. Die Trümmer der prächtigen Abteikirche mit den Erinnerungen an Mönch und Ritter, die Königsburg mit den Herrlichkeiten und Leiden vergangener Zeit, die finstern Thürme Maria Stuarts, der Tanzsaal des Prätendenten, die Zuflucht Karls X., das Absteigequartier Victorias — das wob einen merkwürdigen Hintergrund zu dem lebendigen Schauspiel. Einst und jetzt, Königthum und Volkssouveränität, Ernst und Scherz, bunter Lärm und schweigende Ruinen, Stadt und Land, sociale Frage und alte Zunfterinnerungen, protestantische Zerstörung und katholische Kunst, neuer Allerweltsglaube und schöne alte Legende,

politische Demonstration und volksthümliches Vergnügen wogten toll durcheinander wie ein wunderlicher Traum. La vida es sueño, das Leben ist Traum, ein sonderbarer Traum! Ein Hogarthsches Bild am andern und dahinter Scenen aus der Zeit Maria Stuarts, aus der mittelalterlichen Geschichte, aus der Blüthenperiode katholischer Civilisation!

Der neue Standort hatte den Vortheil, daß wir neben dem Festzug zugleich seine Entwicklung zum Volksfest oder zur Volksversammlung beobachten konnten. Hinter Holyrood liegt ein weiter Park, Queen's Park, von dem sich ziemlich steil die Abhänge der Salisbury Crags bis zu 300 m Höhe erheben. An diesem Amphitheater von Hügeln hatten sich schon Tausende und aber Tausende versammelt, dahin wallte auch der Zug mit seinen zahllosen Bannern und Standarten, und abermals Tausende flutheten die Hügel hinan. Der Kamm derselben, einzeln vorspringende Felsen, die Halden, der Park, alles wimmelte von Menschen, und immer mehr strömten aus der Stadt herbei, und selbst mitten aus der Stadt heraus meldete die Musik noch neue Gäste. Man berechnete den Zug allein auf etwa 16000 Mann. Da die halbe Stadt auf den Beinen war und die Eisenbahn seit dem Morgen von Viertelstunde zu Viertelstunde neue Volksmassen in die Stadt brachte, so mag die ganze Menge wohl hunderttausend überstiegen haben.

Ich sah richtig die lithographische Presse noch einmal und die Gilde der Maurer mit ihrem unangreifbaren Distelstrauß. Die Buchstabengießer zeigten in Riesenbuchstaben auf eine halbe Meile Distanz ihr Losungswort Repeal! In der Nähe aber kam noch eine Drehbank mit dem Vers in origineller Orthographie, wie vorhin auch die Irländer:

Richt weel content I'll be, no doot,
If I just get this Act turned out.

Will recht zufrieden sein — kein Zweifel —
Krieg' ich nur das Gesetz zum — Kuckuck!

In der Uebersetzung kann man das nicht alles so reimen. Die Gipser müssen einen sehr activen Dichter unter ihrer Zunft besitzen; denn sie drückten all ihre Gefühle in Versen aus:

Einheit, Kraft und Liebe soll siegen
Und so das Criminalgesetz unterliegen.

Unrecht und Unterdrückung soll vergehen!
Zu der Losung soll ein jeder stehen!

u. s. w. Dazu kam eine große Kratzbürste mit der Devise: „Kratzt das Criminalgesetz aus!" Die vereinigten Zimmerleute und Schreiner von Schottland hatten einen Triumphbogen auf ihrem Hauptbanner, welches in strahlender Inschrift den „Triumph der Freiheit" verkündete. Eine Unterabtheilung von

ihnen, die Dundee Branch, empfahl auf ihrem Banner das Neun-Stunden-System, offenbar eine Reliquie einer frühern Demonstration, wie auch die andern: Let Glasgow flourish, „Glasgow soll blühen!" No taxes on Knowledge, „Keine Besteuerung der Wissenschaft!" Dazwischen wurde das Handwerk in allen Arten Möbeln, Thüren, Fenstern, Treppen, Kästen zur Schau getragen und in der lustigsten Weise praktisch geübt. Hobelspäne dienten als komische Verzierung von Personen und Dingen, als Locken, Zöpfe und Guirlanden. Mit dem lautesten Jubel begrüßte die Jugend eine eben in Arbeit befindliche Hobelbank, vor der eine schmucke englische Regimentsmusik tactfest unter den Klängen eines militärischen Marsches einherschritt. Unter den alten Bannern der Zimmerleute verkündete das eine: „Wir werden nie die Segel streichen, wir wollen unser Recht haben", ein anderes zeigte einen gewaltigen Hochländer mit gezücktem Schwert und der Inschrift: Turn the blue bonnets wha can, „Die Blaumützen beuge, wer kann". Die an sich schon drolligen Kaminfeger verwertheten ihr Costüm zu einer förmlichen Maskerade; ihr ritterlicher Repräsentant war zu Pferde, trug eine rothe Zipfelmütze, ein weißes Gilet, einen schwarzen Frack, und dazu Leiter und Besen als Speer und Lanze. „Wir tragen den Besen, um die Höhle Adullams auszukehren", lautete ihr Losungswort. Abermals kam nun eine Schmiede, wahrhaft künstlerisch arrangirt; die Werkstatt, völlig complet, nach allen Seiten von den schönsten Guirlanden umkränzt, war in lebhafter Thätigkeit; die kräftigen Männer hämmerten so munter, als ob sie heute ihr Brod für ein ganzes Jahr verdienen müßten. Ein Banner der Hufschmiede brachte den Zweck der Demonstration in einer neuen Variation zur Darstellung. Auf der Wage der Gerechtigkeit saßen in der einen Schale ein kräftiger Arbeiter, in der andern der Arbeitgeber. Jener zappelt seines guten Gewichts unerachtet in der Höhe; denn der andere hat ein schweres bleiernes Beigewicht mit dem Titel: „Gesetz, nicht Gerechtigkeit." Auf dem Revers der Fahne war die Verhaftung eines strikenden Arbeiters durch einen Policeman dargestellt. Die Sattler verkündigten ihre beharrliche Zähigkeit mit dem Spruch: „Nichts übertrifft das Leder!" und diesem Ausdruck der Selbständigkeit war die gereimte Drohung beigefügt:

Repeal the Act, or it shall be
The election cry for our next M. P. (Em Pih!)

Fort mit dem Gesetz — sonst könnt ihr drauf zählen,
Wir werden ein andres Parlamentsmitglied wählen!

Schmuck und fein erschienen darauf die freundlichen, wohlgenährten Diener der Ceres, die Bäcker; an ihrer Spitze ein Musikcorps und zwei recht schön equipirte Reisige zu Pferd — dann ihre Gaben, riesige Brodlaibe und gigantische Hochzeitstorten, wallende Garben und alle Arten Gebäck,

Bütten voll Teig und Brod und Bretzeln und Confect — endlich sie selbst mit ihren Bannern. Diese waren meist ältern Datums mit dem Bildniß O'Connells, „des furchtlosen und ehrenhaften Vorkämpfers der Freiheit", des Lord John Russell, „des Verfechters der Volksrechte", des Earl Grey, „des großen Kämpfers für Reform", und des Lord Brougham, „dessen riesiger Geist die Corruption in jeglicher Form bekämpft hat". Die Schneider thaten sich natürlich durch Kleiderpracht hervor, und sagten gelassen das große Wort: „Damit eine Nation frei sei, ist's genug, daß sie es sein will." Lustig dampfte der Kamin der Eisenbahnarbeiter zwischen Blumenguirlanden, ein Herold in Rittercostüm ritt ihnen voraus, und nebst einem gewöhnlichen Musikcorps hatten sie eine Compagnie Dudelsackpfeifer, die sich mitten durch die Solos und Baßstöße der Blechmusikanten ihren Pfad zu jedermanns Ohren brachen. Sie waren natürlich im echten hochländischen Costüm und arbeiteten mit Wangen, Arm, Mund und Fingern, als wenn es gälte, die Schlacht von Culloden noch einmal zu schlagen. Es nimmt sich diese Musik viel martialischer aus, als ich geglaubt hätte, eine gewisse Komik lag für mich auch darin — mein Wunsch, einen Pibroch zu hören, war nun erfüllt. Im Gegensatz zu der nationalen Kriegsmusik stellte ein Banner die sanft schmollende Frage: „Warum uns unser Recht verweigern?"

Aehnlich zunftmäßig dargestellt und ausgestattet, folgten nun die Tapezirer, die Eisengießer, die Seiler, die Zinngießer, die Schieferdecker, die Schuhmacher, die Hutmacher und endlich ein Milchmann mit seiner Kuh. Jede Abtheilung bot wieder etwas Neues, Treffendes, Humoristisches in Darstellung, Costüm, Inschriften und Bildern. So sagten die Schuster: „Wir wissen schon, wo uns der Schuh drückt!" und ihre Stiefel, meinten sie, würden sie bei einiger Ausdauer auf der Bahn des Sieges zum Ziele führen. Die Hutmacher erklärten sich als das „Hauptgewerbe der ganzen Nation". Die Zinngießer und Klempner behaupteten, das Gesetz müsse ganz fort, Flicken und Löthen helfe da nichts. Die Eisenarbeiter protestirten emphatisch dagegen, daß man ehrliche Arbeiter zu Verbrechern mache — sie würden in Zukunft nur Gegner des Gesetzes ins Parlament wählen, sie würden ihr Leben daran setzen, um den Kampf zu gewinnen. Die Cementirer hatten, damit die Reclame nicht fehle, den Vers:

Let us all unite together
Their tyranny to prevent.
The best means to do with
Is White and Company's price-cement.

Laßt uns treu verkittet werden
Gegen das tyrannische Element.
Das beste Mittel hierfür auf Erden
Ist Weiß und Compagnies Preiscement.

Diese Seelenverkittung durch Preiscement machte mir nicht wenig Freude, wohl noch mehr aber ein kleiner Holzkäfig, in welchem zwei Waldkäuze eingesperrt auf einer Stange getragen wurden, mit der Inschrift: We want liberty, „Wir wollen Freiheit!" Der Vogel Minervas erinnerte mich unwillkürlich an die langen Jahre, die ein Mensch des 19. Jahrhunderts in dumpfer Schulstube absitzen muß. O wie oft wird da auch geseufzt: We want liberty! Der einzige persönliche Angriff, welchen ich bemerkte, galt dem Lord Dunmore, der sich eine verächtliche Aeußerung gegen die Zunftvorstände hatte zu Schulden kommen lassen. Dafür wurde er mit Rücksicht auf seine Viehliebhaberei mit einem Ochsenkopf dargestellt, neben ihm „Dunmores Patent-Abfertigungsmaschine für Arbeitervereinsvorstände", und auf der andern Seite der vor der Abfertigung zitternde Vorstand.

All diese Darstellungen, bald auf Schildern bald auf Bannern, wurden durch die Zunftembleme, Musikbanden, mittelalterlich costümirte Herolde, Ritter und Bannerträger, große Gruppen auf Wagen, förmliche lebende Gemälde, die Beamten und Banner der einzelnen Gilden und endlich die charakteristisch decorirten Zünfte selbst so kurzweilig unterbrochen, daß wir das Ansehen gar nicht müde wurden, obwohl die Parade an unsern beiden Standorten über fünf Viertelstunden dauerte. Es war nicht im entferntesten eine leidenschaftliche Demonstration, sondern der urgemüthlichste, volksthümlichste Festzug von der Welt; Humor bildete das Grundelement und Heiterkeit die allgemeine Stimmung; von militärischer Steifheit war keine Rede.

Vor der Stadt wurde es natürlich etwas langweiliger. Individuen und Scharen verloren sich in dem ungeheuern, bunten Ocean von Menschen, der langsam die Hügel hinanwogte. Die Musikbanden, deren etwa 40 waren, verschwammen mit dem dumpfen Gesumse zu einer unentwirrbaren Symphonie, die Banner und Costüme zu einem bunten Farbenteppich auf dem grünen Hügelgrunde. Die Menschenmenge vertheilte sich oben um vier große Bühnen, auf denen die Redner und Zunftvorstände Platz nahmen.

Wie soll ich aber nun den Gesamteindruck des Festzuges schildern? Er war im allgemeinen günstig. Es begegnete mir nichts, was die Schicklichkeit verletzte, aber recht viel, was mir Spaß machte. Vor allem gefiel mir, daß so viele von den Leuten Weib und Kind bei sich hatten, und die Familie also nicht zerrissen wurde, um das Volk und das Volksfest zu construiren. Anderswo muß die Frau dafür büßen, wenn der Mann irgendwo Spectakel macht, und das Kind muß Lumpen tragen, damit der Vater sich irgend einen bunten Fetzen anhängen kann. Nächst der Familie begegnete mir in dem Zug überall die Gemeinde; denn die Zunftgenossen der einzelnen Ortschaften waren beisammen unter ihrem eigenen Banner und hatten ihren eigenen Spruch; sie fühlten sich als ein Ganzes und suchten sich mit berechtigtem Ehrgeiz durch volksthümlichen Schmuck, Humor und Pracht

hervorzuthun. Noch deutlicher aber stachen die Zünfte hervor. Nicht nur, daß sie sich in Kleidung und Insignien sinnreich individualisirten (die Hutmacher z. B. machten sich durch ein völliges Magazin der schönsten Hüte ganz auffallend bemerklich), sie brachten auch ihre jeweilige Thätigkeit wirklich in der gelungensten und vollständigsten Weise zur Darstellung; ihre Vorsteher, durch Schärpen und andere Abzeichen decorirt, walteten mit Würde ihres Amtes, und in den Inschriften wie in der heitern Darstellung äußerte sich jene Liebe und Achtung für das eigene Handwerk, die demselben den goldenen Boden gibt. Man hört sonst Tag für Tag nichts auf der Erde als: wir, die Wissenschaft; wir, das Geld; wir, der Fortschritt! Da hieß es nun doch auch einmal wieder: wir, die Schuster, die wir das Laufen zum Fortschritt bedingen; wir, die Schneider, die wir eure wissenschaftliche Blöße bekleiden; wir, die Hutmacher, die wir eure weltbeherrschenden Schädel decken; wir, die Bäcker, die wir eure unersättlichen Mägen befriedigen; wir, die Dachdecker, die wir euch gegen Regen und Sturm beschützen; wir, die Arbeiter, ohne die ihr mit Wissenschaft, Geld und Fortschritt geschlagene Leute seid! Wir, wir sind auch noch auf der Welt, und wir schämen uns nicht des Mörtels und der Leine, des Leders und des Pechs, der Elle und des Fadens, des Hammers und der Zange, des Pinsels und der Bürste, des Schweißes und der Arbeit, wir schämen uns unseres Standes nicht! Unser Gewerbe bestand lange, bevor eure modernen Phrasen geboren wurden, und wir waren einst geehrte Leute vom Aufgang bis zum Niedergang. Jedenfalls sind wir auch noch werth, von der Sonne beschienen zu werden, und haben zum Gange der Welt auch noch ein Wörtchen mitzureden! Was den Zug überhaupt interessant machte, war, daß die Arbeit nicht als das entsetzlich öde Abstractum auftrat, welches die Fabrik aus ihr macht, sondern als concretes Ding, als Handwerk, in der äußern Form wenigstens ganz wie eine mittelalterliche Zunft. Da sprudelt eine Quelle des Wohlstandes, des Glücks, des wahren Volksthums und des Volkshumors. Es freute mich, daß die Idee wenigstens noch nicht abhanden gekommen ist, daß man sich, ohne Direction von oben, noch nach Zünften zusammenfindet und Corpsgeist hat.

Ueberaus merkwürdig war mir aber der völlig demokratische Protest gegen ein schon gemachtes Gesetz; anderswo würde man das schon für eine Revolution halten. Und hier? Die Inschrift REPEAL, in zwölf Fuß hohen Lettern durch die Stadt getragen, steht auf hundert Bannern, auf Wagen und Omnibussen, auf Cartons und Schildern in hundert Bildern und Sprüchen, in hundert Symbolen und Darstellungen, man druckt sie unterwegs und wirft sie ins Publikum, man singt sie in Liedern, man musicirt dazu, man feiert einen ganzen Tag in zwanzig Städten, um in der Hauptstadt gründlich Repeal! zu sagen. Ich kann wahrhaft nichts dafür,

daß mir ein solcher Gegensatz einfiel. Eine der Musikbanden spielte die „Wacht am Rhein", und da gerieth ich unabsichtlich auf den Refrain:

Am Rhein, am Rhein — am schönen Rhein —
Da ließ't ihr das Spectakeln sein.

Und nun vollends der scharfe, energische, schneidige Ausdruck der polizeiwidrigen Gedanken! Gradaus Repeal! Fort mit dem Gesetz! Nehmt das Gesetz zurück! Weg mit dem Gesetz! Eher brechen als biegen! Briten, die keine Sklaven sind! Bringt die Wage der Gerechtigkeit in Ordnung! Wir streichen die Segel nicht ein! Beuge uns, wer kann! Wir wollen unser Recht haben! Kratzt das Gesetz aus! Und die Gipser wollen es auskratzen, und die Schmiede es entzwei hämmern, und die Kaminfeger es wegfegen, und die Maurer es nach dem Bleiloth richten, und die Zinnarbeiter, die sonst alles flicken können, erklären, daß es weg muß und daß sich mit Flickarbeit nicht helfen läßt. Die Schuster schreien laut, daß sie der Schuh drückt, die Cementirer bieten ihr Cement gegen Tyrannei an, und der eingeklemmte Volkshumor kreischt in Gestalt der eingesperrten Waldkäuze nach Freiheit. Bilder, Inschriften, alles — nur eine Auflehnung gegen die Majestät des Gesetzes.

In seltsamem Gegensatz zu diesen durchschlagenden und vielfach leidenschaftlichen Ausdrücken des gemeinsamen Postulats stand die humoristische und grundfröhliche Stimmung der Protestirenden. Viele Partien waren ein wahrer Faschingszug, das übrige ein gemüthliches Volksfest. Man bummelte und scherzte, schwatzte und lachte, sang und spaßte, freute sich und trank. Die Zünfte boten alle Pracht auf, die ihnen zu Gebote stand, neckten sich aber selbst in ihren komischen Elementen. Ueberall tönte und strahlte die eine Forderung, aber sie lachte und machte ihren Witz dazu und freute sich ihres noch ungetrübten Humors. Die Armee, anstatt zur gelegentlichen Erhöhung der Feierlichkeit mit scharfen Patronen bereit zu sein, schickte ihre Musikcorps, um den armen, geplagten Arbeitern einmal etwas aufzuspielen, und die Polizei, in sehr geringer Anzahl und ohne allen demonstrativen Charakter, war offenbar nur darauf berechnet, etwaigem bei großen Volksmassen kaum zu verhütenden Unfug zu steuern. Man sah und fühlte auf jedem Schritt: Da hat der Staat das Volk noch nicht aufgefressen, es lebt noch und braucht nicht zu allem Ja und Amen zu sagen, es lebt im Staat und genießt alle Wohlthaten des Staates, aber es ist nicht aufgegangen in dem pantheistischen Ungethüm, das mit seinen Fühlern den kaum gebornen Gedanken des Einzelnen polizeilich betastet und mit seinen Fangarmen jede nicht von ihm ausgegangene Lebensregung erstickt. Was sich übrigens hier gegenüberstand, war nicht Gesetz und gesetzwidriger Wille, nicht Staat und Individuum, sondern die im Namen des Volkes gesetz-

gebenden Repräsentanten und das von ihnen repräsentirte Volk. Die Möglichkeit einer solchen Erklärung des Volkes an seine von ihm bestimmten Stellvertreter ist eigentlich im tiefsten Wesen des Constitutionalismus begründet. Ohne sie ist der Antheil des Volkes an der Gesetzgebung nicht viel mehr als eine Komödie. Die Repräsentanten können thun, was sie wollen, und wenn sie sich einer mächtigen Partei ins Schlepptau geben, so ist das Volk mit ihnen geliefert. Ohne diesen bescheidenen Grad von Freiheit wäre ein O'Connell nie möglich gewesen und auch das britische Staatsleben wäre zum guten Theil erstarrt. Ob der Constitutionalismus an sich und dann speciell in allen Ländern vorzuziehen ist, das ist freilich eine andere Frage. Da läßt sich verschiedentlich unterscheiden. Das große Unglück der Völker ist, wenn sie, des Bestehenden müde, mit überheiztem Dampfkessel und überspanntem Segel die vollendetste Staatsform anstreben und die ehrwürdige Gewalt der Gesetzgebung zu einer unstät wirbelnden Dampfmaschine herabsinkt. Da wird schließlich alles Maschine, der Stärkste erobert sich das Steuer, und soll's kein Unglück geben, so muß der Kessel eine gewaltige Festigkeit besitzen. Jedenfalls ist solch ein Zustand viel gefährlicher und unnatürlicher, als wenn das Volk gelegentlich einmal den von ihm ernannten Gesetzgebern seine Meinung in der friedlichen Form eines Volkszuges und einer Volksversammlung zum Bewußtsein bringt.

Den Zusammensturz des Geländers einer Rednerbühne abgerechnet, bei dem indes niemanden ein Leid begegnete, verlief die Verhandlung ohne die mindeste Störung. Wir bemerkten von dem Sturz nur ein plötzliches Durcheinander, das sich aber bald wieder lichtete. Die ungeheure Volksmenge gruppirte sich, wie erwähnt, ohne sich zu theilen, um vier an dem Hügel errichtete Bühnen, auf und um welche sich die Bannerträger stellten. Oben nahmen natürlich die Redner und Comitémitglieder Platz, und unten spielten die Musikanten, bis sich der ganze Zug in einer dichten Menschenmasse aufgelöst hatte. Dann hörte die Poesie auf und die Prosa begann. Den Gegenstand der Verhandlung bildeten folgende drei Beschlüsse:

1. Diese Massenversammlung von Arbeitern, welche die industriellen Klassen von Schottland darstellt, protestirt gegen die Criminal Law Amendment Act, und während sie die sofortige und vollständige Zurücknahme dieses Statuts fordert, protestirt sie zugleich gegen die criminalrechtlichen Artikel der Master and Servant Act und die Anwendung der Conspiracy Act auf Arbeiterfragen, als in ihrem Princip ungerechte Zwangsbestimmungen, und fordert eine Aenderung derselben.

2. Diese Versammlung beschließt, nur solche Parlamentscandidaten zu unterstützen, die sich verpflichten, der vorstehenden Resolution Wirksamkeit zu verleihen; und das Comité ist beauftragt und ermächtigt, diesen Gegenstand bei künftigen Wahlen im Namen der Versammlung zu betreiben.

3. Abschriften der vorstehenden Resolutionen sollen den verschiedenen Mitgliedern des Cabinets, allen schottischen Deputirten und denjenigen Mitgliedern des Parlaments übermittelt werden, welche die „Sache der Arbeit" im Unterhause beständig verfochten haben.

Zu unserem Bedauern gelang es uns nicht, uns bis auf Hörweite durchzudrängen; indes verloren wir dabei nicht viel, da es selbstverständlich an Reportern nicht fehlte und am folgenden Tage die Zeitungen mit den stenographischen Berichten über das Meeting gefüllt waren. Aus ihnen ersah ich, daß die beiden Gesetze nicht so schlimm sind, wie die Arbeiter es glaubten. Das neue Criminalgesetz gewährt dem Vereins- und Versammlungsrecht alle gebührende Freiheit und beschränkt nur solche Zusammenrottungen, die es auf gewaltthätige Einschüchterung der nicht strikenden Arbeiter oder auf Ruhestörung und Schädigung des Eigenthums abgesehen haben. Der Groll gegen die Master and Servant Act rührte daher, daß sie im Falle eines Vertragsbruches zwischen Arbeitgeber und Arbeiter den erstern nur mit Geldstrafe, den letztern aber mit Gefängniß bedroht, jenen also gelinder behandle als diesen. Diese letztere Folgerung wurde jedoch seitens der Arbeitgeber bestritten, indem das Gesetz an sich beiderseits nur Geldstrafen verhänge und Gefängniß nur dann in Aussicht stelle, wenn der Vertragsbruch mit der Verletzung einer Person oder des Eigenthums ꝛc. verbunden sei. Wie dem sein mag, die Gesetzgebungen in Europa sind durchschnittlich dem Arbeitgeber günstiger als dem Arbeiter, und so mag es dann leicht geschehen, daß die Arbeiter sich auch dort in ihren Rechten verletzt glauben, wo es in Wirklichkeit nicht der Fall ist [1].

Die Verhandlung selbst begann auf einen Trompetenstoß, an allen vier Bühnen gleichzeitig, und bestand darin, daß die Resolutionen vorgelegt, mit Reden befürwortet und dann votirt wurden. Auf der ersten Bühne sprachen nebst dem Präsidenten der ganzen Versammlung ein Schneider, zwei Drucker, ein Polirer, ein Schuhmacher und ein Arbeitsmann ohne Profession; auf der zweiten ein Schreiner, zwei Bergleute, ein Schmied und ein Kunsttischler; auf der dritten, wo man anfänglich vor dem Spectakel der Hämmer und Ambosse kaum zum Reden und Hören kommen konnte, wurde ein Schmied zum Präsidenten erkoren, der eine lange Rede hielt, und ihm folgten dann als Redner ein anderer Schmied, zwei Eisengießer, ein Gipsarbeiter, ein Schneider, ein Schuhmacher und ein Drucker; auf der vierten spielte der Präsident der Grubenleute die Hauptrolle, dann sprachen ein Schreiner, ein Schmied, zwei Schneider, ein Gipser, ein Maurer, ein Schuster und ein Kärrner, alle mit großem Selbstgefühl, Kraft und Entschiedenheit, viele mit

[1] Uebrigens hat das Parlament später die genannten Gesetze einer Revision unterworfen und ihnen das Beleidigende eines Ausnahmsgesetzes benommen.

nicht geringer Volksberedsamkeit und umfassender Kenntniß der politischen Verhältnisse, Personen und Dinge.

Die Haltung der Reden war im ganzen mehr ruhig, berathend, auseinandersetzend als leidenschaftlich pathetisch. In der einen wurden die frühere Gesetzgebung über Arbeitervereine, in einer andern die Parlamentsverhandlungen über die eben in Frage stehenden Gesetze einer weitläufigern Erörterung unterzogen; die meisten verweilten bei dem einen oder dem andern kurzen Argument und führten einzelne Thatsachen gegen die Gesetze an, um ihre Haltlosigkeit, Härte oder Ungerechtigkeit zu zeigen. Diese waren meist recht gut erzählt, wie der Mensch überhaupt von selbst beredt wird, wenn es gilt, sein eigen Leid zu klagen. Echt populär war eine Wendung, welche einer dem augenblicklichen Umstande der Versammlung entnahm: „Nehmen wir einmal an, bei einer Gelegenheit wie die heutige wolle ein Junge gern die Demonstration mitansehen, und zufällig stimmen seine Wünsche nicht mit denen seines Herrn überein, so daß dieser ihn nicht gehen lassen will. Wenn nun unter diesen Umständen der Junge, mit dem Funken von Unabhängigkeitssinn, den man immer auch bei den jüngsten unserer Landsleute findet, sich entschließt, ohne des Meisters Erlaubniß zu der Demonstration zu gehen, indem er sich sagt: ‚Er kann mir bloß meinen Lohn nehmen, und was kümmert mich das?‘ — was wird dann geschehen? Das Gesetz, anstatt dies Gefühl der Unabhängigkeit zu ermuthigen, wird den Jungen sofort ins Gefängniß stecken und ihn mit dem niedrigsten Theil der menschlichen Gesellschaft zusammenwerfen. (Hört, hört! Schändlich, schändlich!) Ich sehe Familien-Väter und -Mütter um mich — ich wende mich an sie — darf ein solches Gesetz bestehen? (Rufe: Nein! Nein! — Beifall.) Für ein kleines Vergehen wie dieses könnte ein Junge auf Lebenszeit zu Grunde gerichtet werden.“ Pathetischer natürlich wurde die Erwähnung, daß man bereits mehr als einmal, wegen ähnlicher kleinen Vergehen, Mütter mit Säuglingen auf den Armen ins Gefängniß gesteckt habe. Mehr ironisch-humoristisch erschien es, als ein Redner zwei Männer aufrief, die bereits durch die Gesetze gelitten hätten, einen Schuhmacher, der nur dafür eingesperrt worden sei, weil er einmal ungelegener Weile zum Fenster hinausgeguckt habe, und einen Arbeiter, der durch die Haft ganz heruntergekommen, jetzt aber wieder völlig hergestellt sei. Da der Betreffende gut aussah, gab es natürlich allgemeine Heiterkeit. Ein anderes solches Opfer der Gesetze wurde aufgefordert, einige Worte an die Versammlung zu richten. Mit schallendem Beifallsruf empfangen, sprach er: „Ich bin nicht in der Absicht erschienen, eine Rede zu halten, sondern als Opfer des Gesetzes, über das wir uns billigerweise beklagen. Ich bin einer von denjenigen, welche der Sheriff Barclay mit einer Woche strengem Arrest bestraft hat, weil wir auf öffentlicher Straße umhergingen, ohne jemanden anzureden oder zu belästigen.

(Beifall. Rufe: ‚Schändlich!') Der Sheriff sagte, er strafe uns dafür, daß wir an einer Werkstatt aufgepaßt hätten, um einen von dem Handwerkerverein abgefallenen Arbeiter mit Gewalt zu einer Geldbuße zu zwingen. Aber wir hatten gar nichts dergleichen im Sinn. Der Mann hatte den Verein auf Bitten seines Meisters verlassen und kam nachher zurück, um sich wieder aufnehmen zu lassen; aber er ist nie von den Mitgliedern des Vereins gezwungen oder beeinflußt worden."

Da die Reden alle gegen die Gesetze gerichtet waren, so konnten die sie treffenden Ausdrücke, wie sich von selbst versteht, nicht sonderlich liebreich sein. Die meisten begnügten sich, sie schädlich zu nennen. Einem erschienen sie dennoch als die schädlichsten in der ganzen modernen Gesetzgebung, und ein anderer nannte sie geradezu infernalische Gesetze, was nicht sehr respectvoll lautet. Nur ein einziger Redner ließ sich von seiner Hitze und vielleicht auch vom Getränk zu Spartacusgefühlen hinreißen, indem er seine Gegner mit Ratten verglich und davon sprach, daß man sich solcher Gäste auf Tod und Leben erwehre. Da ertönten aber neben einigem Beifall auch schrille Pfiffe, und als er nun darauf bestand, es sei ein dringendes Gesetz der Natur, Ungeziefer aus dem Weg zu räumen, da wurde er noch lebhafter ausgepfiffen; der Präsident flüsterte ihm einige Worte ins Ohr und erklärte dann dem Publikum, daß des Redners Zeit verflossen sei und daß er sich begnüge, die zweite Resolution nochmals zu empfehlen. Diese Maßregelung sagt genug. Die Grundstimmung der Massen drückte wohl am besten ein Kärrner aus, welcher sagte: „Laßt die Arbeiter ihre Waffenrüstung anschnallen, laßt sie zu Felde ziehen und die Waffen nicht strecken, bis alle in ihrer Macht stehenden Mittel erschöpft sind, um die Abschaffung dieser Gesetze zu erwirken. Und wenn wir auf dem geraden, ehrlichen Weg vorangehen, dem einzigen, den wir gehen dürfen, dann mag es so schlimm kommen, wie es will, wir können noch immer mit unserem heimatlichen Barden sagen:

‚Der Ehrenmann, der frei von all'
Umtrieben und schiefen Sachen,
Wie auch Fortuna wirft den Ball,
Hat immer noch was zu lachen.'

Ich wünsche keine Gewalt zu sehen. Aber wir können noch in der Sache des Rechts einen guten Kampf kämpfen und doch im Frieden mit allen Menschen leben!" Diese Worte wurden mit wiederholtem und ungetheiltem Beifall aufgenommen. Sie entsprachen völlig der Physiognomie des Festzugs und der Versammlung.

Als wir gegen Abend noch einmal ausgingen, um etwas vom Ende der ganzen Geschichte zu sehen, da war die Versammlung bereits aufgelöst. Einzelne Trupps durchzogen mit ihren Bannern und Musikcorps die

verschiedenen Straßen; die sonst so ruhige Stadt aber zeigte an allen Punkten ein fröhliches Gewimmel und erschallte von buntem Lärm. Die Wirtshäuser groß und klein hielten allenthalben eine reichliche Ernte. Da und dort setzte es auch neben Verwirrungen etwas Streit oder Prügelei ab. Am ärgsten war das Gedränge natürlich auf den Bahnhöfen, wo es galt, die ungeheuern Volksmassen wieder aus der Stadt zu bringen. Da erforderte es seitens der Angestellten nicht wenig Umsicht und Energie, um Zug auf Zug flügge zu machen, die Scharen zu theilen, Unglück zu verhüten und etwaigen Störungen zuvorzukommen. Bei Abgang eines jeden Zuges von Viertelstunde zu Viertelstunde erfolgte ein Sturmangriff auf alle Wagen, verzweifelter Kampf um die Plätze, unter drohendem Wettern der Männer, Geschrei der Weiber und Kinder, energischem Commando der Bahnbeamten und einem Heidenlärm aller derer, die noch nicht fort konnten: in einzelnen Theilen ein etwas widerwärtiges, im großen Ganzen ein äußerst komisches Schauspiel. Da verblieb denn schließlich um des lieben Lebens willen der Sieg dem Mechanismus über die unbändige Freiheit. Der Herr der Maschine theilt die Scharen, und sie unterwerfen sich seinem Gebot. Für die Eisenbahn ist das gut; aber ob der Mechanismus eines Eisenbahnsystems das schönste Vorbild und das Ideal des Staates ist, das möchte ich bezweifeln, obwohl sich viele Leute dran gewöhnt haben, den Staat wie so eine Art Eisenbahn aufzufassen, der man sein Billet bezahlt, um dann, ohne weitere Selbstbethätigung, fortschrittlich durchs Leben zu kutschiren.

Zu meiner nicht geringen Verwunderung war ungeachtet des ungeheuern Zudrangs kein einziges Unglück zu registriren; auch wurden keine größern Excesse berichtet. Die Blätter am folgenden Montage vermeldeten, daß 120 Personen mit der Polizei zu schaffen gehabt, aber meistens nur wegen Kleinigkeiten und Dingen, die mit der Demonstration nichts zu thun hatten; es waren nur etwa 40 Personen mehr — wurde angegeben —, als die Polizei gewöhnlich jeden Samstag Abend in Sicherheit bringen muß. Mir selbst begegneten während eines anderthalbstündigen Rundganges große, dichtgedrängte Scharen, an deren volksthümlicher Heiterkeit nicht viel auszusetzen war — und verhältnißmäßig zu der großen Menschenzahl wenige Betrunkene, viel weniger, als ich erwartet hätte. Von der Dämmerung an mag ihre Zahl freilich noch gestiegen sein; denn ruhig wurde es erst um Mitternacht.

Da hätte man nun Stoff zu einigen socialpolitischen Betrachtungen. In mir hat diese Art von Volksleben weder schwarze Ahnungen noch rosige Aussichten hervorgerufen. Es war eigentlich kein Volksfest und keine revolutionäre Bewegung, keine lustige Zunftversammlung und kein drohender Arbeiterclub, keine gewaltig wirksame Erhebung und doch auch kein bedeutungsloses Spectaculum; es hatte von alledem etwas und war eben —

eine Demonstration. Es war die große Arbeiterfrage, in Form eines Massenprotests gegen Ausnahmsgesetze zur concreten Darstellung gebracht, in Volksreden vorwiegend ernst auseinandergesetzt, mit dem Prunk eines Festzuges decorirt und theilweise unabsichtlich travestirt, weniger in der Schaustellung der einzelnen Gilden als in der Bildung und Kraft der Redner und vor allem in der Zahl der Theilnehmer imponirend. Es war der überall wiederklingende Schrei der Arbeit gegen das sie drückende Kapital mit den gewöhnlichen Klagepunkten und Argumenten, Wendungen und Forderungen. In Reden wie Emblemen wurden die drei gewöhnlichen Lösungen ausgedrückt. Die erste, der gewaltsame Kampf gegen die „Ratten", wagte sich nur vereinzelt in einigen Symbolen zu zeigen; ein einziger Redner lieh ihr das Wort, und das Wort wurde in der Kehle erstickt und von der Menge ausgepfiffen. Die zweite, der legale Protest gegen die Arbeitgeber, machte der Hauptsache nach die ganze Demonstration aus — es ist aber eben eine unzureichende, ungenügende Lösung. Die dritte, Ergebung der Arbeit unter die Herrschaft des Kapitals, getraute sich nur bedingungsweise als Trost für etwaiges Mißlingen zu äußern:

Der Ehrenmann, der frei von all'
Umtrieben und schiefen Sachen,
Wie auch Fortuna wirft den Ball,
Hat immer noch was zu lachen!

Ein schlechter Trost das, der sich nur wenig über die Tröstungen einer Whiskybottle erhebt — in Summa keine Lösung. Ein guter Theil von diesem Galgenhumor, der schließlich zu allen Mißständen lacht, lag in dem komischen Festgepränge des Zuges. Aber es ist eben Galgenhumor. Er mag für den Augenblick mißliebigen Dingen eine heitere Wendung geben, den Verdruß vergessen lassen und im Verein mit dem Massenbewußtsein den Einzelnen über seine Lage hinaus erheben. Aber welche moralische Kraft kann das alles verleihen, wenn an den Einzelnen wirkliches Leiden, wirkliches Unrecht herantritt, wenn er vereinsamt einem strengen und unbarmherzigen Herrn gegenübersteht, wenn er für kleine Vergehen unverhältnißmäßig hart bestraft wird, wenn in dem rauhen Kampf ums Dasein das Familienleben in Jammer scheitert? Was hilft's, daß der Arbeiter Zeitungen und Romane liest? daß er als Politiker den Verhandlungen des Parlaments folgen kann? daß er Reden losläßt und von Parlamentsmitgliedern einen Demonstrationsbrief erhält? Das eigentliche Elend liegt schließlich doch daran, daß Arbeit wie Kapital die Religion vergessen. Wäre der Ehrenmann mit Herz und Seele ein Christ und glaubte er anstatt an einen Fortunaball an die liebevolle Vorsehung Gottes, er würde aus allen Ereignissen nicht bloß etwas Galgenhumor schöpfen, sondern lebendigen, beseligenden, übernatürlichen Trost, stichhaltig in allem Leiden und siegreich

in jeder Widerwärtigkeit. Identificirte sich das Kapital nicht mit dem Mammon, so würde es die Arbeit nicht als ausschließliches Mittel für seine Zwecke auszubeuten suchen, und viele Klagen des Arbeiters würden verstummen.

Wie ganz anders mag Edinburgh ausgesehen haben, als noch Königin Margaretha von ihrem Schlosse stieg, um bei den ärmsten ihrer Unterthanen als Trösterin und Freundin zu weilen, als noch Zünfte und Gilden ihren Feierschmuck anlegten, um König und Königin, umgeben von Fürsten und Bischöfen, nach Holyrood zu geleiten; als noch die unter sich befreundeten Stände jubelnd in der fröhlichsten Pracht mittelalterlicher Zeit ihrem Souverän entgegenzogen! Da brachte jedes Jahr seinen Feierzug, jedes Fest seine herrlichen Aufzüge und Processionen. Die Zünfte zogen nicht aus, um zu klagen, sondern um ihren wohlverdienten Reichthum zu zeigen. Die Arbeiter waren keine Klasse, die sich grollend dem Uebermuth der reichern Klassen entgegenstellt, sondern zufriedene Mitglieder ihrer jeweiligen Zunft. Da wurde keiner ins Loch gesteckt, weil er am Karfreitag ein paar Stunden Arbeit verabsäumt. Da hatte man fröhliches Leben am Sonntag und brauchte nicht den Samstag zu feiern, um den Sonntag im besten Fall langweilig, wenn nicht im Katzenjammer, zuzubringen. Da gab es Tage Unserer Lieben Frau und der Apostel und anderer Heiligen, die den Arbeiter rasten ließen; da gab es viel mehr Volksfeste und Freudentage, die ihm Abspannung gewährten; da gab es viel mehr Kunst und Poesie, Volksthum und Volkshumor, die alle Stände erfreuten; da gab es hundert Klöster und fromme Stiftungen, die sich der Armen annahmen. Man *demonstrirte seinen Glauben* an den menschgewordenen Gott, der 30 Jahre als Arbeiter im Häuschen von Nazareth für unsere Erlösung sich abmühte — und mit dieser *einen* Demonstration war die Arbeiterfrage gelöst.

13. Hawthornden und Roslin.

Um die schließlich doch einförmigen Stadtwanderungen zu unterbrechen, gehen wir heute aufs Land, nach Hawthornden und Roslin. Es sind das bloß zwei Dörfer, und es ist daselbst nichts zu sehen als ein zerfallenes Schloß, eine alte Kapelle, ein alter Landsitz und ein kleines Flußthal, das die bescheidenen Herrlichkeiten verbindet. Aber Walter Scott hat sie berühmt gemacht, und sie gehören zu den „Löwen" von Schottland.

Die Eisenbahnfahrt von Edinburgh nach Hawthornden zeigt uns einen Theil des Lowlands, schönes, fruchtbares Land, das gerade Gegentheil der hochländischen Heide. Jeder Fleck ist bebaut, und die schönsten Wiesen werden von Gärten, Aeckern, Baumgärten, Wäldern, Pflanzungen aller Art in angenehmster Weise unterbrochen. Alle vier Bücher Georgica haben wir hier beisammen, den Weinbau abgerechnet, dann und wann etwas Idylle dazwischen, ein behäbiges Landhaus oder ein altes Schloß oder ein Dörflein. Die Gegend ist eben, eine schöne Niederung, die von den Pentlandhügeln her im Süden sich nach dem Firth verläuft, von dem Flusse Esk durchströmt, dessen zwei Arme sich ungefähr in der Mitte der Ebene vereinen. Die Bahn schneidet den nördlichen Arm, folgt ihm eine Weile auf die Entfernung einer Meile und nähert sich ihm in Hawthornden, wo der Fluß neben seinen vielen kleinern Windungen ein völliges S beschreibt. Die Ueberraschung, die man hier empfängt, ergibt sich theilweise daraus, daß man, auf die Steigung der Bahn nicht achtend, sich plötzlich ziemlich hoch über dem Flusse befindet und zu ihm hinabsteigen muß. In der engen, tiefen Rinne nimmt die Vegetation den reichsten Aufschwung; die Idylle weicht der Romantik, Fels und Wald führen ein herrliches Schauspiel auf. Das Stück ist aber kein melancholisches Traumstück wie im Hochland, sondern ein Bild sprudelnder Lebensfülle. Das ganze Flußthal ist nur eine Guirlande von duftigem Laubwald, durch Fels und Wasser in tausend frische Büsche getheilt, in welchen Sonnengold und Waldesschatten, flimmerndes Grün und dunkler Sammetgrund, knorriges Gezweig und überwallende Laubmassen, moosbekränzte Felsen und der schäumende Fluß durcheinanderspielen. Ein frischer Morgenwind hält all diese Farbentöne in fröhlichem Tanz, und der lichtblaue Himmel singt sonnenhelle Solos dazwischen. Wie

die schöne Natur durch Versailler Gartenkunst und Buchszöpfe verpfuscht würde, so trägt ein feiner englischer Park im Vordergrund nicht wenig dazu bei, die Schönheit des Bildes zu erhöhen. Nichts ist da erkünstelt oder gezwungen, nichts steif oder todt. Aber die ordnende Hand hat den schönsten Blüthenschmuck in den grünen Busch gestreut, und die schlichten Waldeskinder gewinnen nur in der Gesellschaft der frei und frisch duftenden fremden Genossen. In der Mitte steht ein altes Schloß oder eher ein alter Landsitz mit schloßähnlichen Anbauten, mit Epheu überschüttet, obwohl gut erhalten, doch altersgrau, ehrwürdig, und vor ihm eine gewaltige Platane, die sich in vier Bäume spaltet und über duftenden Beeten ein riesiges Laubdach wölbt. Man nennt sie „die vier Schwestern".

Der Name des Schlößleins ist Hawthornden (mit dem Accent auf der letzten Silbe), d. h. Weißdorn-Dickicht, der Name seiner Besitzer Drummond von Hawthornden. Wie hoch ihr Stammbaum reicht, weiß ich nicht. Eine Inschrift verewigt einen Sir William Abernethy von Hawthornden, einen tapfern und wackern Krieger, der 1338 in einem Kampfe den Lord Douglas fünfmal in einem Tage aus dem Sattel hob und doch noch vor Sonnenuntergang gefangen genommen wurde. Eine andere Inschrift ist dem Herrn Wilhelm Drummond von Hawthornden gewidmet, der da war „ein Poet und Historiograph, eine Ehre seiner Familie und eine Zierde seines Landes". Dieser Drummond war der erste schottische Dichter, welcher sich in seinen Poesien eines reinen Englisch befliß, der Vater der neuern schottischen Literatur, die der Sprache und Form nach allerdings in der britischen aufgeht, aber in ihren Stoffen, Motiven, Bildern recht viel Nationales bewahrt hat. Er hat 1638 das Castell seiner Väter ungefähr in der heutigen Form restaurirt und lebte hier in der poetischen Waldeinsamkeit ganz selig und vergnügt den Musen.

O dreimal glücklich, der in schatt'gem Hain
Fern von der Welt lebt seines Herzens Träumen!
Dir naht, Einsiedler, aus des Himmels Räumen
Die ew'ge Liebe. Du bist nicht allein!
Der frische Quell schmeckt süßer als der Wein,
Von dem bei Hof die gift'gen Becher schäumen,
Und mehr erquickt der Duft von diesen Bäumen,
Als eitles Lob, das Eitle dort sich weihn.
Der Taube Ruf, der Vögel Melodie
Mir süßre Labung, reinre Freude spendet
Als Schmeichelwort auf stolzer Galerie,
Das Lieb' in Haß und Werth in Schande wendet.
Dort in der Welt nur Jammer, Qual und Sorgen —
Hier quillt mir Seligkeit an jedem Morgen!

So hat der poetische Einsiedler seine in der That herrliche Wohnung besungen, und steht das zu lesen in den „Allerfeinsten und wohlgefeilten

Gedichten des großen Hofdichters Herren Wilhelmus Drummonden, dessen Arbeiten in Versen sowohl als in Prosa, bis anhero so theuer dem Prinzen Heinrich und dem König Karl, leben und blühen werden durch alle Zeitalter, solange es Menschen gibt, sie zu lesen, oder Kunst und Urtheil, um sie zu preisen. 1659". Also lautet der Titel seiner „fürtrefflichen" Gedichte, und ist da beinebens auch zu sehen sein Wappenschild, welches nicht weniger als 52 Felder enthält. 1619 empfing Drummond hier den englischen Dramatiker Ben Johnson, Shakespeares Freund, der ihn auf einer Fußreise besuchte. Gemäß der britischen Vorliebe für Namensabkürzungen soll er den königlichen Hofdichter angeredet haben:

Welcome, welcome, royal Ben!

Dieser aber benutzte den Titel des Hauses, um gleich gereimt zu antworten:

Thank ye, thank ye, Hawthornden.

Ben Johnson blieb drei Wochen bei seinem schottischen Gastfreunde und muß sich dort wohlbefunden haben; denn er schrieb ihm nachher gar freundlich von London aus. Der Landedelmann aber hatte unterdessen in sein Tagebuch folgende Skizze über ihn notirt, die er wohl nicht für die Oeffentlichkeit bestimmte, die aber wie so viele andere Privat-Gedankenspäne großer Männer nachher gedruckt wurde: „Er ist ein großer Liebhaber und Ruhmredner seiner selbst, ein Verächter und Verspotter anderer, eher bereit, einen Freund als einen Witz zu opfern; eifersüchtig auf jedes Wort und jede Handlung seiner Umgebung, besonders aufs Trinken versessen, das eines seiner Lebenselemente bildet; seine Schattenseiten sucht er zu vertuschen, prahlt mit vielen Vorzügen, die er nicht hat, anerkennt nichts als gut, außer was entweder er oder einer seiner Freunde und Landsleute gesagt oder gethan hat; er ist leidenschaftlich freundlich und aufgebracht; nachlässig, etwas zu gewinnen oder zu behalten; rachsüchtig, aber, wenn gut heimgeschickt, auch gegen sich selbst; er ist für jede Religion, in beiden bewandert; er deutet Worte und Thaten oft aufs schlimmste; er ist ganz von seiner Phantasie beherrscht, die allzeit über seine Vernunft den Sieg davontrug, eine allgemeine Krankheit bei vielen Poeten."

Der poetischen Unarten ungeachtet, die diese offenherzige Schilderung an beiden voraussetzt, hat die gegenseitige Bekanntschaft jedenfalls günstig auf die Literatur gewirkt, indem sie Schottland und England einander näherte und die Aufnahme der unverkennbar reichen poetischen Elemente und Kräfte Schottlands in die englische Nationalliteratur anbahnte.

Ins Schloß eingeführt, erwartete ich, einige der alterthümlichen Außenseite entsprechende Gemächer zu schauen, den Kamin, an welchem sich der Dichter im Winter erlabte, und den Sorgenstuhl, in welchem er seine Reime corrigirte; aber das sollte noch poetischer werden. Statt hinauf

wurden wir hinunter, und statt in Gemächer in Höhlen geführt, die unter dem Schloß in mehreren Veräſtungen den Felſen zerklüften, geräumige Höhlen, in denen man bequem ſtehen und gehen kann: eine völlige ausgedehnte Kellerwohnung. Ein Gang, welcher der „Königsgang" heißt, über 20 m lang und etwa 2 m breit, führt hinein. Auf ein paar Stufen kommt man zunächſt hinab in „des Königs Schlafzimmer", welches durch einen zweiten Gang mit einer Quelle und einem andern Ausgang in Verbindung ſteht. Wieder ein paar Stufen hinab, und wir ſind in „des Königs Wachtzimmer" (Guard Room), das über 100 viereckige Oeffnungen hat, und rechts von dem Gang iſt eine weitere Höhle, welche „des Königs Speiſezimmer" heißt. Ich brauche nicht zu ſagen, daß dieſer Complex von Gängen und Höhlen einen ganz phantaſtiſchen Eindruck macht. Ein ſolches unterirdiſches Neſt iſt ja ein Hauptelement in Ritterballaden und Ritterromanen. Und gar der Königsname! Nach der Volksſage ſoll ein Pictenkönig hier gehauſt haben; hiſtoriſch begründeter iſt die Anſicht, welche die Räume mit den Vorkämpfern ſchottiſcher Unabhängigkeit im Anfang des 14. Jahrhunderts bevölkert. Sicheres weiß man aber nicht, und ſo iſt der Phantaſie in dem wunderlichen Felſenbau der freieſte Spielraum eröffnet. Aus einer der Luken ſpringt eine ſchmale Felskanzel vor. Da ſieht man, daß man ſich, obwohl unter dem Schloß, noch auf bedeutender Höhe befindet, auf einer Felswand, die ſteil nach dem Fluß hin abfällt. Da dieſer gerade hier in vollſtändigem Bogen ſich zwiſchen Wald und Fels windet, ſo iſt die Ausſicht unvergleichlich ſchön und aus dem dunkeln Schacht heraus eine entzückende Ueberraſchung. Eine reiche Waſſermaſſe ſchäumt jugendfriſch über wildes Geröll und Felsſtücke, der Wald theilt ſich in die ſchönſten Couliſſen, um den Fluß in ſeiner vollen Schönheit zu entfalten, und hüllt ihn dann wieder träumeriſch in eine wogende Cascade von Laubwerk. Einen ſolchen Reichthum von Baumſchlag habe ich ſelten getroffen — Eichen, Ulmen, Eſchen, Föhren, Buchen, Weiden, Trauerweiden, Eiben, Holunder buſchen ſich in mannigfaltiger Abſtufung von Form und Farbe, Licht und Schatten über die mit Farnkräutern überfloſſenen Felſen und die Moosdecke altersgrauer Stämme: ein wahres Jubellied von Pflanzenleben; fröhliche Vögel und ſummende Inſecten fehlen natürlich auch nicht, um das Bild zu beleben, — und da ſonſt alles ſtill und beſchaulich, ſo mangelt hier wirklich nichts zu der glücklichſten lyriſchen Einſamkeit.

Durch die Höhlen zurückgeführt, genießen wir auf die Empfehlung eines Freundes hin die Gunſt, uns in dem reizenden Park ringsum nach Herzensluſt zu ergehen. Welch ein Paradies! Wirklich eine unerſchöpfliche Fülle der ſchönſten Schattenplätze und der träumeriſchſten Lauben, der anmuthigſten Baumgruppen, der intereſſanteſten Landſchaftsbilder. Wir müſſen weiter eilen, um nicht bei einer einzigen Eiche oder Eibe ſchon ſtecken zu

bleiben. Etwas weiter hinauf wird der Fluß durch einen bescheidenen Steg überbrückt; eine Thüre, nur von innen jedermann offen, entrückt uns der Herrlichkeit des glücklichen Drummond.

Aber da fängt gleich ein neues Landschaftsgedicht an. Denn der Glen, den wir hier betreten, ist in seiner Art nicht weniger klassisch als classic Hawthornden, ein kleines romantisches Flußthal von der reizendsten Anlage und Zeichnung. Da ist nun natürlich nichts als Natur, wilde Wald- und Felsscenerie, aber ein Reichthum von Formen und Gruppen, daß man sich an immer neuen Ueberraschungen sättigt. Ein steiler Bergpfad schlängelt sich den Windungen des Flüßchens entlang, hüpft über vorspringende Felsen, weicht hinein in dichtes Gebüsch, klimmt hinauf an eine kleine hemmende Felswand, schlingt sich wieder sanft grüne Matten hinab, geräth am Fluß abermals in die Enge und wiederholt dann seine neckische Kunst in neuen Windungen, Anläufen und Senkungen. An den Halden wimmelt es von Erdbeersträuchen; sie sind aber alle schon längst abgemaust. Diese Geschenke der Ceres oder der Waldgötter übten, wie man mir sagt, eine bedeutende Anziehungskraft auf die Edinburgher aus, bevor noch die Gegend ob ihrer Romantik aufgesucht wurde. Was letztere betrifft, so mag es eine Täuschung sein, daß sie mich wie etwas ganz Neues und Niegesehenes überraschte. Welches Land hat denn nicht solche liebliche Flußthälchen, und gar die Schweiz, Tirol und das Rheinland! Wie dem sein mag, das hiesige kam mir ebenso niedlich und mannigfaltig vor als irgend etwas Aehnliches, was ich bisher gesehen, und von Ermüdung war keine Rede. Besonders schön sind die Partien, wo der Weg hart an den Fluß hinabsteigt oder gar dem Felsen selbst abgewonnen ist, so daß Fels und Schlingpflanzen darüber hereinhangen, während das jenseitige Ufer, von knorrigem Wurzelgeäste zusammengehalten, von Moos überkrustet und von großen Sandsteinblöcken verbarricadirt, den Fluß in die Enge treibt und seinen Lauf beschleunigt. An den Felsen rechts und links sind mehrere Höhlen, von denen eine dem Freiheitshelden Wallace als Versteck gedient haben soll. Nach einem kleinen Halbstündchen — kaum so viel — zeigt sich bei einer plötzlichen Wendung Roslin Castle, die Ruine einer alten Feste, zwischen dem wogenden Gezweige, ein Prachtstück einer Burgruine. Viel ist eigentlich nicht erhalten; aber der Ansatz zu drei theils aus dem Felsen gehauenen, theils an denselben angebauten Gewölbereihen ist imposant genug, um die Vorstellung eines bedeutenden Schlosses zu erwecken. Einige der Gewölbe werden als Burgverließe bezeichnet und sehen auch richtig danach aus. Reicher Pflanzenschmuck umkränzt alle Ecken und Kanten, und der Fluß macht durch eine tiefe Krümmung den Schloßfelsen zu einem malerischen Vorgebirge.

Ein steiler Weg führt hinauf zu einem jüngern, aber auch nicht mehr jungen Hause, das an einer Thüre die Inschrift trägt: S. W. S. 1662.

Es ist ein bescheidenes dreistöckiges Haus, ohne Schmuck, aber um so mehr durch die verschwenderische Pracht des Thales ringsum begünstigt. Ob es bei den täglichen Touristenbesuchen noch eine angenehme Wohnung bildet, ist freilich eine andere Frage.

Ueber den Ursprung des Schlosses weiß man nichts Genaues. Die Familie Sinclair (eigentlich St. Claire) stammt aus Frankreich. Unter Alexander I. erscheint der erste Sinclair als Baron von Roslin, seine Nachkommen gelangten zu großem Ansehen und einige zu hohen Würden des Reiches, daher sie in Geschichte und Ritterfage eine bedeutende Rolle spielen. In den englisch-schottischen Kriegen am Anfange des 14. Jahrhunderts erlebte das Schloß harte Tage des Kampfes und der Belagerung; auf einem Felde in der Nähe wurde am 24. Februar 1303 eine Schlacht geschlagen, in welcher eine schottische Armee drei englische besiegte.

Three triumphs in a day!
Three hosts subdued by one!
Three armies scatt'red like the spray
Beneath one summer sun.

Drei Siege in einem Tag!
Drei Scharen bezwungen durch eine!
Verweht wie Schaum ein dreifach Schlachtheer lag
In eines Sommertages Abendscheine.

Heinrich VIII. brach die Feste 1544; wiederhergestellt fiel sie 1650 der Cromwellschen Revolutionsarmee unter General Monk in die Hände. Bei einem Pöbelaufstande, 40 Jahre später, wurde das Werk der Zerstörung an dem Schlosse wie an der nahen Kapelle bei nächtlicher Weile weitergebracht, doch glücklicherweise nicht vollendet.

Die glänzendste Periode Roslins (auch Roßlyns) fällt in die Zeit Jakobs II. (Mitte des 15. Jahrhunderts), da Wilhelm, Lord von Roßlyn, Earl von Orkney, Herzog von Oldenburg (?), Großadmiral und Kanzler von Schottland, hier Hof hielt. Dem dienten, wie die von Hay verfaßte Familienchronik berichtet, drei hohe Lords bei Tafel als Haushofmeister, Truchseß und Schenk, und seine Frau hatte 75 Zofen, darunter 53 Töchter adeliger Herren, alle in Sammet und Seide gekleidet, und 200 Rittersleute zu Pferd als Gefolge auf all ihren Reisen, und als sie einmal nachts in Edinburgh ankam, wurden 80 Fackeln vor ihr hergetragen. Ihre Gemächer aber waren herrlich ausgestattet mit gestickten Teppichen und Tapeten.

In derselben Chronik wird berichtet, daß eines der Edelfräulein einmal fast mitsamt dem Schloß verbrannt wäre. Herr Eduard Sinclair von Dryden kam nach Roslin zu dem Fürsten, um mit ihm zu jagen, und da sie gegen das Schloß hin kamen, ereignete sich's, daß sie eine Menge Ratten sahen und darunter eine alte blinde, welche von den übrigen an

einem Strohhalme geführt wurde. Und sie wunderten sich sehr und dachten nicht, was noch folgen würde. Aber vier Tage nachher, am Feste des hl. Leonhard, ließ die Fürstin, welche eine große Liebhaberei für kleine Hunde hatte, eines ihrer Edelfräulein unter ihr Bett leuchten, um einen der Hunde hervorzutreiben. Als diese solches that und nicht acht hatte, steckte sie das Bett in Flammen, und das Bett flackerte auf und verbrannte. Und dann faßte das Feuer die Decke des großen Gemaches, und die Fürstin und alle andern, die in dem Gemache waren, mußten fliehen. Da des Fürsten Kapellan dieses sah und all der Schriften seines Herrn gedachte, welche oben in dem Thurme waren, eilte er dorthin. Die Nachricht von diesem Feuer drang zu des Fürsten Ohr durch das jämmerliche Geschrei der Frauen und Edelfräulein und betrübte ihn sehr, namentlich weil er für seine Urkunden und sonstigen Schriften fürchtete. Als jedoch der Kapellan, der sich gerettet hatte, indem er ein Glockenseil an einen Balken band und sich daran herunterließ, ihm die Schriften überbrachte, wurde er sehr fröhlich und ermahnte die Fürstin und ihre Edeldamen, allen Kummer fahren zu lassen. Auch belohnte er den Kapellan gar reichlich und baute zum Danke auf der Stelle, wo ihm die Schriften überreicht wurden, ein Colleg oder Hospiz, da er in deren Rettung eine besondere Gnade erblickte.

Weil es neben der schönen Lage hauptsächlich Geschichte und Sage ist, welche ein altes Schloß kurzweilig machen, so mag man sich schon noch eine kleine Geschichte gefallen lassen, die durch den Tourismus hier fortlebt. König Bruce hatte in den benachbarten Pentlandhügeln schon lange einer weißen Hindin nachgejagt, aber ihre Behendigkeit hatte alle Anstrengungen seiner Hunde vereitelt. In seiner Verzweiflung wandte er sich an seine Adeligen und bat sie, ihm bessere Hunde zu verschaffen. Da erhob sich Herr Wilhelm St. Claire von Roßlyn und wettete seinen Kopf, daß seine beiden Lieblingshunde Help und Hold (Hilf und Halt) den Hirsch fassen würden, bevor er den Märzbach erreiche. Der König nahm das Anerbieten an und versprach dem Ritter den Wald von Pentland Moor, wenn er die Wette gewänne. Die weiße Hindin ward erst durch ein paar andere Hunde aufgescheucht und im rechten Augenblick Help und Hold von der Leine gelassen. Fort waren sie in sausendem Galopp und Herr Wilhelm hinter ihnen drein. In der Nähe des Märzfeldes erreichte er endlich den Hirsch, sprang vom Pferde und suchte ihm den Weg zu versperren. Alles wäre aber verloren gewesen, hätte nicht Hold in diesem Augenblick den Hirsch gehalten und Help ihn von dem Märzbach weggescheucht und tödlich gebissen. Da kam der König von seinem Standort herunter und umarmte den Ritter und verlieh ihm viele Stücke Landes nach seinem Versprechen. Der Ritter aber, so in seiner Noth gar wacker zu der heiligen Jungfrau St. Katharina gerufen hatte, baute ihr zum Dank die Kapelle zur Hoffnung in den Pentlandhügeln.

Seit der Reformation spielt keiner der St. Claire eine hervorragende Rolle. Mehrere der spätern waren indes noch Patrone und Protectoren der Bauhütten und Maurergilden in Schottland. In der schon erwähnten Chronik Hays, eines spätern Sprößlings der Familie, wird eine Vollmachtsurkunde mitgetheilt, welche die Meister der Bauhütte von Dundee also unterschrieben: „Mit unserer Hand an der Feder, geführt vom Notar, unterschreibend nach unserem Verfügen, weil wir nicht schreiben können" (our hands at the pen led be the Notar, undersubscriveand at our commands, becaus we can not writ). Der letzte Sinclair, der am Anfange dieses Jahrhunderts lebte, legte seine erbliche großmeisterliche Würde in die Hände der Innung zurück.

Zwischen den Schloßruinen hindurch gelangen wir auf sehr steilem Pfade auf ein Plateau, das 20—30 m über der Schlucht liegen mag, und hier ist die Hauptmerkwürdigkeit der Gegend, eine kleine alte Kapelle, Roslin Chapel, die der berühmteste der Sinclairs, der Admiral und Kanzler, um die Mitte des 15. Jahrhunderts gebaut hat und die, der Schicksale des Schlosses und des Bilderssturmes unerachtet, einer völligen Zerstörung entgangen ist. Ja, so viel hat sich davon erhalten, daß sie vollständig hergestellt werden konnte und nunmehr den Episkopalen als Kirche dient. Sie steht bei den Kennern der gotischen Baukunst nicht in gutem Ruf, und doch hat mich ihr erster Eindruck bezaubert.

Zunächst erfreute mich, wie an andern hiesigen Bauwerken, der schöne Rasenplatz, der sie umgibt. Die sorgfältige Pflege des Rasens ist nun freilich auf den britischen Eilanden keine Seltenheit. Man hat eine Vorliebe für schöne grüne Plätze und verwendet mehr darauf als anderswo. Kaum gibt es eine Stadt, die nicht etwas wie einen Park hätte, und kaum ein Stadtquartier, das seines schönen grünen Squares entbehrte. In den allerlebhaftesten Plätzen des Handels und der Industrie begegnet man langen Reihen von Häusern, deren jedes nicht so sehr sein Gärtchen als einen artigen kleinen Rasenplatz vor der Fronte hat. An den Landhäusern entwickeln sich diese Plätze in parkartiger Breite, bei größern Landsitzen werden sie förmliche Parks, und in diesen findet man wieder feine Bowling-Greens (Spielplätze), die gleich Kleinodien gepflegt sind. Die größte Sorgfalt wird darauf verwandt, diese Plätze ganz eben, das Gras möglichst dicht und zugleich möglichst kurz zu halten. Dadurch kommen wahre Sammetteppiche zu stande, die sich weich und angenehm hier um Blumenbeete, dort zwischen Hecken und Gebüsch, aber auch unmittelbar um die Gebäude legen. Steifheit wird dadurch vermieden, daß die Wege meist in Curven angelegt, die Rasenplätze selbst durch mannigfaltiges Buschwerk und Blumenbeete unterbrochen sind. An Gebäuden dienen Epheu, Immergrün, schöne Ranken und Kletterer zur Hebung des Schmuckes. Aber wie man keines dieser

Elemente durch gezwungene Haarkräuslerei in steife, barocke oder verzerrte Formen drängt, so überläßt man auch nichts sich selbst; und auch das anscheinend Vernachlässigte und üppig Ueberwuchernde steht unter kunstvoller Ueberwachung. Als decoratives Element für Gebäude scheint mir diese Verwerthung der Natur von entschiedenem Vortheil. Der schönste Bau verliert auf langweiligem Straßenpflaster oder in struppiger Wildniß; die einfachste Zeichnung gewinnt durch den grünen Rasensaum und die zarte, geschmackvolle, durchaus ungekünstelte Staffage, die ja der freiesten Behandlung und Abwechslung Raum gibt.

So steht also hier diese Kapelle auf einem saubern und doch anscheinend leicht hingeworfenen Rasenteppich, von schönem Buschwerk und Baumgruppen umgeben, an sich ein höchst merkwürdiges Erzeugniß der Architektur. Die Kenner sind, wie gesagt, nicht gut darauf zu sprechen. Sie finden die constructiven Gesetze darin schreiend verletzt, schon das Aeußere bizarr und überladen, das Innere aber noch fehlerhafter und abenteuerlicher. Man hat dreizehn verschiedene Arten von Bogen an dem kleinen Bau gezählt, von der übrigen Mischung spätgotischer Formen nicht zu sprechen. Unwillkürlich versetzte indes das niedliche Ding meine Phantasie in Schwingung, und dem Künstler nachphantasirend, fand ich es schön.

Die Formenfülle eines großen gotischen Domes ist hier auf den Raum eines ziemlich kleinen Dorfkirchleins zusammengedrängt, und die architektonischen Entwicklungen der mittelalterlichen Jahrhunderte sind in einen Brennpunkt gesammelt, so jedoch, daß kunstvoller Schmuck das Verschiedenartige harmonisch verbindet und noch einige Einheit in der Formenfülle vorhanden ist. Chateaubriand und andere lassen den gotischen Dom aus der Nachahmung der germanischen Wälder erstehen. Säulenbündel, Gewölbe, Laubschmuck, das ehrwürdige Helldunkel und die magischen Lichter, alles begünstigt den Vergleich und die Erklärungsweise. Da möchte diese Kapelle ein artiges, versteinertes Wäldchen sein, ganz der Scenerie des Thales von Hawthornden entsprechend, nicht hoch und großartig, aber bezaubernd schön und überfluthend von vegetativen Formen. Die schlanken Stämme, der wallende Laubschmuck, die zierlichen Lauben, die bemooste Felswand, das üppige Strauchwerk, alles hat sich hier versteinert, und in der Ornamentik finden sich die Rosen und Röschen, die Epheuguirlanden und das Kleeblatt, das Eichenlaub und die Fächer des Farnkrautes, die Sterne der Waldblumen und die Kränze der Schlingpflanzen, kurz der ganze vegetative Formenreichthum des anmuthigen Thales wieder, so reich, so schön, so anziehend wie dort. Wer Sinn für die Miniaturarbeiten des höchsten Künstlers hat, wird weit entfernt sein, eine solche Nachahmung ganz schonungslos zu verurtheilen. Warum sollte es denn nur Hochwälder und warum nur hohe Dome geben? Uebrigens war die Absicht des Erbauers und Künstlers

nur das Bestreben, etwas Prunkvolles, Prächtiges, ein glänzendes Prachtstück zu leisten. Daß bei den kleinen Dimensionen nun die großartige Idee der Kirche nicht zur Darstellung kommen konnte, das kann man dem Architekten nicht verargen. Um so mehr ist es ihm gelungen, die Idee des Gotteszeltes, des Tabernakels, zu verwirklichen. Die Kapelle ist eigentlich ein glänzendes steinernes Sacramentshäuschen, in welchem eine blühende Lebensfülle von Sculpturen den höchsten Schatz der Erde umkränzt. Grund- und Aufriß aber ist der einer Kirche mit zwei Seitenschiffen und einem hohen Mittelschiff, aber ohne Chor; dagegen vereinigen sich die verlängerten Seitenschiffe an der Ostseite zu einer niedrigen Liebfrauenkapelle, wie man solche hier nicht selten auch in Kathedralen hinter dem Hochaltar angebracht findet. Zeigt die Kapelle schon in ihrem Aeußern einen großen Reichthum an architektonischem Schmuck, so ist doch erst im Innern das ganze Füllhorn vollständig ausgegossen über die Säulenkapitäle, die Fensterfassungen, die Bogen, die Gewölbe, die Nischen, die Gesimse, vor allem über die niedliche Liebfrauenkapelle. Man wird im ersten Augenblick fast betäubt von der verschwenderischen Pracht. Aber leicht und schwungvoll wölbt sich das Mittelschiff aus diesem steinernen Garten; hell und ungezwungen wogt der üppige Schmuck der Kapitäle aus den einander ähnlichen Säulenbündeln hervor; ohne sich zu verwirren, wechseln die Formen verschiedener Perioden und fließen ineinander über. Das Auge schwelgt in dem Ganzen, und dieser Genuß vervielfältigt sich bei der Betrachtung des Einzelnen. Da ist nun kein Kapitäl und kein Gesimse, kein Fenster und kein Bogen ganz dem andern gleich. Alle nur erdenkliche Pflanzenornamentik umwuchert die einfachen Grundlinien des Ganzen, der Stein belebt sich in unerschöpflicher Triebkraft, und seine Laubkronen und Gewinde sprossen zahllose Kreuze und Rosen; dazwischen finden sich Engel mit den mannigfaltigsten Instrumenten, stolze Ritter und Krieger, Mönche, Könige und Königinnen, das Osterlamm mit dem Banner, Tauben ꝛc. Auch an grotesken Figuren fehlt es nicht; hier ist ein Fuchs, der eine Gans gestohlen und von dem nacheilenden Bauer verfolgt wird, dort der Sensenmann Tod, der zusammengekauert am Boden sitzt, und dann wieder ein Todtenkopf, aus dessen grinsenden Höhlen Blüthen sprießen. Dazu kommen dann größere Gruppen: die Kreuzigung mit neun Figuren, auf welche von einem andern Säulenkapitäl eine Schar von Jüngern hinunterblickt; die Abnahme vom Kreuz; Engel, die den Stein vom Grabe wälzen, andere Engel, die musiciren; der Chor der Apostel, eine Gruppe von Martyrern; der verlorne Sohn, der seine Schweine hütet; Samson, welcher den Palast der Philister zusammenstürzt; die sieben Todsünden in Figur eines stolzen Pharisäers, eines Geizhalses, des reichen Prassers, des trägen Hirten und des sündigen Buhlen, nach denen der alte Drache mit geöffnetem Rachen schon die Tatze ausstreckt; die sieben Werke

der leiblichen Barmherzigkeit, sehr schön und sinnig ausgeführt; die neun Engelchöre ꝛc. Am meisten interessirte mich, den Todtentanz, den ich bisher nur gezeichnet, gestochen oder gemalt gesehen, einmal in Stein verewigt zu finden, und zwar fast so reich als bei Hans Holbein: da waren ein König, ein Höfling, ein Cardinal, ein Bischof, ein eitel Edelfräulein mit dem Spiegel, eine Aebtissin, ein Abt, ein Bauer, ein Ehemann mit seinem Weib, ein Kind, ein Gärtner, ein Schreiner und ein pflügender Ackersmann, und der Knochenmann, der den unerbittlichen Reigen führt, alles fein ausgeführt, leicht erkennbar.

Die berühmteste architektonische Curiosität aber, hundertmal gezeichnet, gestochen, gemalt, photographirt und nachgebildet, ist der sogen. Prentice Pillar, an der Ecke der Liebfrauenkapelle zunächst dem Liebfrauenaltar. Es ist ein Pfeiler aus weißlichem und röthlichem Sandstein, an Dimension und Anlage den übrigen gleich, d. h. ein Bund feiner, schlanker Säulen, welche durch prachtvolle Kapitäle in mehrere Säulenbündel getheilt sind. Aus den vier Haupteinschnitten des Sockels aber entspringen vier Doppelkranzgewinde, die sich, etwa 50 cm voneinander entfernt, um den Pfeiler schlingen und oben je in ein eigenes Kapitäl auslaufen, so daß das Ganze nicht einem umkränzten, sondern einem verwachsenen und kunstvoll verschlungenen Baume gleicht. Offenbar war es ein schwieriges Problem, den Eindruck des Barocken, Rococohaften zu vermeiden; doch scheint mir dasselbe hier gelöst; denn leicht und schwungvoll rankt sich die steinerne Guirlande aus dem Sockel empor, an dem gefesselte Drachen ihre Schlingungen ineinander winden, harmonisch verschmilzt sie oben mit dem Säulenbund, ebenso lebensvoll als die Schäfte, die sie umkränzt, einer Wurzel entsprungen und in eine Krone auslaufend, kein gewaltsam aufgedrängter Schmuck, sondern eine Zierde, die aus dem Innern hervorwächst, ohne die Kraft des Pfeilers selbst zu vermindern.

Nach der Volksüberlieferung ist die Zeichnung für denselben in Rom gefertigt und durch continentale Künstler ausgeführt worden. Wie dem sein mag, dies bot Anlaß zu einer Sage, welche sich dem Pfeiler angeheftet hat und der vom Glockenguß in Breslau ähnlich lautet. Der Meister hat die ganze Kapelle, besonders aber diesen Pfeiler, nach römischen Vorbildern entworfen. Als er aber an die Ausführung kommt, geräth er in Schwierigkeiten, er hat die Anlage des sonderbaren Meisterstücks nicht mehr klar, es bleibt nichts übrig, als nach Rom zu gehen und die gemachten Studien zu wiederholen. Inzwischen ist der Lehrling nicht säumig. Auch er hat sich für den Vorwurf des noch nie Gewagten, Seltsamen, fast Unmöglichen begeistert. Und gegen das Verbot des Meisters legt er Hand an, meißelt muthig, rastlos fort und bringt das Unglaubliche zu stande. Der zurückgekehrte Meister sieht das Werk schon vollendet — er zürnt und schlägt

dem unglücklichen Glückskind mit einem Hammer den Kopf ein. Wie es geht, wurden nachher in der Kapelle drei steinerne Köpfe gezeigt, der des zürnenden Meisters, der der jammernden Mutter und der des armen Lehrjungen mit einer roth angemalten Wunde. Lehrling heißt Apprentice; daher nannte man den Pfeiler Prentice Pillar. Andere meinen, der Pfeiler habe ursprünglich den Namen Prince Pillar gehabt, sei es seiner besondern Vollendung wegen, sei es wegen besonderer Beziehung zu dem fürstlichen Erbauer. Die eine Erklärung hat die Prosa, die andere die Poesie für sich.

Obwohl nicht völlig ausgebaut, theilweise beschädigt und verstümmelt, ist das Kirchlein doch keine Ruine, es ist mit liebevoller Sorglichkeit wieder hergestellt und seither erhalten. Schöne Glasgemälde schmücken die Fenster, und im Innern sind die elegantesten Einrichtungen für den anglikanischen Gottesdienst getroffen. Aber ein großer Theil des ehemaligen Schmuckes ging doch offenbar verloren, die Nischen stehen leer, die Zierde der Altäre fehlt und noch mehr das Gotteszelt, der Edelstein dieser glänzenden Fassung. Es ist eben ein leeres Tabernakel, ein Palast ohne König, ein Frühling ohne Sonne. So sehr mich auch deshalb die liebevolle Erhaltung des merkwürdigen Baudenkmals freute, machte es auf mich im ganzen doch einen elegischen Eindruck. Es ist ein Ueberrest einer der glänzendsten Perioden schottischer Geschichte, einer Zeit, wo Schottland mit einer Armee von 100000 Mann und einer mächtigen Flotte dem benachbarten England fast ebenbürtig gegenüberstand, ja es beinahe überflügelte, im Innern sich der gedeihlichsten Rechtsverhältnisse erfreute und Handel und Gewerbe sich blühend entwickeln sah. Während die Großen des Landes ein Jahrhundert später trotz des unersättlichsten Kirchenraubes ihre Schulden und ihre Geldgier nicht befriedigen konnten, hatten sie damals Mittel und Lust, solche wahrhaft königliche Bauten zu unternehmen und durchzuführen, ja den Reichthum der Kunst ins Uebermaß zu treiben. Diese stummen Zeugen vergangener Civilisation und Kunst verkünden beredt genug, daß der Katholicismus die Blüthe, die Freiheit, den Fortschritt, das Glück Schottlands nicht gehemmt hat, und daß die Culturpredigt Knoxens über römische Herrschaft und Tyrannei eine reine Täuschung war.

Was die phantastische Willkür des kleinen Baues anbelangt, so bin ich weit entfernt, meine gemüthlichen Eindrücke dem Urtheil der Sachverständigen entgegenstellen zu wollen. Die constructive Einheit fehlt völlig. Mit Pfeilern und Gewölben, Arcaden und Bögen, Kapitälen und Basen, Fialen und Strebepfeilern, Baldachinen und Statuen ist ein buntes Spiel getrieben, das sich theoretisch nicht rechtfertigen läßt. Das Ornament überwuchert den Bau, und dieser selbst entbehrt der Gesetzmäßigkeit. Und dennoch möchte ich für den Künstler um Nachsicht flehen. Von der technischen Fertigkeit zu schweigen, zeigt sich in dem glänzenden Phantasiespiel

derselbe poetische Geist, welcher die Dichtungen jener Zeit durchweht, eine gottesfreudige Prachtliebe, die alle Schranken durchbricht und alle Erfindung häuft, um Gottes Tabernakel zu schmücken.

Den ernstern Betrachter wird vielleicht die vom Fuchs gestohlene Gans, wohl auch der Todtentanz stoßen. Mir machte das alles Freude. Unsere katholischen Vorväter haben mit dem innigsten Glauben an der Würde des Heiligthums gehangen; warum sollten wir scrupulöser sein als sie? Sie waren einfach, kindlich, gemüthlich; es würde uns nicht unglücklich machen, wenn wir es auch wären. Sie haben sich ihren gesunden Humor gegönnt, sie haben ihn sogar mit zur Kirche genommen und ihm da seinen Winkel angewiesen; es muß sie das nicht gestört haben, denn sie waren gewissenhaft genug, um wirklichen Unfug zu entfernen. Was den bisweilen sonderbaren Verzierungen zu Grunde liegt, ist schließlich das Streben, nicht nur die Formen des Krystalls und der Pflanze, sondern auch die des Thierreiches und der Menschenwelt als Tribut der Huldigung auf die Stufen des Altars zu legen, es ist das Laudate in Steinschrift übersetzt. Manches, wie z. B. der Todtentanz, ist eine ergreifende Predigt ans Menschenherz, zwischen deren humoristischen Funken ruhig und ernst das Licht einer gewaltigen Wahrheit durchströmt. Uebrigens treten solche Elemente hier, wie an andern Bauwerken ähnlichen Reichthums, vor dem Pflanzenschmuck der Säulen und den strict religiösen Darstellungen völlig zurück. Krippe und Kreuz, der Heiland mit seiner heiligsten Mutter, der Senat der Apostel und der Chor der Heiligen und Engel bevölkern und beherrschen den kleinen Dom, wie die symbolische Rose die übrige Ornamentik. Christus, der wirkliche und sacramental gegenwärtige Christus, bildet schließlich das große Centrum, um das der Blüthenwald sich kränzt; ihm jubelt diese ganze Formenwelt entgegen, er beherrscht Leid und Freude, Ernst und Humor, das ganze Menschenherz, die ganze Schöpfung.

Unter der Kapelle befindet sich eine kleine Krypta, die gegenwärtig als Sacristei dient. Da sollen eine Anzahl der Herren von Roslin begraben sein, und zwar zehn von ihnen nach einer alten Familiensitte ohne Sarg in voller, geschlossener Eisenrüstung. Der Chronist der Familie erzählt, daß man gegen Ende des letzten Jahrhunderts die Gruft geöffnet und die Leiber sehr wohl erhalten gefunden habe. Gemäß einer Volksüberlieferung soll beim Tode eines jeden Roslin die Kapelle in einem wunderbaren Feuer strahlen. Neuere Erklärer dieser Ueberlieferung schreiben sie den durch die Landschaft sonderlich schön gestalteten Sonnenuntergängen zu. Wie dem auch sein mag, Walter Scott nahm sich die Mühe nicht, das weitläufig zu untersuchen, sondern verwob die schöne Sage, welche einen verklärenden Glanz über das schöne Bauwerk ausgießt, in eines seiner Gedichte, „Die Todtenklage Rosabellas".

In Feuer glüht die Prachtkapelle,
Wo Roslins Herren ohne Truh'n,
Nur in des Sandes Tuch gebettet,
Im stolzen Waffenschmucke ruhn.

In Flammen alles, draußen, drinnen,
Altar und Sacristei erglüht.
Ein jeder Pfeiler kranzumschlungen,
Der Todten Waffenrüstung sprüht.

Die Rosen glühn am Strebepfeiler,
Der Thürmchen Zier, der Zinnen Pracht,
Wenn über einen von dem Hause
Saint Clair sich senkt des Todes Nacht.

Und zwanzig ruhn dort, Mann an Mann,
In der Gruft der stolzen Kapelle,
Doch einsam im Schoße des Meeres ruht
Die liebliche Rosabelle.

Und jeder der Saint Clairs ging zur Gruft
Mit Kerze, mit Buch und Schelle[1],
Doch der Sturmwind nur das Grablied heult
Der lieblichen Rosabelle.

Ich führe diese Verse an, weil sie zeigen, wie Walter Scott eigentlich ein Romantiker war und Freude am Wunderbaren hatte. Aber in die eigentliche Schönheit des religiösen Lebens im Mittelalter ist er nicht eingedrungen. Die tiefsinnige Theologie, welche sich in Dantes Göttlicher Komödie entfaltet, kürzte sich für ihn in die Trias: Kerze, Buch und Schelle. Der Vers ist aber ein „geflügeltes Wort" geworden, eine stereotype Phrase, um den echten ultramontanen Katholicismus im Gegensatz zum „innerlichen", „geläuterten", „denkenden" zu bezeichnen. Die Kerze umfaßt so ziemlich alles, was ein „geläutertes" Auge beleidigt, die Schelle, was ein „denkendes" Ohr verletzt, und in dem Buch — ja, da stehen Dinge, die man nicht verstehen kann, sondern glauben muß, und Gebete, die schon diesen Glauben voraussetzen.

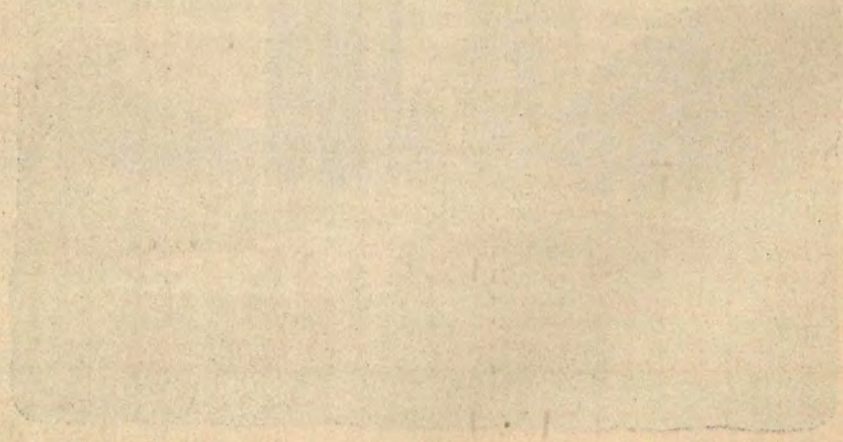
Das wären nun Roslin und Hawthornden. Man sieht schon, daß die Anziehungskraft dieses Ausfluges nicht in einem oder dem andern der erwähnten Momente liegt, sondern in ihrer glücklichen Verbindung. Der poetische Landsitz, das romantische Thal, das Schloß und die Kapelle vereinen sich zu einem künstlerischen Ganzen, welches für einen Tag oder Vormittag die angenehmste Unterhaltung bietet. Für große und kleine Kinder sind da Erdbeeren und Waldesschatten in Hülle und Fülle, für den Naturfreund und Landschaftsmaler die freundlichsten Scenerien, für den Prosaiker

[1] Der klassische Vers (The Lay of the Last Minstrel, XXIII.) heißt: With candle, with book and with knell.

ein ebenfalls angenehmer und nicht anstrengender Spaziergang, für den Alterthumsfreund eine Menge Erinnerungen und Reste verschiedener Zeiten, für den Kunstfreund ein merkwürdiges Prachtstück alter Baukunst, und für unsereins all das zusammen. Obwohl sich ein solches Vergnügen in einer Beschreibung nicht wiedergeben läßt, so wundere ich mich doch gar nicht, daß diese Gegend ein Liebling der Touristen geworden. Auch der oberflächlichste Bummler wird hier Zeug finden, um sich gut zu amüsiren, und der ernsteste Mann Stoff für seine Beobachtung und Betrachtung. Was indes am meisten hervorsticht, ist das künstlerische und literarische Interesse, und dieses hat der Gegend eigentlich ihre gegenwärtige Berühmtheit verschafft.

Bis auf Walter Scott spielten die Erdbeeren so ziemlich die Hauptrolle. Roslin war ein Vergnügungsort für die Edinburgher. Man fuhr in bequemen Kutschen hin, tummelte sich während der heißen Nachmittagsstunden in dem Waldesschatten des Flußthales herum, wo für jung und alt die köstlichste Unterhaltung war, hielt am Abend Mahlzeit, Soirée und Ball im Freien und kutschirte bei Nacht in die Stadt zurück. Die Kapelle galt damals als ein wunderlicher Schnickschnack lächerlicher Sculpturen, das Schloß als angenehmes Ziel für einen Spaziergang, und Hawthornden ward wenig beachtet. 1798 miethete sich Walter Scott, damals ein junger Advocat, eine kleine Villa — Laßwade — ganz in der Nähe, richtete sich dort seine poetische Einsiedelei ein und durchstreifte die Gegend in seinen Mußestunden. Durch das Studium Bürgers und anderer deutschen Dichter bereits auf den Pfad der Romantik gelenkt und mit Sammlung alter Sagen und Balladen beschäftigt, hatte er die mittelalterlichen Momente der Gegend bald aufgespürt; sie lieferte ihm Stoffe und vor allem die reichste Anregung und belebte sich nunmehr für ihn und andere mit dem poetischen Zauber einer frühern Zeit. Die St. Clairs entstiegen wieder der Vergessenheit des Grabes, die schöne Kapelle wurde ein Gegenstand der Bewunderung und des Studiums, das Schloß Roslin weckte historisches Interesse, Drummond und die erste literaturgeschichtliche Bedeutung der Gegend fand wieder Aufmerksamkeit. Viel wichtiger dürfte indes die Einwirkung auf Scott selbst gewesen sein, dessen tiefes Naturgefühl hier gründliche Nahrung fand, dessen Kunstsinn eine gewaltige Anregung erfuhr und dessen Muse sich hier im Bereich des Geschichtlichen, Nationalen und speciell des Mittelalterlichen einbürgerte. Hier durchbrach sein frischer Genius die Schranken des kunstfeindlichen Puritanismus und bereitete sich zu der bedeutsamen Mission vor, diese echt civilisatorische Sendung in weitern Kreisen zu vollenden. Wie Drummond einst Ben Johnson und andere Dichter anzog, hatte Scott hier Wordsworth und andere zu Gaste, zeigte ihnen all die Stätten seiner poetischen Freude und Inspiration und weckte wohl auch in ihnen ähnliche Sympathien. Im Anblick

Denkmal Walter Scotts in Edinburgh.



des Schlosses Roslin soll sich der erste Keim seiner Erstlingsepopöe: „Das Lied des letzten Minstrel", zum Plane entfaltet haben. Jedenfalls klingt in dieser Epopöe der Eindruck der Gegend wieder. Nachdem dies schon der Gegend mehr Reiz verliehen, machte Scotts Ruf sie auch in weitern Kreisen bekannt; die Zahl der Besucher wuchs von Jahr zu Jahr; das führte schließlich zu einer passenden Restauration der Kapelle und machte den Ort zu einem beliebten Zielpunkt der Touristen.

Nach Edinburgh zurückgekehrt, besuchte ich nun auch vor allem das Denkmal Sir Walter Scotts, das imposanteste der Stadt und wohl eines der bedeutendsten in ganz Britannien. In den prächtigen Prince's Street-Gärten, welche die Neustadt von der Altstadt trennen, ganz frei gelegen, ist es ein vollständiger gotischer Kirchthurm von mehr als 60 m Höhe und reicher Architektur, unten durch vier Strebepfeiler an den Ecken zu einer geräumigen Halle erweitert, in deren Mitte sich die Statue des großen Novellisten befindet.

Das Denkmal wurde 1840 begonnen, 1844 vollendet. Die Ausführung ist von einem jungen, hoffnungsvollen Architekten, Namens Kemp, der noch vor der völligen Herstellung eines plötzlichen Todes starb. Die Kosten von 15 600 Pfd. St. wurden durch Subscription bestritten; das Denkmal ist also keine officielle und erzwungene, sondern eine frei gebotene persönliche Anerkennung seines Volkes. Eine Wendeltreppe führt auf den Thurm, der drei Galerien hat, von denen man bei der günstigen isolirten Stellung eine vorzügliche Ansicht der Stadt erhält und zugleich die Ornamentik des Baues und die Statuetten der Nischen in der Nähe zu sehen bekommt. Erstere ist theilweise der Abtei Melrose und andern ältern Baudenkmalen nachgebildet, um deren Ruhm sich der Dichter große Verdienste erworben hat. Die Statuetten in den Nischen aber sind Personen aus Scotts Epen und Romanen, wie „Der letzte Minstrel" und „Die Lady vom See", Meg Merrilies aus „Guy Mannering", Prinz Karl Eduard aus „Waverley" u. s. w. In dieser gleichsam von seinen Werken überwölbten und in den Himmel hineinragenden Halle sitzt der Dichter, etwas mehr als lebensgroß, in moderner Kleidung, die jedoch angenehm von dem reichen Faltenwurf eines Plaids zum größern Theil bedeckt ist, ein Buch in der Hand, den Lieblingshund zu seinen Füßen. Das Porträt soll wohl getroffen sein. Gegen die Halle und vollends gegen den Thurm erscheint das Standbild selbst fast winzig. Das ist entschieden ein Fehler, dem sich noch andere, constructive Fehler zugesellen. Imposant ist aber das Denkmal doch.

Ueber seinen Zweck sagt eine in den Grundstein gesenkte Widmung: „Diese gravirte Platte, niedergelegt im Grunde eines Votivgebäudes am 15. August des Jahres Christi 1840, welche wohl kaum mehr das Licht sehen wird, bis der ganze Bau ringsum durch den Verfall der Zeit oder durch Gewalt von Menschen oder Elementen zu Staub zerrieben ist, mag dann einer fernen Nachkommenschaft bezeugen, daß ihre Landsleute an diesem Tage begannen, ein Standbild und architektonisches Denkmal zu errichten zum Andenken an Sir Walter Scott, Bart., dessen bewundernswerthen Schriften es vergönnt war, einer größern Anzahl Leser aus allen Ständen der Gesellschaft mehr Vergnügen zu bieten und bessere Gesinnungen einzuflößen, als irgend ein anderer Schriftsteller, Shakespeare allein ausgenommen, dieses vermochte, und von denen man deshalb annehmen kann, daß sie noch lange in der Erinnerung fortleben werden, wenn dieser Act der Dankbarkeit seitens der ersten Generation seiner Bewunderer lange vergessen sein wird. Er wurde geboren in Edinburgh, 15. August 1771. Er starb zu Abbotsford 21. September 1832."

Es ist hierin ein etwas weitgehendes Lob enthalten. Indessen scheint es mir doch schwer, einen modernen Schriftsteller aufzufinden, der so weit in alle Schichten der Bevölkerung Europas und Amerikas gedrungen ist und dabei verhältnißmäßig wirklich noch so veredelnd gewirkt hat. Schiller, Göthe, Voltaire sind nicht so weit verbreitet; kein Romanschreiber hat bis jetzt einen so weiten Leserkreis gefunden wie der Edinburgher, den Göthe selbst den ersten Erzähler seiner Zeit genannt hat; keiner hat sich jedenfalls so lange populär erhalten, und zwar nicht nur bei den Anglo-Sachsen, sondern auch bei den andern germanischen und bei den romanischen Völkern. Jedenfalls entspricht das Denkmal deshalb dem ungeheuern Einfluß, der von den Schriften dieses einen Mannes über die moderne Welt ausging, und ist hierdurch schon einigermaßen gerechtfertigt.

Analysiren wir diesen Einfluß, so möchte ich das Denkmal fast ein Denkmal des Romans nennen. Scott hat so reich wie nur einer dieses Genre der Poesie vertreten, er hat es vielleicht mehr als ein anderer in der Neuzeit eingebürgert und mit siegreichem Erfolge dem Epos und der Epopöe gegenübergestellt, es zum Stellvertreter des Epos gemacht. Inwieweit das ein Verdienst ist oder nicht, das ist eine literaturhistorische Frage, die zu lösen uns hier zu weit führen würde. Gewiß ist, Scott hat seine Leser erfreut und tausend Schriftstellern als Führer vorgeleuchtet, er wird noch jetzt von Tausenden gelesen und unterhält und belehrt und veredelt bis zu einem gewissen Grade noch jetzt. Eignet er sich auch nicht gerade für die Jugend, so ist er im ganzen doch sittlich, ernst, fern von Frivolität und heidnischem Sinnencult. Man braucht ihn nur in seinem Leben und Dichten mit Byron oder Shelley zu vergleichen, um vor dem

Manne Achtung zu gewinnen. Religion, Tugend, Sittlichkeit, Recht, Vaterland, Geschichte sind ihm keine bloßen launenhaften Gelegenheitsdinge, sondern ehrwürdige Penaten, der eigentliche Fond seiner Seele. Er ist nicht Heide, sondern gläubiger Protestant; kein frivoler Abenteurer, sondern ein rechtschaffener Familienvater; kein Allerweltsmensch, sondern ein mit der

Walter Scott.

mächtigsten Liebe in seinem Heimatland wurzelnder Patriot; kein Sänger abstracter Menschlichkeit, sondern ein Minstrel heimischer Geschichte — im innersten Grunde seines Wesens eigentlich Romantiker. Darum gilt mir sein Denkmal auch als ein Denkmal der Romantik, der wenigstens theilweise wieder auflebenden mittelalterlichen Sage und Geschichte, Poesie und Kunst. Es ist auch ein echt schottisches Denkmal, weil Scott ein echt

schottischer Dichter ist, der Sänger aller Naturschönheiten, Sagen und Geschichten seiner Heimat. Er hat wie kein anderer seine Heimat berühmt gemacht weit hinaus über Britannien und alle Meere. Soviel ich wahrnehmen konnte, gebührt ihm großentheils das Verdienst, Schottland zum Lieblingsland der englischen und amerikanischen Touristen gemacht und ihm hierin eine mannigfaltige Quelle des Erwerbes eröffnet zu haben. Er hat eine zahllose Menge historischer Ueberreste der Vergangenheit dem Lethestrom entrissen, weite Tagereisen des Landes, die sonst wenig Interessantes bieten, mit der Schöpfung seiner Phantasie belebt, die Geschichte und Kunst des Landes wieder zu Ehren gebracht, und wie ich schon sagte, den Knoxischen Vandalismus beseitigt. So ist sein Denkmal auch eine Art Grabstein einer abgelebten Periode und ein Monument wirklichen Fortschritts. Diese Rücksichten zusammengenommen machen das Denkmal wirklich zu einem interessanten Monument, und ich glaube, daß der Mann es wohl verdient hat. Wohin man kommt, stößt man auf ihn und seine Dichtungen. Er ist so recht der Dichter Schottlands, ein wahrhaft nationaler Sänger, und insofern erscheint es mir sehr schön und dankbar, daß ihm das Land den Ehrenplatz in seiner alten königlichen Hauptstadt angewiesen.

Was Scott fehlte, war das religiöse Verständniß des Mittelalters. So sehr ihn auch die ritterlich-sociale und speciell die nationale Seite desselben ansprach und seine Lieblingssache wurde, so war er doch in zu schweren Vorurtheilen aufgewachsen, um den eigentlich bewegenden Ursachen der mittelalterlichen Welt nachzuforschen. Ariost war und blieb sein Lieblingsdichter; Dante warf er als zu dunkel nach einigem Versuch der Lectüre beiseite. Für die mittelalterliche Baukunst schwärmte er; zum Geheimniß des Tabernakels wußte er nicht vorzudringen. Mönche und Nonnen, Psalmengesang und Riten brauchte er zum Bau seiner wieder auflebenden Welt; aber was das eigentlich sollte, blieb ihm völlig verschlossen. Die künstlerischen Wirkungen des Mittelalters fesselten ihn; aber die religiöse Quelle derselben blieb ihm Geheimniß. Die den Protestanten eigenthümliche Scheu verbot ihm, hierüber nachzugrübeln, und so hüpfte er mit munterer Leichtfertigkeit über die ungelösten Gegensätze hinweg. In dieser religiösen Leichtfertigkeit liegt die Schattenseite seines ungeheuern und unberechenbaren Einflusses auf die unmittelbaren Leser und auf die folgende üppig aufwuchernde Romanliteratur. Welche Fluth von „Räuber-, Ritter- und Klosterromanen" ist aus dieser falschen Auffassung des Mittelalters hervorgegangen! Welche Seichtheit und Indifferenz sproßte aus dieser oberflächlichen Anschauungsweise! Welch furchtbares Vehikel religiöser Verflachung ist gerade der Roman geworden! Scott ist daran nicht sehr schuldig; ihm galt sogar der „römische Glaube" für besser als gänzliche Glaubenslosigkeit; aber ohne es zu wollen, hat er wenigstens die verflachende Richtung

begünstigt. Insofern hat das „Denkmal des Romans" auch seine bedenkliche Seite. Es wird zum Denkstein der Flachheit, die an ungelösten Räthseln gedankenlos vorübergeht, sich an den Kunstproducten aller Religionen amüsirt, so gut es geht, die wichtigsten Lebensfragen der Menschheit als bloße Bagatellen behandelt. Was die Nischen eines gotischen Thurmes würdig füllt, sind nicht Damen und Ritter und Abenteurer einer Novelle; was diese Bogen gen Himmel spannte und dieses Laubwerk gen Himmel trieb, das war kein romantischer Liebesgedanke. Insofern ist das Denkmal eine Art Unwahrheit wie alle dergleichen Nachahmungen. Aber es symbolisirt, wie mir scheint, recht treffend den Platz, den das Mittelalter in den „modernen Ideen" einnimmt: als ein bloßes Stück Kurzweil für den Touristen, für den Romanleser, für den Theatergast. Wohl weht seine gewaltige Erscheinung die Menschheit noch immer poetisch an, aber es fehlt der Muth, die dahinterliegenden Ideen zu erfassen, und vor allem der Glaube, um sie zu verstehen. Mit der Kirche hält man's ähnlich. Die Kurzweil, die sie bietet, die Kunst, die sie hervorbringt, die Tugend, die sie entwickelt, die materiellen Vortheile, die sie anbahnt, will man sich gefallen lassen; aber in den Anforderungen, die sie an den Menschen stellt, liegt die große Fatalität! Sie hat eine viel höhere Aufgabe, als nur das Pantheon des „rein Menschlichen" zu zieren, und die Verwirklichung dieser Aufgabe wird den modernen Roman so gut wie die Ritterbücher des Mittelalters überleben!

14. Die Ruinen von Melrose.

Die zwei Pole, um welche sich das Leben im „Lande der Seen" hauptsächlich dreht, sind der Industrialismus und der Tourismus — im Grunde wie anderswo — Geld und Vergnügen. Wenn sich im Juni und Juli die Städte Großbritanniens von der höhern Welt und der reichern Gesellschaft zu entvölkern beginnen, dann wird's in Schottland lebendig; nicht als ob nun alles ins Hochland zöge — das ist ja allbekannt, daß sich die reisenden Engländer weit über den ganzen Continent und über die ganze Erdoberfläche vertheilen —, aber ein großer Theil wandert doch nach Schottland, und besonders aus den Mittelklassen strömt man lebhaft dahin, weil dieser „Trip" (Ausflug) einer der nächsten und wohlfeilsten ist und dabei wirklich viel Annehmlichkeit und Kurzweil bietet. Da mich nun die Industrie wenig interessirt, so darf man sich nicht wundern, wenn ich schon wieder auf die Touristenstraße gelange. Die Touristen, das ist wahr, haben noch nicht alle schönen Punkte ausgebeutet in Schottland, sowenig wie in der Schweiz und anderswo, und die Wirte haben noch nicht alle Naturschönheiten bewirtschaftet; es läßt sich auch nicht läugnen, solche einsame, noch nicht ausgebeutete, gewissermaßen noch jungfräuliche Stätten haben einen besondern Reiz; allein die wirklich bedeutsamsten Plätze können auf die Dauer eines halben Jahrhunderts bei dem jetzigen so ausgebildeten System des Tourismus der allgemeinen Aufmerksamkeit nicht entgehen, und man müßte eben ein Original sein, um gerade nach Merkwürdigkeiten zu fischen, von denen sonst noch keiner berichtet hat. Folgen wir also wohlgemuth den Touristen, und zwar in jene Strecke des Lowlands, in welcher Walter Scott den größten Theil seines Lebens gehaust hat und welche der Volksmund treffend als Walter Scotts Land bezeichnet. Diese Gegend ist ungefähr halbwegs zwischen Edinburgh und der englischen Grenze, etwas näher nach letzterer hin.

Was diesen Landstrich geschichtlich interessant macht, ist eben die Grenze, d. h. eine Grenzlinie zweier kampflustigen Nationen, die von den Zeiten der Römer herab bis tief ins Mittelalter hinein (und gelegentlich auch noch ein paarmal nachher) fast unaufhörlich miteinander rangen, bis der Krönungsstein von Scone bleibend nach Westminster kam und ein schottischer

Herrscher auf englischem Thron die beiden Königreiche vereinigte. Die Grenzlinie selbst war mehr eine ideale und zufällige als eine reelle, tief im Volk oder Land begründete. Sowenig Tacitus wußte, wo Britannien aufhöre und Caledonien anfange, ebensowenig wußte man das viele Jahrhunderte nachher, da das Kampfesglück wechselnd hin und her schwankte und bald ein Stück von Schottland abriß, bald ein solches hinzufügte. Eine Art natürlicher Grenze bilden wohl die Cheviot Hills. Aber sie reichen kaum zur Hälfte quer über die Insel, sind nur wenige hundert Meter hoch, und beiderseits herrschen dieselbe Sprache, dieselben Sitten, dieselben Volksstämme, d. h. ein Gemisch von sächsischen und normannischen Elementen, dem erst viel nördlicher, im Hochlande, das keltische Element in scharfer Absonderung entgegentrat. Die eigentliche Grenze bestimmte jeweils der Kriegserfolg, und schon aus diesem Grunde war hier kein sonderlich glücklicher Platz für friedliche Leute. Von selbst sammelten sich da tapfere Degen und kühne Abenteurer, und die vielen Kriegsläufte versetzten den ganzen Landstrich auf kürzere oder längere Zeit in einen Zustand der Verwilderung. Man nannte das Land beiderseits mit gemeinsamem Namen die Borders (das Grenzland), und die Einwohner dieser Militärgrenze, die Bordersmen, waren theils als wehrhafte Krieger geehrt, theils als wilde Raufbolde gefürchtet. Etwas von diesem Geist hat sich noch in den Wahlsprüchen ihrer Wappenschilder erhalten: „Schlaf nicht, denn ich wache!“ „Wache gut!“ „Ihr sollt eher Mangel leiden als ich!“ Darunter strahlten im Wappen häufig Sonne und Mond, oder die flimmernden Sterne, die Symbole des Wächters. Wie das Kriegsleben den Geist des Volkes frisch und kräftig erhielt, so entwickelte sich aus den alten Kriegserinnerungen ein überreicher Schatz von Romanzen und Sagen. Keine Ortschaft, die nicht ihren Kampf erlebt; keine Burg, die nicht von kühnen Unternehmungen zu erzählen wüßte; kein Hügel und kein Thal, das nicht zum Schauplatz irgend einer Sage geworden. Die Gegend ist in dieser Beziehung reicher und kurzweiliger als das Hochland, weil es mehr und früher in die Civilisation des Mittelalters eintrat und in dem großen Kampfe zwischen England und Schottland eine bedeutende Rolle spielte. Das war das rechte Land, um einen Walter Scott heranzubilden, aber auch würdig und interessant genug, um von seinem Talent verherrlicht zu werden.

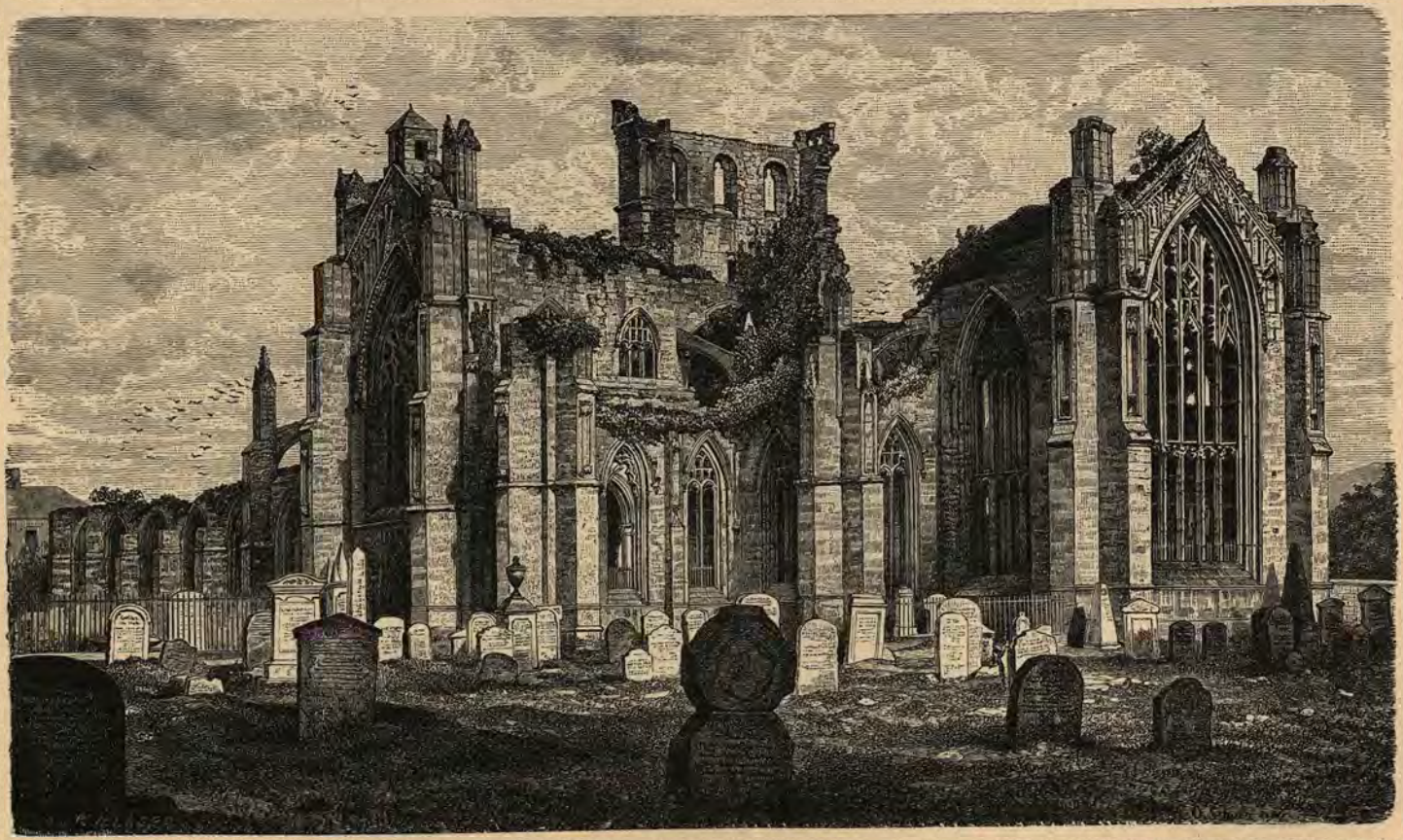
Doch die Gegend ist noch unvergleichlich bedeutsamer dadurch, daß sie frühzeitig einen der wichtigsten und einflußreichsten Punkte schottischer Civilisation bildete. Auf eine Entfernung von nur wenigen Stunden stehen hier in einer Linie die alten Abteien Melrose, Dryburgh, Jedburgh, Kelso und Lindisfarne, die gewaltigen Basteien des Mönchthums, welches Europa dem Christenthume und der Gesittung erobert hat. Ihre Insassen waren, nach dem Urtheil gerechter Protestanten, die Lehrer, Bildner und geistigen Führer

des Volkes, die Begründer seiner Wissenschaften, die Urheber und Mäcenaten seiner Kunst, die Pioniere seiner Cultur. Ihre Kirchen — das muß denn schließlich auch ein Blinder sehen — sind, obwohl Ruinen, das Schönste und Glänzendste, was Südschottland an Architektur aufzuweisen hat, wahrhaft der Ruhm des Landes, und bezeugen eine Cultur, die künstlerisch über derjenigen unserer Tage steht, in materieller und socialer Richtung sie völlig erreicht (wenn man das richtige Verhältniß von Zweck und Mittel zum Maßstab nimmt) und sie in religiöser Hinsicht weit überflügelt.

Ganz Schottland war übrigens im Mittelalter mit Klöstern völlig übersät. Walcott zählte im ganzen nicht weniger als 182 Abteien, Priorate und andere klösterliche Niederlassungen auf. Die „schwarzen Mönche" (Benediktiner) allein besaßen 11 Abteien, die „weißen Mönche" (Cistercienser) ebenfalls 11 Abteien und mehrere Priorate, die Augustiner (Black Canons) 6 Klöster und viele Priorate, die Dominikaner (Black, Preaching oder auch Kirtle Friars) 12 Klöster, die „grauen Brüder" (Gray Friars, Franziskaner) 22 Klöster, die „rothen Brüder" (Trinitarier) 14 Klöster.

Landschaftlich ähnelt die Gegend unserem lieben Schwabenlande, der Heimat der Hohenstaufen und der vorzüglichen Wiege unserer mittelalterlichen Poesie; es ist ein schönes, fruchtbares Hügelland, mit freundlichen Wassern und Thälern, mit Wald und Feld, mit alten Burgruinen und Klöstern, mit gemüthlichen Dörfern und Landstädtchen. Kurz, man fühlt sich angeschwäbelt und denkt des öftern an schwäbische Volkslieder, wie „Drunten im Unterland" u. dgl. m. Größere Ebenen fehlen hier, der Weinbau gänzlich. Dafür ist etwas mehr industrielles Leben und daneben in der Scenerie vielleicht ein bißchen mehr Romantik. Auch vergißt sich das Lowland mitunter und hat träumerische Hügel mit Heidekraut, wie man sie im Highland zu treffen gewohnt ist.

Melrose. Besuchen wir zuerst die älteste der genannten Abteien, und glaube man nur ja nicht, daß ich jetzt von der Touristenstraße abbiege, um meiner Liebe zum Mönchthum zu fröhnen. Tausende von Touristen wallfahrten jährlich diesen Weg, nicht um eine Stadt oder ein Schloß zu besuchen oder die Gegend zu studiren, sondern um Melrose zu sehen, eine ehemalige Cistercienserabtei, nun eine Ruine, ein Stück von dem finstern Mittelalter, eine Ausgeburt des unheimlichen Mönchsgeistes — ja, aber eine Finsterniß und Ausgeburt, welche jeden wirklich Gebildeten mit Bewunderung und Licht und Freude erfüllt und vom ästhetischen Standpunkt den Ausflug von Edinburgh her jedenfalls reichlich lohnt. Ist das nicht drollig, daß man in unserer fortgeschrittenen Zeit noch solche Wallfahrten macht, da doch schon behauptet worden, es wachse kein Gras mehr, wo ein Mönch gegangen? Ja, da pilgern die Geldmenschen unseres Jahrhunderts hin, um das Meisterwerk anzustaunen, das die religiöse Armut geschaffen, — da



Die Ruinen der Abtei Melrose.

wandert der Ungläubige hin, um sich an der Steinpoesie zu erwärmen, deren Inhalt er schon von der Erde verschwunden wähnt, — weit über's Meer kommen Yankees dahin, um das berühmte Melrose zu schauen. Warum? Scott hat die Ruine besungen:

Willst haben du von Melros' schöne Sicht,
Besuch es nur bei blassem Mondenlicht.
Vergoldend höhnt des Tages froher Schimmer
Mit seiner Pracht die altersgrauen Trümmer.
Doch wenn des Silberlichtes weiße Wogen
Die Pfeiler säumen und die dunkeln Bogen,
Wenn sie niederfließen wie zitternder Schaum
Von dem ragenden Thurm in den nächtlichen Raum,
Wenn wie Ebenholz und wie Elfenbein
Die Pfeiler starren ins Dunkel hinein,
Wenn jede Inschrift sich deutlich enthüllt,
In Silberblüthen das Blattwerk schwillt,
Und der Eule Ruf aus den Gräbern dringt,
Und der ferne Tweed sein Traumlied singt — —
Da wandle dahin im nächtlichen Thau,
Da starre hinein in den herrlichen Bau —
Einen Anblick, so schön und so traurig, so hehr,
Siehst du auf dieser Welt nicht mehr!

Diese und noch einige solche beschreibende Verse, in eine romantische Epopöe verflochten, genügten, um Melrose unsterblich zu machen. Dem Dichter glaubt man, was man dem alten, ehrlichen Chronikschreiber nicht glauben würde. Die Elegie glaubt man — die großen Worte, die „leben und sterben" lehren und die der Mönch in den Stein gegraben, die will man nicht glauben. Curios! Im Grunde freut mich aber doch die Huldigung, die man unabsichtlich dem Mittelalter darbringt. Was Sir Walter begeisterte, das war denn doch nicht das bloße Mondlicht, sondern der Zauber eines christlichen Kunstwerkes, und was dieses Kunstwerk ins Leben gerufen, das war katholischer Glaube und katholisches Leben!

Da ich fest überzeugt war, daß Melrose sich nicht nur gleich einer verblühten Schönheit im Mondlicht gut ausnähme, so gab ich mir keine Mühe, Walter Scotts poetische Mahnung zu befolgen, und ließ es darauf ankommen, die Ruine bei hellem Tage zu sehen. Ich reiste also an einem Nachmittage von Edinburgh ab und war am Abend in Galashiels, einer belebten kleinen Fabrikstadt an den Ufern der Gala, eines ziemlich ansehnlichen Flusses mit lebhaftem Fall, der hier durch anmuthige Hügel etwas in die Enge getrieben ist. Es hat so etwas von Feldkirch. Der Fluß ist ungefähr wie die Ill; viele Fabriken liegen an seinem Ufer, und ringsum erstreckt sich eine freundliche Landschaft mit Wald. Es ist hier ein Hauptplatz der schottischen Wolltüchermanufactur, besonders die Tartans (schot-

tische Plaids) und Tartanstoffe werden hier gefertigt. Das hat den Ort in den letzten Jahren sehr gehoben und die Einwohnerzahl bedeutend vermehrt. Die Einwanderer sind, wie in den meisten britischen Fabrikstädten, vorzugsweise Irländer; daher hat sich eine bedeutende katholische Missionspfarre gebildet. Der Herr Hope-Scott, ein Convertit, dessen Grab ich im St. Margaretha-Kloster besuchte, hat hier eine geräumige, wahrhaft prächtige gotische Kirche gebaut und ein anständiges Pfarrhaus gegründet. Da fand ich denn die freundlichste Aufnahme und hatte die Freude, das rasche Emporblühen einer noch jungen Gemeinde mit Muße in der Nähe zu beobachten. An einem solchen Orte ist die Pastoration natürlich viel leichter als in den großen Städten. Im irischen Charakter liegen die schönsten Eigenschaften, vor allem Religiosität und tiefer Glaube. Die Söhne der Grünen Insel bringen dem Priester Vertrauen und Willigkeit entgegen, und wo für ihre geistlichen Bedürfnisse ausreichend gesorgt ist, da ist es nicht so schwer, auch den Schwierigkeiten und Schwächen ihres Charakters zu begegnen. Zu meiner Freude fand ich unter dieser irischen Pfarrgenossenschaft auch zwei Schwarzwälder, versteht sich Uhrenmacher, bei denen ich einmal von den vielen th und andern Beschwerden der englischen Sprache in einer echt alemannischen Conversation ausruhen konnte.

Am andern Morgen hatte ich die Freude, in der wirklich stattlichen Kirche die heilige Messe zu lesen. Wenn man sich des öftern in Gebetssälen mit halb improvisirter Decoration des Missionsstandes bewußt geworden, so ist es schon eine rechte Ueberraschung, wieder einmal eine stattliche Kirche zu schauen — einen steinernen Bau, einen steinernen Altar mit soliden Steinsculpturen, statt ärmlicher Draperien architektonischen Schmuck und statt Miniaturausgaben der liturgischen Einrichtungen in allem die Dimensionen eines größern Gotteshauses. Nachdem ich mich da von der Freigebigkeit des edeln Stifters, von dem Eifer der Pfarrgenossen und dem fröhlichen Gedeihen des katholischen Lebens aufs neue recht anschaulich überzeugt hatte, fuhr ich mit der Bahn nach dem ganz nahen Melrose, einem freundlichen, weit auseinander liegenden Landstädtchen oder Dorf mit etwa 5000 bis 6000 Einwohnern. Wie noch nie fiel mir hier die für den Umfang der Ortschaft unverhältnißmäßig große Anzahl Kirchen auf; es waren ihrer neben mehreren zerstreuten drei bis vier ganz nahe bei einander, die meisten ziemlich neu, viele recht artig und schmuck, alle trefflich gehalten — ein Bild der religiösen Zustände des Landes. Es ist noch Religion da; man will in den Himmel; aber jeder hat seinen eigenen Weg, jeder seinen eigenen Bahnhof; keiner kommt mit dem andern völlig überein. Eigentlich müßten so viele Kirchen wie Menschen sein, vom theetrinkenden Spiritualismus herab durch alle Nuancen und Variationen bis zu jenem Grade der Bibelauslegung, der nur noch biblische Mahlzeiten annimmt und des Lebens

Leid mit Gebranntem hinabschwemmt. Unendlich erhaben und großartig erhebt sich zwischen den vielen kleinen Kirchlein, ihrer comfortabeln Niedlichkeit und ihrer innern Zerfahrenheit der majestätische alte Dom, der Zeuge früherer Glaubenseinheit, früherer Kraft und Größe.

Die Avenue ist prosaisch, eine Straße des Städtchens, Abteistraße genannt. Links öffnet sich ein Zugang zwischen dem Abteihotel, um das die obligaten Wagen stehen, und dem Hause des Abteihüters, der eben herauskommt, um eine Procession von 30—40 mit dem Zuge angekommener Touristen in Empfang zu nehmen und den Eingangszoll, einen Sixpence, zu erheben. Die Ruine, soweit sie nicht von Häusern begrenzt ist, schließt hier ein Gitter ab, durch dessen Thüre wir eingelassen werden. Alles ist ebenso gut und sorglich und künstlerisch gehalten wie bei Roslin Chapel — derselbe feine Rasen, Gebüsch und Epheu, nicht völlig überwuchernd, aber doch nicht entfernt, die Trümmer aber so gut gepflegt, als es Trümmer beanspruchen können. Doch ist das ein anderes Bauwerk als das liebliche Sanctuarium von Roslin; es ist eben eine der bedeutendsten Klosterkirchen des Landes, mehr als 80 m lang, fast 50 m breit, keine verschwenderische Schaustellung des reichsten Schmuckes, sondern ein stilgerechtes Muster vollendeter Gotik, ähnlich den Kathedralen von York und Exeter.

Von dem großen lateinischen Kreuz, das die Kirche bildete, ist der Westarm, das Schiff, am schlimmsten mitgenommen; ein Theil des Mittelthurmes aber, die beiden Seitenschiffe und das Chor sind trefflich erhalten. Gegen das Chor hin ist das Schiff von der ehemaligen Orgelgalerie unterbrochen, auf beiden Seiten von schmalen Seitenschiffen begrenzt. An das südliche stoßen acht Kapellen, die je durch ein 5 m hohes, reich ornamentirtes Fenster erhellt werden, denen an der Außenseite ebenso reich gezierte doppelte Strebepfeiler mit Nischen und Thürmchen entsprechen. In einer der Nischen haben noch ein St. Andreas und eine verstümmelte Madonna mit dem Jesuskinde den Bildersturm überdauert. Es geht eine Tradition: Der Kerl, der sich an dieser Statue vergriffen, sei von einem Stück davon getroffen und so am Arm beschädigt worden, daß er den kirchenschänderischen Arm zeitlebens nicht mehr habe brauchen können. Diesem Umstande schreibt man die Erhaltung der noch wenigen übrigen Bildwerke zu [1]. An der Nordseite sind nur ein paar Pfeiler des Schiffes geblieben. Vor uns erhebt sich der Mittelthurm, dessen Westseite bis zu einer Höhe von fast 30 m über die trauernden Ruinen emporragt. Er ruht auf einem schlanken Bogen und endigt oben in eine von zierlichen Rosen umkränzte, durchbrochene Steinbalustrade. Da erhält man auf den ersten Blick den Eindruck eines herrlichen Kunstwerkes und seiner traurigen Verwüstung, den melancholischen

[1] *Morton*, Monastic Annals of Teviotdale p. 253.

Eindruck einer verehrungswürdigen Ruine. Ueber den altersgrauen Thurm fließen statt zitternden Mondlichts wallender Epheu und Schlingpflanzen: das nimmt sich wehmüthig genug aus. Welcher Wahnsinn muß in die Menschen gefahren sein, die das zerstören konnten!

Besser erhalten sind, wie gesagt, die Querschiffe und das Chor, besonders die Front des südlichen Querschiffes und die Rückwand des Chors mit dem prächtigen Fenster (nach Osten). Das Portal des südlichen Querschiffes ist von einem prachtvollen Gehäuse der reichsten Sculptur eingefaßt, aus welchem der vielgliederige Bogen schwungvoll hervortritt. An der Spitze seiner Einfassung ist ein Wappenschild mit dem schottischen Löwen. Die Einfassung selbst ist mit einem Bilde des hl. Johannes Baptista gekrönt, der eine Rolle mit den Worten trägt: Ecce filius Dei. Ueber diesem prachtvollen Portale nimmt ein Fenster von 8 m Höhe den größern Theil der Wand ein. Westlich davon an einem Strebepfeiler sind zwei Mönchsfiguren mit wallendem Bart als Träger von Inschriften zu sehen. Die eine lautet: Cum : venit : Iesus : seq : cessabit : umbra; die andere: Passus : est : quia : ipse : voluit.

Noch reicher und schöner ist das Chor. Da ragen die schlanksten Säulenschäfte himmelan, so leicht und frisch wie himmlische Gedanken, so fest und kräftig wie unbesiegliche Entschlüsse, oben und unten mit Blüthenflor umkränzt, oben sich fächerartig ausbreitend, um gleichsam den Himmel einzufangen, unten so gewaltig in der Erde wurzelnd, als wollten sie das Göttliche auf ewig an die Erde ketten. Nach außen und innen treibt der Säulenwald einen Frühling von Rosen und Kreuzen, Blüthensträußen und Laubgewinden, durchwebt von den Lichtgedanken tiefer, sinniger, ergreifender Allegorie. Der schönste Schmuck, der noch ziemlich unverletzt geblieben, ist unzweifelhaft das Fenster hinter dem Hochaltar, etwa 20 m hoch und 10 m breit, in fünf Felder getheilt, die sich in dem schlanken Bogen in einem Zaubergewebe von steinernem Flechtwerk verlieren.

Ist's nicht, als hätte Elfenhand
Zwischen Pappeln aus Weiden gewoben
So leicht und geschmeidig die biegsame Wand,
Und sie froh in den Aether gehoben?
Und als es gethan, fuhr ein Zauberwort drein,
Und das Flechtwerk ward zum Gewebe von Stein.

So hat es dem Sir Walter geschienen. Aber ich denke mir die Elfen lieber als Menschen, als die kindlich frommen und wackern Meister jener glaubensvollen Zeit, die den Menschen über die Materie emporhob, ihn befähigte, ihre Trägheit zu besiegen und sie als Vehikel seiner höchsten Gedanken himmelan zu tragen. Wie würde sich sonst das Gewebe immer zu Kreuz, Stern und Rose verbinden und das Kreuz alles tragen, krönen

und beherrschen? Wie muß das ausgesehen haben, als die herrlichen Bogen noch völlig unversehrt gen Himmel ragten, als durch die Glasgemälde der hohen Fenster das Tageslicht sanft gemildert hereindrang, als der Täufer am Portal nicht umsonst sagte: Ecce filius Dei, als das Passus est, quia ipse voluit sich täglich auf dem Altare des Heiligthums erneuerte! Man kann nicht ohne Wehmuth daran denken. Des Propheten erschütterndste Klagen stehen hier in gewaltiger Steinschrift vor der Seele. Obscuratum est aurum, mutatus est color optimus, dispersi sunt lapides sanctuarii in capite omnium platearum. Um dieses ergreifende Schauspiel ganz zu verkosten, darf man aber sicher den poetischen Rath Scotts nicht befolgen; man muß die Ruine bei vollem Tageslicht schauen, damit das Auge den Glanz des noch erhaltenen Schmuckes und die traurige Verödung des Heiligthums im ganzen und einzelnen genau betrachten kann.

Der hohe Werth der Ueberreste (für deren Erhaltung gegenwärtig die herzogliche Familie vom Buccleuch sorgt) liegt nicht nur in dem großen harmonischen Grundplan, sondern vorzüglich in dem Reichthum der Details und der Sculpturen, die sich hier nicht wie in Roslin in engem Raume häufen, sondern auf die weiten Verhältnisse eines Domes vertheilen. Um von der mannigfaltigen Zeichnung der Fenster, Strebebogen und Strebepfeiler zu schweigen, haben im Innern und Aeußern zusammen nicht weniger als 70 Nischen den Kirchensturm überdauert, von denen jede wieder das Werk monatelanger, vielleicht jahrelanger Arbeit, ein kunstvolles Gewebe von Säulen, Bogen, Blätterwerk, Rosetten und der mannigfaltigsten Verzierungen, ein kleines Heiligthum ist. In diesen Einzelheiten wie in dem Schlußstein der Gewölbe, in Gesimsen und Gurten, Kapitälen und Säulenfüßen ist die Fülle der Erfindung wahrhaft erstaunlich. Neben dem in allen erdenklichen Formen und Wendungen vorkommenden Blätterornament, das die Säulenköpfe so anmuthig ziert, erscheinen Lilien, Eichenlaub mit Eicheln, Trauben, Holunder, Tannreisig und Tannzapfen, das Kleeblatt, die Jakobsmuschel, die Fächer der Palme und das Farnkraut. So fein sind alle diese Einzelheiten gemeißelt, daß man einen Strohhalm zwischen den vorstehenden Blattstiel und das umgebogene Blatt stecken kann, und glücklicherweise war der Stein hart genug, um selbst die feinsten Einschnitte und Blattadern unverwischt zu bewahren. Am meisten von all den Ornamenten sprach mich eine Fensterrose an, welche bei der schönsten Symmetrie und Uebereinstimmung mit der übrigen Zeichnung ganz unverkennbar das Bild der Dornenkrone hervortreten ließ, das tief zum Herzen redende Symbol des Leidens, gewissermaßen verklärt von der erfindungsreichen Kunst der Liebe. Die Rose spielt überhaupt in der ganzen Ornamentik neben dem Kreuz die Hauptrolle.

Von den Sculpturen sind, wie schon erwähnt, nur sehr wenige der zweimaligen Wuth des Bildersturms entgangen. Was die rasenden Anhänger

Knoxens verschonten, zerstörten ihre spätern Enkel im Jahre 1649. Außer den schon genannten Figuren der seligsten Jungfrau, des hl. Johannes und des hl. Andreas finden sich noch die des Apostelfürsten und des hl. Paulus und eine Darstellung der heiligsten Dreifaltigkeit, die Gestalten eines Königs und einer Königin (wahrscheinlich des heiligen Königs David von Schottland und seiner Gemahlin Mathilde), dann eine Anzahl anderer Figuren, verschleierter Nonnen, reichgekleideter Edelfrauen und Musikanten mit verschiedenen Instrumenten. Gegen die grotesken Figuren ist übrigens der Protestantismus gnädiger gewesen als gegen die lieben Engel und Heiligen. Diese grinsenden Faunsgesichter, die unter der Wucht der Bogen oder Säulen aufächzen, diese Fratzen, die mit halbgeöffnetem Munde und mächtig angestemmten Armen dem Druck der Gewölbe entgegenkämpfen, diese sonderbaren Köpfe, aus deren geöffnetem Schlunde sich üppiges Blattwerk um die Säulenköpfe windet, Drachen und alles Dämonische ließ er ruhig stehen. Fortziehen aber mußten der Herr und seine zwölf Boten, seine Jungfrauen und Bekenner, seine Blutzeugen und heiligen Lehrer, sein Kreuz und sein Altar. Ist das bloßer Zufall oder ist da auch etwas Allegorie dabei?

In sich genommen ist die Ruine jedenfalls für jeden tiefer Denkenden eine apologetische Vorlesung. Was für ein Licht wirft das Kunstwerk auf seine Urheber und auf seine Zerstörer? Der ganze Bau ist ja aus der Idee der von Christus gestifteten Kirche hervorgegangen. Da ist Einheit, da sind die Symbole der Universalität, der Apostolicität und der Heiligkeit. Das ist die Schöpfung der heiligen großen Männer, die Europa civilisirt. Und was hat nun der Protestantismus gethan? Solche Kirchen zerstört und den Glauben in der ganzen Welt zu Grunde gerichtet. Wo ist da das Evangelium, wo der Geist Jesu Christi?

Schön hat P. Faber, der berühmte Convertit, seine Gefühle beim Anblick solcher Ruinen in dem Gedichte „An einen sanguinischen Freund" niedergelegt. Ich will versuchen, es einigermaßen wiederzugeben:

Nicht träumen mag ich so mein Leben lang,
Zerfallne Trümmer schaun, gebrochne Bogen
Und den entweihten Schrein — und selbst betrogen
Mich lullen ein mit altem Ehrensang

Und brit'schem Ruhm. Der vielen Jahre Drang
Hat Jugendfrische mir noch nicht entzogen;
Der alten Kirche Bild sah hehr ich wogen
Vor meinem Geist, halb hoffend und halb bang.

Und wenn betrübte Herzen betend knien,
Versunken in der Kirche Macht und Klarheit —
Vor ihren leeren Nischen — — o, die Wahrheit,
Sie wacht da auf und macht den Feigling kühn!

Um solchen Eindrücken der „leeren Nischen" zu begegnen, pflegen die Reisehandbücher sie mit faulen Mönchsanekdoten auszustaffiren: wie die Mönche hätten arm sein sollen und statt dessen sich bereichert und für sich solche Kirchen gebaut hätten; wie sie hätten beten und fasten sollen und statt dessen geprasst und sich müßig vergnügt hätten; wie sie ein strenges und gemeinsames Leben hätten führen sollen und statt dessen, jeder für sich, in Saus und Braus ihre Regel Lügen gestraft hätten. Sind sie der Geschichte gemäß heilig gewesen, so war das Heuchelei; wirkten sie Wunder, so war das eitel Unsinn und Aberglaube; thaten sie Gutes, so war es Eigennutz. Als wenn aus den schmählichsten Triebfedern solche Bauten hätten erstehen können! Was Stolz und Geldgier und Sinnlichkeit bauen, das sehen wir ja alle Tage! Und was ist nun einfach geschichtlich an der Sache?

St. Aidan, ein Priester und Mönch, kam gegen die Mitte des 7. Jahrhunderts hierhin, lichtete den Urwald und legte hier die ersten Keime der Cultur durch eine klösterliche Niederlassung — und dieser Mann hat den größern Theil von Südschottland und Nordengland für Christus gewonnen. Eata, sein Schüler, war der erste Abt von Melrose, setzte das Werk seines großen Meisters fort und ward dann Bischof von Lindisfarne. Ihm folgte Boisil, ein nicht weniger heiliger und seeleneifriger Priester, der nebst seinen eigenen apostolischen Arbeiten das große Verdienst hat, einen armen Hirtenknaben aus der Nähe von Melrose zu einem glänzenden Muster von Heiligkeit und Tugend, zu seinem Nachfolger und zum Bischof des Landes und zu jenem großartigen Apostolate heranzuziehen, durch welches der hl. Cuthbert in der Kirchengeschichte bekannt ist. Beda der Ehrwürdige hat sein Leben beschrieben; es gehört der Geschichte, nicht der Legende an. „Cudberct," sagt er, „wurde dem Kloster vorgesetzt und erzog viele durch das Ansehen seiner Lehre und das Beispiel seiner Handlungen zum religiösen Leben. Und er bot nicht nur dem Kloster selbst Rathschläge und Beispiele des klösterlichen Lebens, sondern suchte auch das weit und breit wohnende Volk von einem Leben thörichter Gewohnheit zu der Liebe der himmlischen Freuden zu bekehren. Denn viele entweihten den Glauben, den sie hatten, durch ungerechte Werke, und einige wandten sich auch zur Zeit der Sterblichkeit, mit Hintansetzung der Sacramente des Glaubens, in dem sie erzogen worden, zu den irrigen Heilmitteln des Götzendienstes, wie wenn sie der von Gott dem Schöpfer gesandten Pest durch Zauberspruche, Amulette und andere Geheimnisse teuflischer Kunst Einhalt thun könnten. Um diese beiden Arten von Verirrungen zu bekämpfen, zog er oft aus dem Kloster, bisweilen zu Pferd, häufiger zu Fuß, und ging in die umliegenden Dörfer und predigte den Irrenden den Weg der Wahrheit, was auch Boisil zu seiner Zeit zu thun pflegte; denn es herrschte damals bei den englischen Völkern die Sitte,

daß, wenn ein Cleriker oder Priester ins Dorf kam, auf sein Gebot alle zur Anhörung des Wortes herbeiströmten, gerne das, was er sagte, hörten, bereitwilliger noch das, was sie hörten und verstehen konnten, ausübten. Cudberct aber besaß eine solche Gewandtheit der Rede, eine solche Liebe und Ausdauer, andere zu überzeugen, und es strahlte aus seinem Antlitz ein so engelgleiches Licht, daß keiner der Anwesenden ihm die Geheimnisse seines Herzens zu verbergen wagte; alle gestanden offen ein, was sie gethan, weil sie glaubten, es könne ihm in keinem Falle verborgen bleiben, und machten nach seiner Anordnung das Gebeichtete durch würdige Früchte der Buße gut. Er pflegte aber vorzüglich jene Gegenden zu durchwandern und in jenen Dörflein zu predigen, welche, in fernen, steilen und rauhen Bergen gelegen, andere von ihrem Besuch abschreckten und durch ihre Armut und Barbarei gleichermaßen den Zutritt von Lehrern verhinderten. Er nahm die fromme Mühe gern auf sich und unterrichtete diese Leute mit so großer Sorglichkeit und Fleiß, daß er oft eine ganze Woche, oft zwei und drei Wochen aus dem Kloster fortblieb, mitunter einen ganzen Monat nicht nach Hause kam, sondern in den Bergen weilend das Landvolk durch das Wort seiner Predigt und die Werke seiner Tugend zu den himmlischen Dingen emporrief." Das ist das schöne, einfache und doch so große und heilbringende Leben dieser Mönche, wie es sich in der Geschichte selbst darstellt. Es ist ganz dieselbe Erscheinung wie die von Jona, einer der zahllosen Schößlinge, die das Ordensleben dieser Insel trieb. Ihren Hauptsitz gründeten die Schüler Jonas richtig wieder auf einer kleinen Insel an der Ostküste Schottlands, in der Nähe von Berwick, und leisteten von hier aus dem umliegenden Festlande jene unermeßlichen Dienste, welche Jona dem Norden Schottlands geleistet hat. Diese ersten Klöster waren arme Hütten aus Eichengebälk und mit Strohdach. Kriege zerstörten sie und verwischten ihre Spur. Doch das Ordensleben hielt fest an dem Grabe seiner Heiligen, und so kam für alle die von Jona und Lindisfarne gegründeten Kolonien die Zeit froherer Entwicklung und segensreicher Blüthe.

Der König David, der Sohn Malcolms und der hl. Margaretha, gründete Melrose aufs neue und weihte die Abtei der heiligen Jungfrau und Gottesmutter Maria 1136. Als die Kirche im Kriege mit England 1322 zerstört wurde, ließ der König Robert Bruce sie noch viel prächtiger wieder aufbauen. Dieser Bau, 1327 begonnen, wurde 1399 vollendet, es wurde aber noch im 15. und selbst zu Anfang des 16. Jahrhunderts Beträchtliches hinzugefügt, so daß sich die Kirche zu einem der schönsten Werke reich-entwickelter Spätgotik gestaltete.

Die anstoßenden Klostergebäude, ebenfalls von König David gegründet und mit Cistercienſern bevölkert, theilten das wechselvolle Geschick des Landes; sie wurden mehr als einmal zerstört und niedergebrannt; aber die Mönche

hatten Lebenskraft genug, um nicht von der Stelle zu weichen, und die Könige und Herren des Landes waren weise genug, um den Wohlthätern des Volkes immer wieder neue Zellen zu errichten. Und ihre Freigebigkeit hat sich reichlich gelohnt. Gerade die Klöster waren es, welche das beständig von Kriegen heimgesuchte und stets neuen Kriegsgefahren preisgegebene Land auf der Höhe seiner materiellen Cultur erhielten. Sie hielten fest, wenn augenblicklich Handel und Reichthum von dannen zog. Sie hatten die Geduld und Ausdauer, allen Schicksalsschlägen zu trotzen, selbst in Zeitläuften des Raubes und der Rechtlosigkeit Bodencultur wie Wissenschaft und Kunst zu betreiben, nach gewaltsamen Katastrophen das Werk der Civilisation von vorne anzufangen und zu den Werken christlicher Mildthätigkeit und Liebe, auch bei gänzlicher Ermattung und Hilflosigkeit des Landes, stets bereit zu sein.

Die Jahreseinkünfte der Abtei kurz vor der Reformation werden auf 1758 Pfund Sterling angegeben[1], gewiß kein übermäßiger Reichthum. Man braucht nur daran zu denken, daß zur Zeit der Reformation jährlich an die 3000 Pfd. von England aus an schottische Agenten u. dgl. Vaterlandsfreunde ausbezahlt wurden. Der einzige Murray erhielt jährlich seine 500 Pfd., jedenfalls mehr, als den Abt von Melrose aus den Klostereinkünften treffen konnte, und der Literat Buchanan bezog seine 100 Pfd., jedenfalls mehr, als einem Mönch von Melrose aus dem Klostervermögen zu gute kam. Wenn man nun in Betracht zieht, wie viel diese Klöster auf den Gottesdienst und die Erhaltung ihrer Gotteshäuser, auf Förderung der Kunst und Wissenschaft verwandten, wie eifrig und unternehmend sie die Verbesserung der Grundstücke, des Ackerbaues und der Viehzucht betrieben, wie sie Handel und Gewerbe begünstigten, wie sie die Gastfreundschaft gegen hoch und niedrig in größtem Maßstabe ausübten, wie sie Hunderte von Armen ernährten und unterstützten, wie sie die Zuflucht aller Hilfsbedürftigen waren, wie glücklich der Pächter unter dem Krummstab wohnte — und wenn man dann erwägt, wie geheime Dispositionsgelder immer im eigennützigen Sack eines Einzelnen verschwinden, ohne daß Land und Volk einen Vortheil davon hat, so kann man nachgerade über die 1700 Pfd. kaum in ein ehrliches Bedenken gerathen. Die Klosterstürmer haben aber allezeit die gleiche Politik befolgt, ihre geheimen Rechnungen nicht vorgelegt, die Einkünfte der Klöster gehässig übertrieben, das Klostergut unter großen Enttäuschungen eingesackt und das arme Volk, das glücklich unterm Krummstab lebte, der socialen Noth überantwortet: nach uns die Sündfluth!

[1] Nach katholischen Quellen. Dr. M'Crie und andere Protestanten geben kolossale Summen an. Walter Scott veranschlagte die Einkünfte auf 100 000 Pfd. St. Das ist aber eine echt poetische Schätzung.

Das schöne Melrose traf dieser Sieg der Cultur im Jahre 1569, nachdem es über vier Jahrhunderte der Segen des ganzen Grenzlandes gewesen. Monasteria Dunfermlinense, Melrossense et Kelsonense miseris modis haeretici vastabant, so schreibt Leslie, der Bischof von Roß und der Geschichtschreiber des katholischen Schottland, zu diesem Jahre. Mit dem Sturze der Abtei, zu deren Wiederherstellung einst ein Papst (Martin V.) seine Stimme erhob, zu deren Liebfrauenbild Tausende von Wallfahrern strömten, wo einst Könige und Fürsten, Bischöfe und Edle, Gelehrte und Künstler als Gäste weilten, sank Melrose zu einer völlig unbedeutenden Ortschaft herab. Der erste Prediger, der auf den Trümmern christlicher Frömmigkeit und Gottesliebe das „reine" Evangelium predigte, war ein Neffe Knoxens. Es brauchte hier offenbar einen eifrigen Gottesmann, um den so schönen, so herrlichen „Götzendienst" vergessen zu machen. Sein Nachfolger, Thomas Forrester, wurde 1638 nach 15jähriger Amtsdauer abgesetzt, in Erwägung, daß er „am Sonntag schwere Arbeit erlaubte, selbst am Sonntag Korn einfuhr, die Predigt nicht als wesentlichen Theil des Gottesdienstes betrachtete, die Liturgie der Predigt vorzog und gesagt habe: die Reformatoren hätten der christlichen Kirche mehr Einbuße gethan als zehn Zeitalter der Päpste". Besonders anstößig aber und seelenverderblich erschienen die Spitzverse und Spottlitaneien, womit er die Zeloten seiner Zeit geißelte:

Von Dickson, Henderson und Cant,
Den Aposteln im Covenant, — bewahr uns, o Herr!

Von all diesen erbärmlichen Seelen,
Eseln und Kamelen,
Von John Roß, der Gans zumeist,
Und Dan Duncanson, dem Poltergeist, — bewahr uns, o Herr!

Von all diesen Laiengesellen,
Die auf den Kanzeln schreien und bellen
Und zweimal im Tag unter Schwitzen
Die Welt verdonnern und verblitzen
Und mit der Christenheit boxen —
Von der ganzen Prügelrasse der Knoxen — bewahr uns, o Herr!

Solch liebliche Poesie sproßte auf den nunmehr geläuterten Trümmern von Melrose. In die letzte Bitte mag übrigens jeder Ehrenmann ungenirt einstimmen, wenn er ohne Vorurtheil zwischen diesen Ruinen eine kleine culturgeschichtliche Betrachtung anstellt. Im 17. und 18. Jahrhundert blieb Melrose eine Null. Im Anfang unseres Jahrhunderts hat Scotts „Lied vom letzten Troubadour" (The lay of the last minstrel) die wundersamen Trümmer der Vergessenheit entrissen. Als kleiner Knabe schon lernte er sie kennen, und hier war es, wo sein jugendlicher Geist schon früh die Liebe zum romantischen Mittelalter geschöpft hat, die ihn nachher sein ganzes

Leben begleitete. In der Nähe ließ ihn sein Vater einmal aussteigen, als sie miteinander von Selkirk nach Melrose fuhren, und zeigte ihm das Schlachtfeld, wo die großen Clanshäupter Angus und Buccleuch 1526 die letzte große Clanschlacht in den Borders lieferten, um sich der Person des jungen Königs Jacob V. und mit ihm des herrschenden Einflusses zu be-

Melrose-Abtei im Mondlicht.

mächtigen. Das machte auf den Knaben einen unvergeßlichen Eindruck. Oefters und öfters besuchte er Melrose wieder, er wurde da ganz zu Haus, er ließ das Mittelalter mit Mönch und Ritter in seiner Phantasie wieder aufleben, er sah die herrliche Ruine nicht nur bei Tage, sondern auch im Mondlicht, und dieser wundersame, phantastische Anblick im Vereine mit den Sagen und Geschichten der Umgebung lieferten Stoff und Begeisterung für

die erste seiner Epopöen, die noch heute in aller Munde lebt. Als er später sich selbst in der Nähe niederließ, ermangelte er nie, seine Gäste zu der Abtei zu führen oder führen zu lassen. Wordsworth, Washington Irving, Thomas Moore und hundert andere mußten sie sehen. So kam ihr Ruf bald in der ganzen Welt herum. Als aber im Anfang der zwanziger Jahre die Ruine von Wind und Wetter arg zu leiden begann, da wandte er sich mit den dringendsten Vorstellungen an die herzogliche Familie von Buccleuch, um die nöthigen Schritte zu ihrer Erhaltung zu erwirken. Das lag ihm so am Herzen, daß er auch noch andere Leute damit behelligte, und man sieht aus seinen Briefen, daß es ihm eine wahre Herzensangelegenheit war. „Aber ich muß schließen," schrieb er am 24. April 1822 an Miß Edgeworth, „denn ich bin eben zu einer Versammlung geladen, um zu prüfen, wie dem drohenden Einsturz der Ruine von Melrose Einhalt gethan werden kann. Der Herzog von Buccleuch, obwohl noch Knabe, wünscht, daß etwas geschehe, und seine Vormundschaft hat sich dem so vernünftigen und würdigen Wunsche des jungen Familienhauptes gefügt. Ich hoffe nun, sie werden freigebig sein — denn eine Kleinigkeit kann nicht helfen — eher möchte ich glauben, daß eine ungenügende Herumpfuscherei nur schaden kann. Doch der Herzog hat ein ungeheures Einkommen, und ich hoffe, sie werden dran denken, daß, obwohl eine mäßige Summe dies Nationalmonument erhalten kann, doch all seine Einkünfte nicht hinreichen, es zu ersetzen, wenn es fallen sollte." Es ist dies ein sehr bezeichnender, zugleich ein sehr schöner Zug des Dichters. Echter Patriotismus und tiefpoetisches Gefühl hatten in ihm das protestantische Vorurtheil wenigstens insoweit überwunden, daß er in einem katholischen Monument das schönste nationale Denkmal zu würdigen wußte.

Ein solches ist Melrose nicht nur als eine Etappe der ersten christlichen Glaubensboten, als die Stiftung eines der besten schottischen Könige, als Meisterwerk schottischer Baukunst[1], als Denkmal schottischer Geschichte, sondern auch als Grab vieler Edeln des Landes — und als die Ruhestätte, wo das Herz des größten Nationalhelden, des Königs Robert Bruce, bestattet ist.

„Sir James!" sagte der sterbende König angesichts seiner Höflinge und seine nahe Auflösung erwartend (Juni 1329) zu dem edeln Stammherrn der Familie Douglas, „Sir James! Mein lieber Freund! Keiner weiß besser als Ihr, welch große Mühe und Noth ich in meinen Tagen ausgestanden, um die Rechte dieses Königreiches aufrecht zu erhalten; und als ich am härtesten bedrängt war, da machte ich ein Gelübde, welches mich nun tief grämt, daß ich es nicht erfüllt habe: ich gelobte Gott, daß, wenn ich leben sollte, um ein Ende meiner Kriege zu sehen, und im stande wäre, dies Reich in Frieden und Sicherheit zu regieren, daß ich dann selbst in

[1] Der Baumeister war zwar französischer Abkunft, aber das thut nichts zur Sache.

Person ausziehen wollte und Krieg führen gegen die Feinde meines Herrn und Heilandes nach meinem besten Vermögen. Nie hat mein Herz aufgehört, darauf zu sinnen. Aber unser Herr hat mir das nicht vergönnt; denn ich habe immer die Hände voll zu thun gehabt in meinen Tagen, und jetzt am Ende bin ich von diesem schweren Siechthum erfaßt, so daß ich, wie ihr alle seht, nichts mehr zu thun habe als zu sterben. Und da nun mein Leib nicht dahin gehen kann und das erfüllen, was mein Herz so sehr ersehnt, so habe ich mich entschlossen, mein Herz anstatt meines Leibes dahin zu senden, um mein Gelübde zu erfüllen; und jetzt, da ich in meinem ganzen Reich keinen tapferern Ritter kenne als Euch, oder einen, der besser mit allen ritterlichen Eigenschaften ausgestattet wäre als Ihr, um das Gelübde zu erfüllen: so bitt' ich Euch deshalb, mein lieber und erprobter Freund, bei der Liebe, die Ihr zu mir habt, an meiner Statt diese Reise zu unternehmen und so diese Schuld meiner Seele an ihren Heiland zu entrichten. Denn ich habe eine solche Meinung von Eurer Wahrhaftigkeit und Eurem Edelsinn, daß ich überzeugt bin, was immer Ihr unternehmet, Ihr werdet es zu glücklichem Erfolg führen. Und so will ich denn im Frieden sterben, vorausgesetzt, daß Ihr alles thut, was ich Euch sage. Und so wünsche ich denn, daß, sobald ich todt bin, Ihr das Herz aus meinem Leibe nehmet und lasset es einbalsamiren und nehmet so viel aus meinem Schatz, als Euch genügend scheint für die Ausgaben Eurer Reise, für Euch und Eure Gefährten zumal. Und nehmet mein Herz mit Euch und leget es nieder an dem heiligen Grabe unseres Herrn, da dieser arme Leib nicht dahin gehen kann. Und es ist mein Befehl, daß Ihr auf Eurer Reise allerwegen königlichen Staat und Aufwand machet, für Euch und Eure Gefährten, damit, in was immer für Städte oder Länder Ihr kommen mögt, alle wissen mögen, daß Ihr beauftragt seid, das Herz König Roberts von Schottland übers Meer zu tragen."

Bei diesen Worten begannen alle Umstehenden zu weinen, und als Sir James antworten konnte, sagte er: „Ach, edelster und gütigster König! Tausendmal dank' ich Euch für die große Ehre, die Ihr mir angethan, indem Ihr mich zum Bewahrer und Träger eines so großen und kostbaren Schatzes machet. Gar treulich und willig lich, nach meinem besten Vermögen, will ich Eurem Befehl gehorchen, obwohl — Ihr mögt es glauben — ich mich nur wenig würdig erachte, ein so großes Unternehmen zu vollbringen." — „Ach, lieber Ritter," sagte der König, „ich dank' Euch, wofern Ihr mir versprecht, meine Bitte zu erfüllen, auf Euer wahres und treues Ritterwort." — „Gewiß, mein Lehensherr," antwortete Douglas, „bei der Treu', die ich Gott schulde und dem Ritterstande." — „Nun, Gott sei Dank!" sagte der König, „denn ich werde nun im Frieden sterben, da ich versichert bin, daß der beste und tapferste Ritter meines Königreiches versprochen hat, das für mich zu thun, was ich selbst nie zu

vollbringen im stande war." Und nicht lange nachher hauchte der edle König seine Seele aus.

Nach dem Berichte des Chronisten Hektor Boece, eines Canonicus von Aberdeen, erfüllte Sir James Douglas den letzten Wunsch des Königs Robert ganz genau. Mit „Schir William Sinclair" und „Schir Robert Logan" und andern Edelleuten brachte er das einbalsamirte Herz des Königs Bruce in goldener Kapsel zum Heiligen Grab und begrub es dort mit der größten Ehrfurcht und Feierlichkeit. Alle andern zeitgenössischen Geschichtschreiber aber vermelden das Gegentheil, das Herz des großen Königs sei nach Schottland zurückgekommen, und zwar in folgender Weise:

Douglas reiste ab, sobald es die Jahreszeit erlaubte, und ging zunächst nach den Niederlanden, um dort mehr Reisegefährten anzuwerben. Er hielt in Nuys, dem damals bedeutendsten Hafen von Flandern, entwickelte königliche Pracht, stieg aber nicht ans Land, sondern empfing alle Besucher auf seinem Schiffe. Da hörte er nun, daß Alonso, König von Castilien und Leon, mit Osman, dem maurischen Statthalter von Granada, in Krieg verwickelt sei. Er erblickte hierin die beste Gelegenheit, den kriegerischen Zweck seiner Sendung und die Erfüllung seiner Gelübde zu verwirklichen, nämlich den Kampf gegen die Ungläubigen für Christus den Herrn. Er beschloß daher, zunächst nach Spanien zu ziehen und seine Tapferkeit dort im Kampfe gegen die Saracenen zu erproben. Aber hier erwartete den Helden, der 70 Feldschlachten überlebt hatte, der Heldentod. Bei einem Streifzug an den Grenzen von Andalusien, in der Nähe von Theba, war eine Abtheilung maurischer Reiterei zerstreut und ihr Lager genommen worden. Douglas und seine Gefährten sprengten den Flüchtlingen nach, trennten sich in der Hitze des Kampfes von der spanischen Hauptmacht und wurden von den Mauren umzingelt. Der schottische Ritter, der immer das Herz seines Königs bei sich trug, versuchte sich durchzuschlagen, und es wäre ihm gelungen, hätte er sich nicht abermals zurückgewandt, um den bedrohten Ritter Sinclair von Roslin zu retten. Da ward er allenthalben vom Feinde umringt. Er riß die Kapsel vom Halse, in welcher er das Herz des Königs trug, warf sie vor sich hin und schrie mit lauter Stimme: „Zieh voran, wie du's gewohnt warst, und Douglas wird dir folgen oder sterben!" Dann zückte er sein Schwert und vertheidigte sich mit dem Muth eines Löwen, bis er, der Uebermacht erliegend, todt vom Pferde sank. Drei seiner Gefährten fielen mit ihm. Am folgenden Tag fanden die geretteten Freunde seine Leiche und die Kapsel auf dem Schlachtfeld. Sie schickten beides nach Schottland, und da man das Gelübde des Königs durch diesen Heldentod für gelöst betrachtete, bestattete man das Herz in der Abteikirche von Melrose. Da ruht es, der Tradition gemäß, in der Nähe des verschwundenen Hochaltars, neben dem Grabe des Königs Alexander II., zu Füßen des

herrlichen Chorfensters, das, durch Walter Scotts Bemühungen erhalten, die Pracht und Größe, die Kraft und den tiefen Glauben des Mittelalters mitten unter trauernden Ruinen verkündet.

An dieser ergreifenden geschichtlichen Stätte empfand ich so recht tief, welcher Widersinn die Gegenüberstellung der Nation gegen die Kirche als eine „fremde Macht" ist. Schottland war nie nationaler, als da es katholisch war. Der letzte Wunsch seines nationalsten Königs, seines Befreiers, seines Volkshelden war, daß sein Herz am Grabe seines Erlösers ruhe — es war der große Gedanke, der die Kreuzzüge hervorrief, der die religiösen Kriegerorden schuf, der als Lebensfunken das ganze Mittelalter durchglühte. Als man ihn aufgab, fuhr der religiöse Hader unter die christlichen Völker. Von der Zeit an wurden unläugbar die Staatsverfassungen künstlicher, die Sitten feiner, die politischen Verhältnisse verwickelter, die materiellen Bedürfnisse größer, die materiellen Erkenntnisse ausgebreiteter; aber die Völker sind nicht patriotischer geworden. Die Schattenseiten des Mittelalters kann man damit weder vertuschen noch verdecken — dessen ist sich jeder Katholik bewußt; aber er weiß auch, daß diese Schattenseiten im Gegensatz zum kirchlichen Geist und Leben standen, während die Tugenden jener Zeit eben dem tiefen, mächtigen und heiligenden Born des Glaubens entquollen.

Ein Heldenherz, ein Königsherz,
Das war das Herz des Bruce.
Erprobt in Kampfesnoth und Schmerz,
Geprüft in herber Buße.

Es hat im Leben nie geruht,
Bei Nacht nicht, nicht bei Tage,
Vor Sorgensturm, vor Leidensgluth,
Als bis zum letzten Schlage.

Doch endlich möcht' es finden Rast:
Das Stündlein hat geschlagen;
Es löst der Tod die Sorgenlast,
Es weichen Leid und Klagen.

„O tragt zu des Erlösers Grab
Mein Herz, das kampfesmüde!
Er, der mir Kron' und Scepter gab,
Geb' Rast mir nun und Friede!"

Doch wie sein Herz im Leben stritt,
Soll's noch im Tode streiten,
Zum Ruhm des Herrn, der für uns litt,
Dem Kreuze Sieg bereiten.

Dann endlich ruht es friedlich aus,
Doch nicht an fernem Strande,
In des Erlösers Gotteshaus
Im theuern Heimatlande.

15. Abbotsford und Dryburgh.

Von Melrose aus pflegen die Touristen Abbotsford, den Landsitz Walter Scotts, und Dryburgh, seine Begräbnißstätte, zu besuchen. Obwohl mich der Cultus der großen Männer, wie ihn unsere Zeit treibt, nicht sonderlich anspricht, beabsichtige ich doch, den Touristen zu folgen. Walter Scott war mir dadurch, daß er das mittelalterliche Kunstwerk von Melrose erhalten, noch mehr ans Herz gewachsen. Ich wurde zwar gerade hier etwas böse, daß er am König Bruce die schönste, die religiöse Seite, vergessen und das Ordensleben da und dort in seinen Schriften so unfreundlich behandelt hatte; aber Werke sagen mehr als Worte. Melrose zeigt genugsam, daß es noch andere Mönche gab als seine „Romanfiguren" — und Walter Scott hat trotz seines Vorurtheils gegen sie ihr schönes Bauwerk vom Untergang errettet. Man muß auch nicht zu viel von den Leuten verlangen. Während ich also Sir Walter bei mir selbst in Schutz nahm und mich bereits anschickte, mich gleich den andern nach einem Wagen umzusehen, um nach Abbotsford zu wallfahrten, begegnete ich einem jungen Geistlichen, der sich zu meiner nicht geringen Verwunderung mir als Ordensgenosse, als Convertit und als Verwandter der Scottschen Familie vorstellte, eben in Abbotsford auf Besuch war und mich freundlichst einlud, mit ihm zu kommen. Natürlich nahm ich die Einladung mit Freuden an, ward in Abbotsford mit der größten Zuvorkommenheit aufgenommen und für den nächsten Tag als Schloßkaplan installirt.

Von Melrose nach Abbortsford ist es etwa fünfviertel Stunden, der anmuthigste Spaziergang von der Welt. Der Weg folgt in einiger Entfernung dem Tweed, der, von der Gala und Ettrick verstärkt, seine frischen Wasser, etwa 20—30 m breit, durch ein reich bebautes Thal wälzt. Die Landschaft ist ein Garten; die Hügel nördlich sind theils mit Wald, theils mit Ackerland und Wiesen geschmückt, die Eildon Hills südlich bilden oben ein Stück Heide, an den Flanken mit einigem Wald, am Fuße mit Landhäusern und Gehöften belebt. In der Nähe von Abbotsford folgen sich mehrere kleine Landsitze mit Parken, der schönste ist aber der von Abbotsford selbst.

Das merkwürdige Haus, das Sir Walter sich gebaut hat, liegt nahe an einer Krümmung des Tweed, der, von Südwesten kommend, einen kleinen

Abbotsford.

Bogen beschreibt und dann sich östlich nach Melrose wendet; dort, am östlichen Ufer, an einem waldigen Abhang gegen den Fluß hin, ist das kleine Schloß. Vom Weg aus sieht man es vor Bäumen kaum, bis man hart daran ist, und den Fluß hört man wohl rauschen, sieht ihn aber nicht, bis man am Hause vorüber an dessen andere Seite gelangt. An einem Thor der Umfassungsmauer hielten wenigstens zwölf Wagen, darunter mehrere Omnibusse — lauter Touristen, welche Sir Walter besuchen wollen. Unter diesen befinden sich, wie man mir sagt, allezeit zahlreiche Amerikaner, was sowohl der Volksthümlichkeit der Scottschen Gedichte und Romane, als auch dem Lobe zuzuschreiben ist, welches der amerikanische Schriftsteller Washington Irving dem seltsamen Landhaus und dem Borderlande gezollt hat. Eine solche Wagenprocession kommt übrigens nicht bloß einmal im Tage, sondern mehrmals, und oft ist sie noch zahlreicher als die heutige. An schönen Tagen ist einer der Bedienten von 10 Uhr vormittags bis 5 oder 6 Uhr abends fast unausgesetzt damit beschäftigt, Fremde in den Gemächern des Dichters herumzuführen, so daß dieselben dem Gebrauch der Familie völlig entzogen sind. Sie war genöthigt, dem poetischen Schloß einen prosaischen Anbau zu geben, um unbehindert von den Verehrern ihres großen Vorfahren im Frieden leben zu können. Eine merkwürdige Expropriation durch den Tourismus; aber für die Ehre, von der ganzen Welt besucht zu werden, muß man es sich schon gefallen lassen, sich ein neues Haus zu bauen.

Das Schloß entsprach auf den ersten Blick nicht völlig meinen Erwartungen. Ich hatte mir etwas ganz Sonderbares, Phantastisches zurecht gedacht und fand statt dessen einen nicht sehr umfangreichen, gemüthlich bescheidenen Landsitz, elegant comme il faut, mit schön angelegtem und gut gehaltenem Garten, aber ohne all jene Wunderlichkeiten und kühnen Absonderlichkeiten, die ich schon an andern Schlössern gesehen hatte. Es ist ein recht praktisch gebautes Wohnhaus mit allem wünschbaren Comfort, nach außen durch Thürmchen, Zinnen und gezinnte Kamine, Söller, Erker und gezinnte Mauern etwas mittelalterlich angehaucht, im Innern die echt künstlerisch entworfene Behausung eines Alterthumsforschers, Gelehrten und Dichters.

Für die Touristen ist, wie gesagt, ein eigener Weg angelegt, welcher durch ein Stück Garten an die nordöstliche Seitenfassade des Hauses führt, damit nicht auch der ganze Garten dem freien Gebrauche der Bewohner entzogen würde. Ein paar schöne Nachahmungen alter Schloßthürme versetzen in die rechte Stimmung; die Zimmer, welche gezeigt werden, sind von der Hügelseite her zu ebener Erde, nach dem Fluß hin im ersten Stocke. Es sind: des Dichters Studirzimmer, Bibliothek, Salon, Waffensammlung, und die Ritterhalle am eigentlichen Eingangsthor. Studirzimmer und Ritterhalle schauen nebeneinander nach dem Hügel, ihnen entsprechend nach dem Flusse Bibliothek und Salon; die Waffenhalle, ein längliches Zimmer,

läuft quer durchs Haus und hat Thüren nach dem Salon wie nach der Ritterhalle.

Das Studirzimmer ist klein, etwa 6 m im Quadrat, natürlich an allen Wänden mit Büchergestellen versehen, welche durch eine Galerie und kleine Treppe bis an die Decke zugänglich gemacht werden. Da sah ich, neben vielen Nachschlagebüchern, Dictionnären, Sammelwerken, größern juristischen und geschichtlichen Bücherreihen, die vielen Bände des französischen Moniteur, die bei der „Geschichte Napoleons" als eine der Hauptquellen dienten, daneben ein gut Theil schottischer, irischer und italienischer Geschichte und Literatur. In der Mitte steht ein recht bequemer Schreibtisch mit vielen Schubladen, dahinter ein Lehnstuhl, mit schwarzem Leder überzogen. In einem Glasschrank am Fenster liegen die letzten Kleidungsstücke, die Scott getragen, ein dicker, blauer, altväterischer Rock mit breitem Kragen und großen Knöpfen, weiß und schwarz carrirte Beinkleider von altfränkischem Zuschnitt, eine ähnliche gestreifte Weste, ein weißer Cylinderhut und ein massiver Spazierstock. In einem anstoßenden Thurmzimmerchen ist eine wohlgetroffene Büste — ganz der freundliche, alte, geniale Mann mit der auffallend hohen Stirn, dem schlichten Haar darüber herabgekämmt, ohne sie auch nur zur Hälfte zu bedecken, den dichten Augenbrauen, der kleinen Stumpfnase, dem freundlichen schmalen Mund, dem wenig vorstehenden, sanft abgerundeten Kinne — ein lieber, gutherziger Papa, ein Mann von altem Schrot und Korn, durch Freundlichkeit gewinnend, durch geistreiche Züge imponirend, aber weit mehr ehrwürdig und mild, ohne irgend einen Zug herrischer Selbstgefälligkeit oder genialen Stolzes. Es ist ein geistreicher Greis, der seinen Kindern und aller Welt herzlich gut ist und allen Menschen die interessantesten Geschichten in der spannendsten Weise, mit der Kunst eines wahren Dichters und der Anspruchslosigkeit eines Kindes zu erzählen weiß. Da, unter lauter Wirklichkeiten, die ihm angehören, ist es nicht schwer, sich den Mann vorzustellen, wie er leibte und lebte. Man braucht sich nur zu der Büste einen kräftigen, auch noch im Alter ungebeugten Leib zu denken, ihn mit den daliegenden Kleidern zu bekleiden, in den Lehnsessel zu setzen oder an die Bibliothek zu stellen. Da stand er ja vieltausendmal, durchstöberte seine Dictionnäre, Zeitungen und Foliobände; da saß und schrieb er in frühern Jahren in einem Zug ganze Reihen von Kapiteln, während seine Kinder um ihn oder im Nebenzimmer herumspielten und Arbeiter an irgend einem Anbau hämmerten und polterten. Denn er hatte neben einer außerordentlichen Arbeitskraft eine merkwürdige Frische, die ihn mitten unter Lärm aller Art ungestört fortarbeiten ließ.

Von dem Studirzimmer kommen wir in die Bibliothek, ein ansehnliches Gemach, 20 m lang, 10 m breit, mit weitem, hellem Erker nach der Flußseite. Ueber einem eleganten Kamine hängt das lebensgroße Porträt

von Scotts ältestem Sohne Walter, einem schönen jungen Mann in Husarenuniform; nahe dabei steht eine vorzügliche Büste von Shakespeare, in einer Ecke auf einem prächtigen Porphyrgestell eine hohe Silberurne, mit Knochen aus dem Piräus gefüllt, ein Geschenk Lord Byrons, im Zimmer herum einige feingeschnitzte Lehnstühle, ein Geschenk Pius' VII., auf dem Erkertische eine Menge Ehrengeschenke, wie ein Elfenbeinschreibzeug von Georg III., König von England, eine kostbare Tabatière von Napoleon I. u. a. dgl. Das Interessanteste aber ist unzweifelhaft die Bücherei selbst, welche sich mit den Büchern im Studirzimmer auf 20 000 Bände beläuft, für einen Privatmann eine hübsche Sammlung. Die längste Wand füllt englische und schottische Specialgeschichte, eine schmälere ausländische, hauptsächlich französische und italienische Literatur, die entgegengesetzte eine sehr interessante Sammlung älterer und neuerer englischer Literatur, die Zwischenräume der Fenster und des Erkers alle möglichen Ritter-, Zauber- und Hexenbücher, altenglische und schottische Poesie, Sammlungen alter Broschüren, Bücher und Handschriften, besonders über die Revolution von 1688 und die Aufstände von 1715 und 1745. Was mir an der ganzen Bibliothek am meisten auffiel, ist, daß Philosophie und Theologie fast gänzlich fehlte und auch das katholische Geschichtselement sehr karg vertreten war. Dies ist um so auffallender, als der unermüdliche Sammler eine kolossale Sammlung dämonologischer Bücher zusammengespeichert hatte, allen Hexenquark, den er nur irgendwie auftreiben konnte, ein wahres Pantheon des Aberglaubens. Es ist klar, daß ihm diese Hexenküche für seine Romane viel Zeug lieferte. Aber unverkennbar hat dies Studium des Aberglaubens ihn abgehalten, den Glauben, diese hehre, lichte Sonne des mittelalterlichen Lebens und der ältern schottischen Geschichte, zu studiren. Und da er sonst alles Erdenkliche sammelte, so kommt es mir fast vor, als hätte er sich gleich andern Protestanten vor einer nähern Bekanntschaft mit dem Katholicismus gefürchtet und ein tieferes Eindringen in dessen Lehre mit instinctiver Scheu gemieden. Bei einem so ehrlichen und ehrenhaften Charakter, wie er war, hätte das tiefere Verständniß des Mittelalters und eine klare Bekanntschaft mit der katholischen Glaubenslehre für seine protestantische Orthodoxie leicht verhängnißvoll werden können. Es ist schade, daß er nicht mit den deutschen Romantikern in nähere Beziehung kam, deren „Einsiedlerzeitung" ich mit großer Freude unter den deutschen Büchern bemerkte. Er stand in seiner ganzen nationalen, ritterlichen, mittelalterlichen, historischen Geistesrichtung ihnen viel näher als dem Allerwelts-Göthe, mit dem er frühe durch seine Uebersetzung des „Götz" in Berührung trat.

Das nächste Zimmer ein Salon — eben ein Salon, von dem nichts Besonderes zu bemerken. Weit interessanter ist die Waffenhalle, ein überaus reiches Antiquitäten- und Curiositäten-Cabinet in einer schmalen,

gewölbten Halle, die quer durchs Haus läuft. Da liegt und hängt nun all das Material zu den vielen Kleider- und Waffenbeschreibungen, die mitunter in Scotts Romanen ermüden, bisweilen aber auch die Zeitschilderungen und Sittenschilderungen so lebendig und klassisch gestalten: Schwerter, Lanzen, Hellebarden, Büchsen, Dolche, Pistolen, Köcher, Pfeile, Harnische, Helme, Jagdhörner, Folterwerkzeuge, alte Utensilien des Friedens, Curiositäten aller Art, darunter viele von hohem geschichtlichem Interesse, wie die Pistolen Napoleons von Waterloo, der Stutzen Andreas Hofers, Rob Roys Flinte, Montroses Schwert, Claverhouses Pistolen, Jakobs VI. Feldflasche, kurz und gut ein buntes Repertorium von geschichtlichen und culturgeschichtlichen Erinnerungen, an denen die Vergangenheit lebendig und zur Poesie wird. Von den dazwischen hängenden Bildern amüsirte mich zumeist eine Handzeichnung, welche die Königin Elisabeth von England tanzend darstellt — eine alte, häßliche Weiberfratze mit der Selbstgefälligkeit und Eitelkeit einer Ballerine. Hinter einem Vorhang guckt ein lachender Kopf heraus, der sie verspottet. Es ist etwas Caricatur daran, und doch könnte man die „Jungfräuliche" kaum bezeichnender malen.

Aus der Waffenkammer, bei deren Einzelheiten ich der Kürze halber nicht verweile, führt eine Thüre zurück in den von Scott gebauten Theil des Hauses, und zwar in die Ritterhalle. Das ist nun eine der schönsten Ritterhallen, die ich gesehen, nicht viel größer als die Bibliothek, aber so reich, geschmackvoll und interessant — ein wahres Prachtstück aus einem Ritterroman, ein Stück Mittelalter, aus lauter wirklichen Ueberresten und Erinnerungen zusammengesetzt und nach der idealen Auffassung eines Romantikers kunstvoll verbunden. Der Fußboden ist mit schwarzen und weißen Marmorplatten aus den Hebriden belegt, die Wände sind mit echtem altem Eichengetäfel (man sagt, aus der Abtei Dunfermline) bekleidet, die Decke besteht aus Eichengebälk, das sich zu einer Reihe schlanker gotischer Bogen verbindet. Auf diese Bogen vertheilen sich in 16 Schilden die Wappen der Familie Scott und ihrer Verwandtschaft, und um eine Thüre sind die der nächsten Verschwägerten und Freunde angebracht; dem Kranzgesimse der Wand entlang laufen die Wappenschilde der alten Borderclans, der Douglas (mit dem blutenden Herzen zur Erinnerung an Sir James und das Herz des Bruce), der Buccleuch, Maxwell, Kerr, Herries, Chisholm, Elliot u. s. w. Der obere Theil des Getäfels ist mit alten Waffen geschmückt aus aller Herren Länder und aus den verschiedensten Perioden, mit Helmen, Lanzen, Schwertern, Rüstungen, polnischen Lanzen, schweizerischen Morgensternen, deutschen Hellebarden, indischen Panzern aus Tippo Sahibs Kämpfen. An einer der Thüren halten zwei Gepanzerte Wacht, einer in englischer Rüstung aus der Periode Heinrichs V., der andere in italienischer Wehre aus etwas späterer Zeit. Der architektonische Schmuck des Saales ist nach

Zeichnungen aus Melrose und Roslin gefertigt, das Ganze bildet eine köstliche Romanze.

Aus dem Rittersaale führt eine mit Hirschgeweihen und anderem Jagdschmuck verzierte Vorhalle ins Freie, in einen theils mit Lauben theils mit gotischen Arcaden und Mauern umfangenen Garten, welcher sich als ein neues antiquarisches Museum darstellt, aber ohne Nummern und gelehrte Einschachtelung; Urnen, Vasen, Thürmchen, Fenster, Bogen, von Blüthenflor und Schlingpflanzen umwogt, die Zeichnungen des äußern Hauses aus den Palästen Holyrood, Linlithgow und Dunfermline, aus den Kirchen von Melrose und Roslin und aus noch andern mittelalterlichen Bauten zusammengetragen und in ein prächtig reiches, unregelmäßiges und doch in seiner Unregelmäßigkeit wieder erfreuliches Ganze zusammengefügt. Sculpturen aus den verschiedensten Theilen des Landes sind als Schmuck an passender Stelle eingereiht, Steine, Ornamente und Inschriften aus den merkwürdigsten alten Baudenkmalen des Landes den neuen Mauern einverleibt. Da ist die echte Inschrift des Tolbooth, des alten Staatsgefängnisses von Edinburgh, dort die Inschrift der alten Edinburgher Universität, hier ein altes Marktkreuz der Königsstadt, dort ein Brunnen derselben, der in ehemaligen Zeiten bei der Krönung der Stuarts von Wein floß. Am Gebäude selbst sind die mannigfaltigsten Formen auf engen Raum zusammengedrängt, gerade so viel, als die Harmonie erlaubte, um das Ganze nicht barock zu machen. Zinnen, Thürmchen, Gesimse, Fenster, Balkone, Erker, Kamine, Thore, Luken, Parapets — kurz, alle Details haben ihre neuen und eigenen Zeichnungen. Man wird im einzelnen beständig überrascht, und doch ist das Ganze wie aus einem Guß, ein schmuckes gotisches Schlößchen. Herrlich ist die Aussicht vom Schlosse aus nach dem schönen klaren Strom, zu dem sich ein anmuthiger Park hinabsenkt, während dunkler Wald das andere Ufer bekränzt. Nicht weniger schön nimmt sich das Schloß von dieser Seite des Flusses aus, mit einem lichten Vordergrund von Garten und Wiesen und einem duftigen Grund von Waldesschatten. Da Scott nicht bloß ein Curiositätenliebhaber, sondern ein ebenso großer Naturfreund war, so ist das kleine Kunst- und Alterthumsjuwel von den schönsten Anlagen und dem reichsten Baumschmuck umgeben, mit einem Kranz poetischer Plätzchen umrahmt — ein wahres Eldorado ohne den leisesten Beigeschmack von Zopf oder von den langweilig abgezirkelten Gartenkünsten der Rokokozeit.

Was dem an sich wirklich überaus interessanten Schlosse einen noch höhern Werth verleiht, ist eben seine Geschichte: daß es ganz aus dem Geiste des romantischen Novellisten stammt und ihn gewissermaßen zeichnet. Ein solches Ding zu bauen, wäre wohl einem andern nicht leicht eingefallen, und wenn es ihm eingefallen wäre, so hätte er's wohl kaum fertig gebracht. Denn es handelt sich hier um ein steinernes Excerpt schottischer Geschichte

und Kunst, das einen Alterthumsforscher erheischte, um die Elemente zusammenzubringen, und einen Dichter, um sie harmonisch zu einigen. Das war nun Walter Scott. Er hat das sonderbare Haus sich ganz nach seinen Ideen zurechtpoetisirt.

Königin Victoria besuchte es im Jahre 1867 mit mehreren Mitgliedern ihrer Familie und einem ansehnlichen Gefolge, ließ sich alle Merkwürdigkeiten zeigen und nahm in dem Speisezimmer der Familie (dem Sterbezimmer Walter Scotts) einen Thee. Auf sie machte der Landsitz einen eher düstern als freundlichen Eindruck. It looks rather gloomy, sagt sie. Das könnte ich nicht bestätigen. Die Lage ist allerdings einsam, still, aber überaus lieblich und anmuthig, der Bau phantasiereich, der Park sehr malerisch und das Ganze ein recht poetisches Dichterheim.

Doch, um bei Scott und dem Bau von Abbotsford zu bleiben, so kaufte er das Landgut am Tweed im August 1811 um 4000 Pfund Sterling. Es war damals weiter nichts als ein weiter Complex von Wiesen mit einem schmutzigen Entenpfuhl und einem Bauernhaus in der Mitte. Was aber Scott anlockte, war gerade der Fluß und der Wunsch, sich einen poetischen Landsitz nach seinen eigenen Ideen einzurichten. Er war just 40 Jahre alt und hatte sich bereits die Mittel erworben, um ohne Wagniß die Verwirklichung seines Traumes unternehmen zu können. Als Beamter eines Gerichtshofes, dessen Sitzungen ihn kaum sechs Monate im Jahre beschäftigten, hatte er ein gesichertes Einkommen von jährlich 1300 Pfund Sterling; seine erste Epopöe war schon längst in Tausenden von Exemplaren durch ganz Britannien gewandert, und für die zweite, Marmion, bot ihm ein Buchhändler von vornherein, ohne das Manuscript gesehen zu haben, 1000 Pfund Sterling an. Die dritte, die Lady of the Lake, erlebte in wenigen Monaten vier Auflagen und fuhr bereits in 20 000 Exemplaren durch die Welt. Er selbst aber hatte nicht nur schon eine große Menge älterer Geschichtsquellen herausgegeben, ganze Bände alter Balladen und Lieder, eine Art „schottisches Wunderhorn" veröffentlicht, eine Menge geschichtlicher und literaturgeschichtlicher Abhandlungen geschrieben, sondern die Specialgeschichte des Landes nach den verschiedensten Seiten hin durchforscht und besonders Volk und Land, seine alten Kunstschätze und Baudenkmale, seine Lieder und seine Sagen, seine Sitten und sein Leben, von den Borders bis hinauf an die Orkney-Inseln mit dem Fleiß eines Historikers und der Liebe eines Dichters studirt. Aus diesem durch und durch realistischen Sammelgeist und der glühenden Begeisterung für alte Kunst und nationale Geschichte ist Scotts Abbotsford entstanden. Der Name selbst ist alt — des Abtes Furth — eine Erinnerung an Melrose. Man kann es dem Manne gewiß nicht verargen, daß er, als sein Traumbild sich zu verwirklichen begann, mit humoristischer Freude sich einen „Laird von Abbotsford" nannte.

Wie das phantasiereiche Castell eine Frucht seiner ersten poetischen und geschichtlichen Arbeiten war, so wurde es bald ein treulicher Gehilfe seiner weitern Arbeiten. Hier wandte er sich von der Epopöe zum Romane und ward dadurch zu dem so populären Epiker der Neuzeit. Hier unter tausend Erinnerungen des Mittelalters und des mittelalterlichen Schottlands gestalteten sich seine ritterlichen Figuren, Scenen, Charaktere und Verwicklungen; hier unter Trümmern der Reformationsepoche lebten die Zeiten Maria Stuarts und des Covenants in breiten Geschichten wieder auf; hier unter theuern Andenken und Reliquien der Stuarts kam Waverley zu stande; hier baute sich unter lauter concreten Anhaltspunkten Scotts ganze poetische Welt auf, dieses so anziehende Gemisch von Poesie und Geschichte. Die Vorstudien seiner Romane gaben neue Ideen zum Schmucke seiner Villa, bereicherten seine Bibliothek und seine Sammlungen; das seltsame Schloß mit seinem Durcheinander regte wieder Keime neuer Dichtungen an. Die längst durchstöberte Umgegend sammelte gewissermaßen ihre poetischen Strahlen in dem Dichtersitze wie in einem Spiegel, und der Dichter sandte sie in seinen Werken in die weite Welt hinaus. Der aristokratische Ton des wohlhabenden Herrn, seine fröhliche Gastfreundschaft, seine archäologische Liebhaberei, sein schottischer Patriotismus, sein feines Naturgefühl, seine Gemüthlichkeit drückten gleichzeitig dem kleinen Schlosse wie seinen bändereichen Werken ihre Signatur auf. Diese wie jenes sind der emsigsten Arbeitsamkeit, aber auch zugleich großentheils echt künstlerischer Muße entsprungen.

Auch die Sorgen und Leiden des alternden Mannes theilte Abbotsford nicht nur, es war theilweise ihre Ursache. Scott übte die Gastfreundschaft eines großen Herrn und lebte im Stile eines großen Herrn, war freigebig und kannte besonders im Bauen und im Ankauf von Büchern, Manuscripten, Raritäten, in der künstlerischen Pflege seines Parks u. s. w. nicht die engherzige Klugheit eines Geldmannes, bis ihn seine Liberalität endlich in pecuniäre Verlegenheit brachte, und er, schon ziemlich weit in den fünfzigen, gezwungen war, sich besonders in seiner Gastfreundschaft einzuschränken und durch verdoppelten Fleiß in schriftstellerischer Hinsicht seinen Finanzen wieder aufzuhelfen. Für den edeln, ritterlichen Mann, der bis jetzt nichts im Auge gehabt, als sich und seinen Kindern eine aristokratisch-ritterliche Lebensstellung nach mittelalterlichem Schnitt, unabhängig und gemüthlich, zu erwerben, muß das ein harter Schlag gewesen sein. Aber er entrann ihm nicht mehr. Bis zum Tode gelang es ihm nicht, seiner erstaunlichen Thätigkeit und der glänzendsten literarischen Erfolge unerachtet, sich den ihm allezeit drohenden Klauen seiner Gläubiger zu entziehen. Bis zum Tode aber ertrug er die harte Prüfung mit der Standhaftigkeit eines wackern christlichen Mannes, und auch insofern ist Abbotsford wieder ein Stück seiner Lebensgeschichte — er rettete durch seine ungebeugte Thatkraft, seinen Fleiß und sein Talent

den merkwürdigen Bau seiner Familie, obwohl unzweifelhaft ein Theil seiner mittelalterlichen Träume und Projecte seiner Geldgefahr zum Opfer fiel und sich nie verwirklichte.

Was er indes verwirklicht hat, genügt vollauf, um Abbotsford zu einer literaturhistorischen Merkwürdigkeit, zu einem interessanten Commentar seiner Werke, und für jeden, der Schottland näher kennen lernen will, zu einem recht anziehenden Punkte zu machen. Man fühlt sich hier an einen der knoxischen, puritanischen Richtung gerade entgegengesetzten Pol, in die aristokratischen Ideen des Mittelalters, ja hart an die Grenze des Katholischen versetzt. Alles athmet Liebe zum Schönen, Freude, Rittersinn, die Ideen des ritterlichen Feudalismus, Zusammenhang mit der Vergangenheit, Loyalität, sittliche Würde. Es fehlt zum katholischen Schloß nichts als die Kapelle, und wie bereits angedeutet, hat sich diese hinterdrein auch noch gefunden. Das kam so: Scotts Kinder starben alle bis auf eine Tochter, welche Lockhart, einen Schriftsteller, geheiratet hatte. Von dieser vererbte sich das Schloß wiederum auf eine Tochter, welche einen ausgezeichneten Advocaten, Mr. Hope, heiratete. Dieser wurde um 1850 katholisch, und so bekam Abbotsford auch seine Kapelle. Lockhart, der das Leben Scotts geschrieben, war ein von Scott grundverschiedener Mann, vorwiegend Verstandesmensch, ein scharfer Kritiker und Satiriker, in religiöser Hinsicht rationalistisch gefärbt. Hope hinwieder war ein ernster Jurist von gläubiger Richtung, tief religiös, ein edler, kräftiger Charakter.

Da es manche vielleicht interessirt, über Walter Scotts Anschauungen noch einiges zu vernehmen, was unsere moderne Literaturgeschichte gewöhnlich wenig in Anschlag bringt, so will ich ein paar Papierschnitzel aus seinen Memoiren hersetzen:

„Ich würde, wenn es darauf ankäme, für die christliche Religion als Martyrer sterben; so vollständig ist (meiner freilich unbedeutsamen Ansicht nach) ihr göttlicher Ursprung durch ihre wohlthätigen Wirkungen auf den Zustand der menschlichen Gesellschaft bewiesen. Könnte man nichts anführen als die Abschaffung der Sklaverei und der Polygamie, ein wie großes Geschenk ist der Menschheit schon durch diese zwei einzigen Punkte aus den Lehren unseres Heilandes erwachsen!"

„Da jeder Tag uns dem Ende näher bringt, sollte man fast denken, unsere Ansichten (über das Jenseits) müßten klarer werden. Ach! es ist nicht so; da muß noch erst ein Vorhang sich lüften, ein Schleier zerreißen, bevor wir die Dinge sehen, wie sie wirklich sind. Es gibt, so vertrau' ich, wenige, welche an die Existenz eines Gottes nicht glauben; ja ich zweifle, ob zu irgend einer Zeit und in jeglicher Weise irgend ein einzelnes Individuum dieses abscheuliche Credo (den Atheismus) umfangen hat. Mit dem Glauben an einen Gott hängt der an die Unsterblichkeit der Seele

und an einen Zustand künftiger Belohnungen und Strafen aufs innigste zusammen."

„Ich muß gestehen, ein Leben thätigen Wohlwollens entspricht meinen Ideen (über den Himmel) mehr als eine ewige Musik. Doch ist das Speculation, und es ist unmöglich, zu ahnen, was wir thun werden, solange wir nicht die ebenso schwere Vorfrage erledigen können, was wir sein werden. Aber es gibt einen Gott — und einen gerechten Gott — und ein Gericht — und ein zukünftiges Leben — und mögen alle, die das glauben, ihrem Glauben gemäß handeln!"

„Für mein gotisches Ohr sind das Stabat mater, das Dies irae und einige andere Hymnen der katholischen Kirche viel feierlicher und rührender als die feine klassische Poesie Buchanans — jene haben die ernste Würde einer gotischen Kirche und erinnern uns sofort an den Gottesdienst, dem sie gewidmet sind; diese ist eher wie ein heidnischer Tempel und ruft uns bloß die fabelhaften Götter der klassischen Zeit ins Gedächtniß."

„Ich halte es nicht für wahrscheinlich," schreibt er an seinen Sohn, der sich eben in Berlin aufhielt, „aber doch für möglich, daß Du mit einigen der têtes échauffées zusammentriffst, die gegenwärtig in Deutschland so gewöhnlich sind, Leute, die das ganze politische System niederreißen wollen, um es nach einem bessern Musterbild wieder aufzubauen: ein ebenso wildes Vorhaben wie das eines Mannes, welcher, mit der Absicht, ein tobendes Pferd anders anzuschirren, damit anfinge, ihm mitten auf einer Heide den Kappzaum abzunehmen. Klugheit wie Princip und mein ernstlicher Wunsch werden Dich diese Art von Politikern meiden lehren, die, ich weiß wohl, immer auf dem Sprunge sind, junge Leute zu fischen."

„Es war unmöglich," sagt er von der Krönung König Georgs IV., „ohne die tiefste Ehrfurcht dem freiwilligen und feierlichen Austausch der gegenseitigen Gelöbnisse zwischen dem König und seinem versammelten Volke beizuwohnen, während er einerseits Gott den Allmächtigen zum Zeugen seines Entschlusses anrief, die Gesetze und Privilegien aufrecht zu erhalten, und das Volk seinerseits im selben Augenblicke Gott zum Zeugen nahm, daß es Georg als seinen gesetzmäßigen Herrscher anerkenne und ihm seine Liebe und Pflicht verpfände."

„Ich glaube nicht sehr an den außerordentlichen Grad von Gewinn, der uns aus dem Fortschritt der Wissenschaft erwachsen soll; denn jedes derartige Studium dient, über einen gewissen Punkt hinaus getrieben, nur dazu, das Herz zu verhärten und den Philosophen unempfänglich zu machen für alles, was nicht gerade in sein Fach schlägt; das Gleichgewicht im Charakter wird zerstört und die Sehkraft des Verstandes wird verschroben, indem sie sich ausschließlich auf einen Gegenstand heftet. . . Der hohe Zustand von Civilisation, bei dem wir angelangt sind, ist vielleicht kaum ein

nationaler Segen. Denn während die ‚wenigen' sich im höchsten Grade verfeinern, werden die ‚vielen' im selben Verhältniß gequält und degradirt, und dieselbe Nation entfaltet zur selben Zeit den höchsten und niedrigsten Zustand, in welchen das Menschengeschlecht in intellectueller Hinsicht gerathen kann. . . Ob wir uns zuletzt, wie ehemals, gegenseitig wieder auffressen werden, oder ob die Erde zuvor einen Hieb von einem Kometenschwanz erhält, wer außer dem hochwürdigen Herrn Irving wagt das zu entscheiden?"

Der katholischen Kirche, dem Papstthum, dem Ordensleben, den Jesuiten, dem Cultus der Heiligen und allen specifisch katholischen Glaubenslehren und Institutionen war und blieb er bis zum Tode abgeneigt; aber ebenso entschieden nahm er gegen die Revolution und ihre Principien, gegen die atomistische Construction des socialen Lebens und den modernen gottlosen Wissensdünkel Partei. Was ihm als Ideal vorschwebte, waren die staatlichen Verhältnisse des Mittelalters, aber ohne katholische Kirche, mit etwas äußerem Cult, wie ihn die Hochkirche hat, aber ohne die Glaubenslehre und die Verfassung der Kirche, die er eben nicht kannte. Von der Verherrlichung des Lasters, wie sie sich so viele neuere Dichter haben zu Schulden kommen lassen, von einer heidnischen Weltanschauung oder einer Apotheose des Unglaubens ist bei ihm keine Rede. In seiner Tendenz wie in seinem Charakter bewahrte er sittlichen Ernst und Würde und steht in dieser Beziehung seinem talentvollern und genialern Zeitgenossen Byron vortheilhaft gegenüber. „Ich nähere mich dem Ziele meiner Laufbahn," so konnte er am Ende seines Lebens sagen, „und werde bald, bald von der Bühne verschwinden. Ich war vielleicht der bändereichste Schriftsteller der Zeit; es tröstet mich aber der Gedanke, daß ich nie versucht habe, irgend jemandes Glauben zu untergraben, irgend jemandes Grundsätze zu verderben, und daß ich nichts geschrieben, was ich auf meinem Todbette ausgetilgt zu wissen wünschte." Er mochte sich bei dieser Selbstprüfung vielleicht keines gerade strengen Maßstabs bedienen. Aber daß er die Kunst nicht als eine Freigelassene des Sittengesetzes betrachtete, daß er sich selbst und sein schriftstellerisches Wirken den Forderungen des Gewissens unterstellte, daß er den Glauben und die sittlichen Grundsätze seiner Mitmenschen ehrte, das ehrt ihn selbst mehr als die schönsten seiner Dichtungen. Während Göthe bekanntlich auf dem Todbette nichts mehr wünschte als „etwas mehr Licht", um recht lichtvoll zu sterben, betete der sterbende Scott Verse aus Isaias, Job und den Psalmen, Sprüche aus einer Litanei und Verse aus katholischen Hymnen. Ganz deutlich vernahmen die Umstehenden das Dies irae und die erste Strophe aus dem Hymnus der schmerzhaften Mutter Gottes:

Stabat mater dolorosa
Iuxta crucem lacrymosa,
Dum pendebat filius.

Die letzte Mahnung an seinen Schwiegersohn Lockhart aber war: „Sei ein braver Mann — sei tugendhaft — sei religiös — sei ein braver Mann. Nichts anderes wird dir irgend einen Trost bieten, wenn du dahin zu liegen kommst, wo ich jetzt liege!“ In solchen Gesinnungen starb er den 21. September 1832, eine der edelsten Gestalten, welche die neuere Literaturgeschichte aufzuweisen hat.

Als Walter Scott starb, war der künftige Erbe seines Abbotsford, James Robert Hope, noch Student in Oxford, ein ebenso hochbegabter als hochsinniger, ideal angelegter junger Mann. Schon im Eton College hatte er als Knabe durch sein außerordentliches Talent geglänzt; mit 17 Jahren las er spielend die schwierigsten griechischen Autoren, und an der Universität ragte er bald unter den tüchtigsten seiner Commilitonen hervor. Er hatte kaum seinen akademischen Grad (B. A.) genommen, als in Oxford jene gewaltige geistige Bewegung sich erhob, welche so manche tüchtige Männer in die katholische Kirche zurückführen, andere wenigstens über die immer fortschreitende Demokratisirung des Kirchenwesens in England stutzig machen und auf eine ernstere Auffassung der Kirche zurückbringen sollte. Hope folgte mit ganzer Seele dieser Bewegung, und obwohl er den Gedanken aufgab, selbst Geistlicher zu werden, widmete er sich mit dem tiefsten Ernste theologischen und historischen Studien, empfing wöchentlich das Abendmahl und übte Gebet und Buße mit ernster, religiöser Gewissenhaftigkeit. Im Verlauf der mächtigen Bewegung kam er mit vielen der hervorragendsten Männer Englands, so mit Newman, Gladstone, Keble und Manning, in die innigste Beziehung und fühlte sich namentlich von Newman mächtig angezogen. In den Jahren 1840 und 1841 bereiste er Deutschland und Italien, lernte Windischmann und Döllinger in München, Manzoni in Mailand, P. Roothaan in Rom kennen, faßte aber kein Vertrauen in diese Männer und kam noch voller Vorurtheile gegen die katholische Kirche nach England zurück. Er wurde in London Parlaments-Advocat und hatte in dieser Laufbahn die glänzendsten Erfolge. Diese hielten ihn jedoch nicht ab, den religiösen Fragen mit gespanntem Interesse zu folgen, und als Newman 1845 zur katholischen Kirche zurücktrat, begann er die Gründe seines Freundes, obwohl erst verlegen und voll Zweifel, mit muthiger Wahrheitsliebe zu prüfen. Er schwankte lange, studirte aber ernst und treu und begleitete sein Studium mit aufrichtigem Gebete. Der Sturm, der sich 1850 in Parlament und Land gegen die Wiedererrichtung der katholischen Hierarchie als Papal Aggression erhob, gab endlich für ihn und seinen Freund Manning den Ausschlag. Mit diesem zugleich ward er am Passionssonntag (6. April) 1851 durch P. Brownhill S. J. zu London in den Schoß der Kirche aufgenommen. „Ich kann mit Wahrheit versichern,“ sagte er, „ich habe die anglikanische Kirche verlassen, weil ich mich überzeugt hatte, daß sie seit der Reformation keine wahre Kirche mehr gewesen ist.“

Obwohl durch seine Heirat mit Charlotte Lockhart, der Enkelin Walter Scotts (1845), Herr von Abbotsford geworden, widmete er sich seiner besonders während der Parlamentssessionen ausgedehnten und aufreibenden Geschäftsthätigkeit, die ihn auch nach seiner Conversion mit den ersten Staatsmännern Englands in beständigem Verkehr erhielt. Er wurde von diesen sehr hoch geachtet und für fähig gehalten, auch in der eigentlichen Politik eine hervorragende Rolle zu spielen. Doch Ehrgeiz kannte er keinen, als den einer treuen Pflichterfüllung. Im betäubendsten Wirrwarr der Geschäfte blieb er stets ruhig und heiter, bei aller Hitze juristischer Debatten voll herzgewinnender Liebenswürdigkeit. Ein Theologe von staunenswerther Belesenheit, ein Jurist von ausgebreitetster Geschäftskenntniß, war er in seinem Privatleben der anspruchsloseste Mann, ein wahres Musterbild eines katholischen Laien. Jeden Tag begann und schloß er mit Gebet. War es ihm während der Parlamentssaison nicht vergönnt, eine heilige Messe zu hören, so entschädigte er sich dafür bei seinem Landaufenthalt in Abbotsford, wo er sich eine kleine Hauskapelle einrichten ließ und öfter während der Woche zur heiligen Communion ging. Den englischen Gruß betete er pünktlich, auch wenn er eben im Parlamentshaus die Treppen hinaufging. Seine Lieblingsheiligen waren die allerseligste Jungfrau, der hl. Joseph und der hl. Michael, sein Lieblingsgebetbuch das Missale. Die katholische Mission in Schottland förderte er mit nimmermüdem Eifer und schrankenloser Freigebigkeit. „Glückliche Seele!" rief sein Freund, der nachmalige Cardinal Newman, bei seinem Tode aus, „welche du der Rath und Führer, der Hort, das Licht und die Freude, der Wohlthäter so vieler warst und doch mit der Herzenseinfalt eines kleinen Kindes dich als ganz abhängig von der Gnade deines Gottes und von den Verdiensten und der Kraft deines Erlösers betrachtetest!"

Nach dem Tode seiner ersten Frau vermählte sich Hope-Scott in zweiter Ehe mit einer Schwester des Herzogs von Norfolk, mit welchem er bis zum Tode in innigster Freundschaftsbeziehung stand. Als er starb, ging Abbotsford an seine einzige Tochter Maria Monica über, welche sich bald darauf mit Mr. Maxwell, einem Sohne des Lord Herries, verheiratete.

Außer der Großenkelin Walter Scotts hatte ich die Ehre, in Abbotsford eine der angesehensten Convertitenfamilien Schottlands, nämlich diejenige des Lord Henry Kerr, kennen zu lernen, der gerade mit den Seinigen daselbst auf Besuch war. Der Lord, Sohn des Marquis von Lothian, nahm früher eine bedeutende Stelle in der anglikanischen Kirche ein und sollte noch höher promovirt werden, als theologische Studien ihn von der Unhaltbarkeit des Anglikanismus überzeugten und er, von der Gnade erleuchtet und gestärkt, zur katholischen Kirche zurückkehrte. Seine Frau, die Tochter eines englischen Generals, und die ganze Familie folgten seinem Beispiel. Zwei seiner erwachsenen Söhne, von denen der eine Marine-Offizier, der

andere Civilbeamter in Indien gewesen, traten in die Gesellschaft Jesu ein, und so traf ich denn in Abbotsford nicht bloß katholische, sondern sogar jesuitische Gesellschaft.

Es war das eine Ueberraschung, wie sie mir sonderbarer nicht hätte zu theil werden können. Denn ich war infolgedessen in Abbotsford kein Fremdling, sondern wie zu Hause. Da mein Freund William noch nicht die Priesterweihe erhalten hatte, so wohnte des Morgens das ganze Haus, Herrschaft und Dienerschaft, meiner heiligen Messe bei; abends versammelte sich ebenfalls das ganze Haus zur Abendandacht, Lord Henry betete vor, und ich ertheilte zum Schluß den priesterlichen Segen.

Den Vormittag und Abend brachte ich in Walter Scotts Bibliothek zu; am Nachmittag wurde entweder ein Spaziergang oder eine kleine Spazierfahrt in die Umgegend unternommen. Ich lernte der Reihe nach alle Lieblingsplätze des Dichters kennen, fand in seiner Bibliothek das merkwürdige Material, aus dem er schöpfte oder mit dem er sich inspirirte; Schloß und Waffensammlung commentirten seine Beschreibungen, und so lebte ich denn einige Tage ganz in seiner Welt. Bei unsern Unterhaltungen sah er mit seinem treuherzigen Gesicht aus schwerem Goldrahmen auf seine nunmehr katholische und jesuitische Verwandtschaft hernieder, und rund herum andere fröhliche Scotts und der ernste, sinnige Hope-Scott, den Gladstone selbst den „gewinnendsten Mann seiner Zeit" (the most winning man of the day) nannte. Fern von allem Ahnen- und Heroencult, bewegte sich die Conversation in heiterer Gemüthlichkeit bald um die religiösen und politischen Fragen des Tages, bald um schottische Geschichte und Literatur, worüber ich als Neuling nur allzuviel zu fragen hatte. Da ich Lord Henry gesagt hatte, daß ich Skizzen über Schottland schreiben wollte, machte er sich einmal den Scherz, bei Tisch, als die Damen eben in lebhafteste Causerie sich vertieft hatten, die beiden Zeigefinger in den Mund zu stecken und so einen gellenden Pfiff zu produciren. Alles sieht erschrocken auf nach ihm. Er wendet sich in stoischer Ruhe zu mir: „Das ist für Ihre Skizzen! Beschreiben Sie das schön. Denn das ist die schottische Ehepfeife — the Scotch marriage whistle. Sehen Sie, die Damen in Schottland, meine Frau nicht ausgenommen, verführen ein solches Geplauder, daß es nicht zum Aushalten ist und daß man sein eigen Wort nicht mehr versteht. Aber dieser Pfiff bringt sie sofort auf den Pfad der Ordnung zurück."

Der Humor verfehlte nicht, allgemeine Heiterkeit zu erwecken, und ich versprach hoch und theuer, diesen unschätzbaren Beitrag zur schottischen Ethnographie dem deutschen Publikum nicht vorenthalten zu wollen. Die Damen protestirten und verlangten, daß ihr Geplauder wenigstens nicht in ungünstige Parallele zu andern Nationen gebracht werde. Ich versprach

ganz objectiv zu sein, und erklärte mich, soweit der Syllabus es erlaube, für allgemeine Religions-, Denk-, Rede-, Preß- und Plauder-Freiheit.

Was die Religionsfreiheit übrigens betrifft, erzählte mir Lord Henry, daß er unmittelbar nach seiner Conversion wenig davon verspürt habe. Es erging eine Art von Excommunication gegen ihn. Alle frühern Freunde zogen sich zurück und wollten nichts mehr mit ihm zu schaffen haben. Erst später legte sich der Zorn und machte wieder freundlichern Beziehungen Platz. Edelmann von Kopf bis zu Fuß und ein überaus ehrwürdiger, einnehmender Greis, war der Lord dabei ein echter Schotte, sprach mit schottischem Accent und besaß eine gute Dosis des gemüthlichsten Volkshumors.

Was mich in Sir Walter Scotts Library am meisten anzog, waren natürlich seine eigenen Werke und die ausgebreitete geschichtliche und culturgeschichtliche Literatur, welche denselben zu Grunde lag. Denn was sich auf seine Biographie bezieht, hat Lockhart mit solchem Fleiß gesammelt und mit so viel Geist und Geschmack zur einheitlichen Darstellung verwoben, daß weitere Analekten über sein Leben nicht mehr Bedeutung haben könnten als die alexandrinischen Strohmagazine und Papierschnitzelschober, mit welchen die trostloseste Prosa heutzutage das Andenken großer Dichter ehrt. Nach der Auswahl seiner Bücherei zu urtheilen, sammelte und arbeitete Scott, besonders für seine specifisch schottischen Romane, nahezu wie ein Geschichtsforscher. Ueber manche Partien schottischer Geschichte mag er eine Erudition besessen haben wie ein Specialhistoriker. Hatte er sich indes in Urkunden, alten Briefwechseln, Broschüren in ein Stück Geschichte hineingelebt, dann sah er sich in der ganzen damaligen Cultur um, rief die gleichzeitige Poesie und Kunst zu Hilfe, besuchte die Stätten, auf denen sich jene Ereignisse abgespielt, wenn sie ihm nicht sonst schon lebendig gegenwärtig waren, und ließ endlich die Phantasie über die dürren Geschichtsknochen herfahren und neues Leben aus ihnen erwecken. Dabei spielte die fireside, d. h. das Kaminfeuer, eine nicht unwichtige Rolle; denn da wurden die Romane vielfach in mündlicher Erzählung entworfen, Details weiter ausgeführt und Aenderungen getroffen. Da debattirte man, ob der Held noch weiter leben oder sofort sterben, ob er durch Feuer oder Schwert umkommen, ob das Edelfräulein schließlich einen Mann bekommen oder in unglücklicher Liebe dahinschmachten solle. Manchmal änderte Scott nach dem Wunsche seiner Freunde, manchmal aber hielt er seine poetischen Todesurtheile und Hochzeitsverdicte unbeugsam fest. Dabei blitzte bald Witz und Humor auf, bald erweckte die Geschichte wirkliche Rührung, und beides kam wieder dem Roman zu gute.

In der reichhaltigen dramatischen Bibliothek fand ich eine Menge weniger bekannter englischer und schottischer Poeten, Dramen über Maria Stuart und auch Bühnenbearbeitungen von Scottschen Dichtungen. Heutzutage wird

oft ein entsetzlicher Lärm erhoben, wenn ein ingeniöser Literat in Geldverlegenheit irgend einen Roman dramatisirt oder ein Drama zum Roman verarbeitet. Scotts Lady of the Lake (erschienen 1810) wurde schon in dem unmittelbar darauf folgenden großen Weinjahr 1811 von Edmund John Eyre für das königliche Theater in Edinburgh dramatisirt und in dieser Verarbeitung dem Dichter with the most respectful compliments zugesandt. Scott schrieb auf das Exemplar: This is a curiosity of the kind („Das ist in ihrer Art eine Curiosität"). Es amüsirte mich ordentlich, zu sehen, wie sich die lebendigen, echt dichterischen Beschreibungen des Epos im Drama zu halbseitigen oder doch ellenlangen Vorschriften für den Regisseur und Decorationsmaler gestalteten: Loch Katrine — several islands, in perspective, scattered on the lake — with distant views of Ben Venue and Ben A'an etc. Auf dieser Decoration oder, besser gesagt, hinter derselben ertönt das Horn des Fitz-James — dem erst bloß das Echo antwortet. Das Spectakel wiederholt sich mehrmals, um zu spannen, bis endlich der königliche Hornist auf der Bühne erscheint und in Jamben die Herrlichkeit der Trossachs schildert. Nun setzt es eine complicirte Maschinenarbeit ab, die schöne Ellen von ihrer Insel her ans Gestade zu bringen, — und nach ihrem Dialog mit Fitz-James wiederholt sich dieselbe mit Chören, Solos und Harfenspiel. Es muß zum Schmelzen sein. Aber die Poesie hat fast nichts mehr zu sagen. Alles geht in Musik und Scenenmalerei auf. In der zweiten Scene des dritten Actes reitet Fitz-James vollends unter Glockengeläute auf den Schloßplatz in Stirling, und da wird nun der Mohrentanz (Morris dance), der hochländische Ringkampf, das Bogenschießen, der Kampf mit den Broad-swords — kurz, ein vollständiges Highland gathering mit sämtlichem Zubehör leibhaftig aufgeführt. This is a curiosity of the kind!

Zur Abwechslung sah ich mich auch in den vielen Hexen- und Zauberbüchern um, welche Scott zur Darstellung des Volks- und gelehrten Aberglaubens verwandte. Da stand z. B. Hermes Mercurius Trismegistus, his Divine Pymander, in 17 books etc. London 1657, „geschrieben" — so stand da — „von Moses auf arabisch, übersetzt ins Griechische, Lateinische, Französische, Holländische und Englische von Dr. Everard (König von Aegypten)". „In diesem Buch," so hieß es weiter, „obwohl es so gar alt ist, ist mehr wahre Erkenntniß Gottes und der Natur enthalten, als sonsten in allen Büchern der Welt, ich nehme einziglich die Heilige Schrift aus, und diejenigen, so es verständiglich lesen und richtig verstehen, mögen wohl davon entschuldigt werden, viele Bücher zu lesen." Das war einmal eine gründliche Reclame, kaum erreicht im 19. Jahrhundert. Denn das Buch enthielt nur das verrückteste abergläubische Blech. Die erstaunlich reichhaltige Sammlung ließ indes keinen Zweifel darüber, daß der crasseste Aberglaube

in dem so hell erleuchteten Großbritannien während des 17. und 18. Jahrhunderts in hoher Blüthe stand und durch die Freimaurer sehr liebevoll gepflegt wurde.

Nur einige Minuten unterhalb des Schlosses fällt das Flüßchen Gala in den Tweed, eine halbe Stunde oberhalb das Flüßchen Ettrick, und unweit davon vereinigen sich Ettrick und Yarrow, während ein paar Stunden südlich der Teviot in nordöstlicher Richtung dem Meere zueilt, um vorher noch den Tweed zu treffen. Da das nun sämtlich ganz allerliebste Flüsse sind, von freundlichen, theilweise sehr malerischen Thälern umfangen, durch vielästige Hügelzüge und kleine Bergspitzen von 300—600 m Höhe getrennt, mit Landsitzen, Parks, Ruinen, Schlössern, Klöstern, Dörfern und Landstädtchen besät, so entspinnt sich um Abbotsford ein reiches, mannigfaltiges Gewebe der schönsten Flußlandschaft und gibt dem poetischen Edelstein eine reizende Fassung. Und da sich nun Walter Scott nicht begnügt hat, diese Thäler und Seitenthälchen zu durchstreifen, sondern all ihre alten historischen ritterlichen, poetischen und sagenhaften Erinnerungen aufgespürt und bis fast auf die geringsten Kleinigkeiten aufgefrischt, neu belebt, in seine Gedichte verflochten oder eigens besungen hat, so steht man da in einem wahren Romanzenkranz. Man braucht hier nur zu spazieren, um zugleich zu poetisiren. Ueberall begegnet uns Scott mit seinen alten Liedern und Sagen, denen er seine eigene Erinnerung angehängt hat. Da steht noch am Ufer des Yarrow der stattliche Thurm, an dessen Pforte er den letzten wandernden Troubadour pochen läßt, um das Lay of the last Minstrel zu singen; da ist noch am Flüßchen Leader der Thurm Thomas des Reimers von Ercildoune, des alten Poeten und Propheten, dessen Bearbeitung Tristrems Scott neu belebt hat; da ragen über Melrose hinaus die drei Kuppen der Eildon Hills, in welche der berühmte Zauberer Michael Scott (Arzt und Astrolog Friedrichs II. des Hohenstaufen) die frühere Pyramide des Berges durch Hexerei gespalten haben soll, derselbe, den Dante für alle seine Zaubereien in den 20. Gesang der „Hölle" gesteckt hat, um die ganze Ewigkeit da rückwärts zu blicken, weil er im Leben durch Magie zu weit nach vorwärts geblickt:

Der andre mit den hagern Weichen war sonst
Michael Scott, und er verstand wahrhaftig
Das trügerische Spiel der Zauberkünste [1].

Da liegt am Fuße der Eildon Hills ein römisches Lager, etwas weiter Melrose, wo nach einer Sage der Zauberer Scott mit samt seinen Zauberbüchern begraben wäre. Da zeigen sich etwas weiter unten am Tweed die

[1] Quell' altro, che nei fianchi è così poco,
Michele Scotto fu, che veramente
Delle magiche frode seppe il gioco.

Die Ruinen von Dryburgh.

Reste der Prämonstratenser-Abtei Dryburgh, in deren schönen Trümmern Walter Scott seine Grabstätte fand. Da ist weiter oben am Tweed das Städtchen Selkirk, ein interessantes altes Landstädtchen, wo der Marquis von Montrose nach sechs glänzenden Siegen von dem General Leslie am 13. September 1645 plötzlich überfallen und überwunden wurde — kurzum, da kommt man mit „Geschichten und Sagen" an kein Ende.

Es war ein eigenthümliches Vergnügen, von Scotts Wohnung aus einige dieser Plätze zu besuchen und dann, mit ihren Eindrücken gesättigt, etwas von seinen Dichtungen gewissermaßen nachzudichten oder wenigstens so ganz in des Dichters Atmosphäre zu verkosten. So unvollkommen ein solches Nachleben fremder Eindrücke bleibt, es war ein köstlicher Genuß, eine literaturhistorische Vorlesung, aus lauter poetischen Wirklichkeiten bestehend. Am meisten erfreute mich die Aussicht von den Eildon Hills, welche fast alle Herrlichkeiten des Borderlandes in ein Bild schließt und den Blick südwärts an die Cheviotberge schweifen läßt, und der Besuch des Grabes Walter Scotts in den Ruinen der Abtei Dryburgh. Von dieser Abtei, 1150 von Hugo de Morville gestiftet, ist nicht so viel übrig wie von Melrose, doch genug, um den Grundplan des Klosters und der Kirche genau zu verfolgen. Einzelne Theile, wie das Kapitelhaus, die Kreuzgänge, die Liebfrauenkapelle des Chors u. a., sind ziemlich vollständig erhalten und bilden mit dem sorgfältigen Schmuck des Parks, der sie umgibt, eine Ruine von seltener Schönheit. Eibenbäume, die über die Zeit der Zerstörung hinaufreichen, mischen Schattenpartien in das vielstufige Grün, das die Trümmer umfluthet. In der Nähe rauscht der Tweed vernehmlich über sein Kieselbett dahin. Ueber den trauernden Pfeilern und Bogen erheben sich die Eildon Hills im freundlichen Gewande der Heide. In der ehemaligen Liebfrauenkapelle des Chors ruht Walter Scott und neben ihm sein Schwiegersohn Lockhart in steinernen Sarkophagen. Ein überaus schönes, poetisches Plätzchen! Ein passenderes hätte er kaum finden können. Er ruht mitten in dem schönen Borderlande, das er besungen, in der Fülle seiner Naturschönheiten, in einem mittelalterlichen Baudenkmale, an dem Strom, dessen Murmeln er täglich von seinem Fenster aus vernommen. Aber die Liebfrauenkapelle? Nun, Scott hat wenigstens ein recht schönes Muttergotteslied gedichtet, den Hilferuf eines hochländischen Mädchens, das zu Maria seine Zuflucht nimmt:

Ave Maria! Milde Maid!
Höre eines Mägdleins Flehen!
Zu dir bringt das herbste Leid,
Vor dir kann es nicht bestehen;
Treu umschirmt von deinem Kleid,
Froh durch allen Schmerz wir gehen;
Mutter, sieh des Kindes Leid,
Jungfrau, hör des Mägdleins Flehen! Ave Maria!

Ave Maria! Jungfrau rein!
Hält dein Schutz uns treu umfangen,
Wird zu Flaum der harte Stein,
Und der dumpfen Höhle Bangen
Wandelt sich in Himmelsschein;
Friede weilt, wo du gegangen,
Hör dein Kind, o Mutter mein,
Stille, Maid, der Maid Verlangen! Ave Maria!

Ave Maria — makellos rein!
Bebend fliehn mit raschen Schritten
Böse Geister — ziehst du ein,
Mutter, in der Kinder Mitten;
Es versöhnt dein milder Schein,
Was wir leiden und gelitten.
Schütz den Vater, Mutter mein!
Jungfrau, hör des Mägdleins Bitten! Ave Maria!

Was ist das anderes als der kindliche Hauch des Memorare, den das stille Heiligthum Unserer Lieben Frau von selbst wachruft? Dryburgh war ja wie Melrose ein der Himmelskönigin geweihtes Gotteshaus. Ihre Tagzeiten erklangen einst unter den leichtgeschwungenen Bogen; die Rosen der Kranzgesimse erglühten einst im festlichen Scheine der Kerzen; an der Stätte, wo Scott ruht, stieg einst der Duft des heiligsten Opfers gen Himmel; ein Strahl von Verklärung umglänzt die so friedliche Natureinsamkeit und das Grab des Dichters. Was helfen ihm die hohen Denkmale in den Städten seines Landes? Aber welch ein Glück für ihn, wenn ihm sein Ave Maria, anfangs vielleicht nur ein lyrischer Klang, nachher eine Gnade, tiefer zu Herzen ging! Und was kann der Wanderer, den des Dichters Lieder fast auf jedem Schritt seiner Pilgerfahrt erfreuten und zum Danke verpflichteten, ihm Schöneres, Freundlicheres, Poetischeres bieten als einen Gruß an die schönste aller Frauen, die gemeinsame Mutter, die Königin des stillen Heiligthums, mit der Bitte, den edeln Mann auf ewig mit der ungetrübten Wonne himmlischer Freude zu beglücken?

Also — ein herzliches Memento — und dann zurück nach Melrose und Edinburgh!

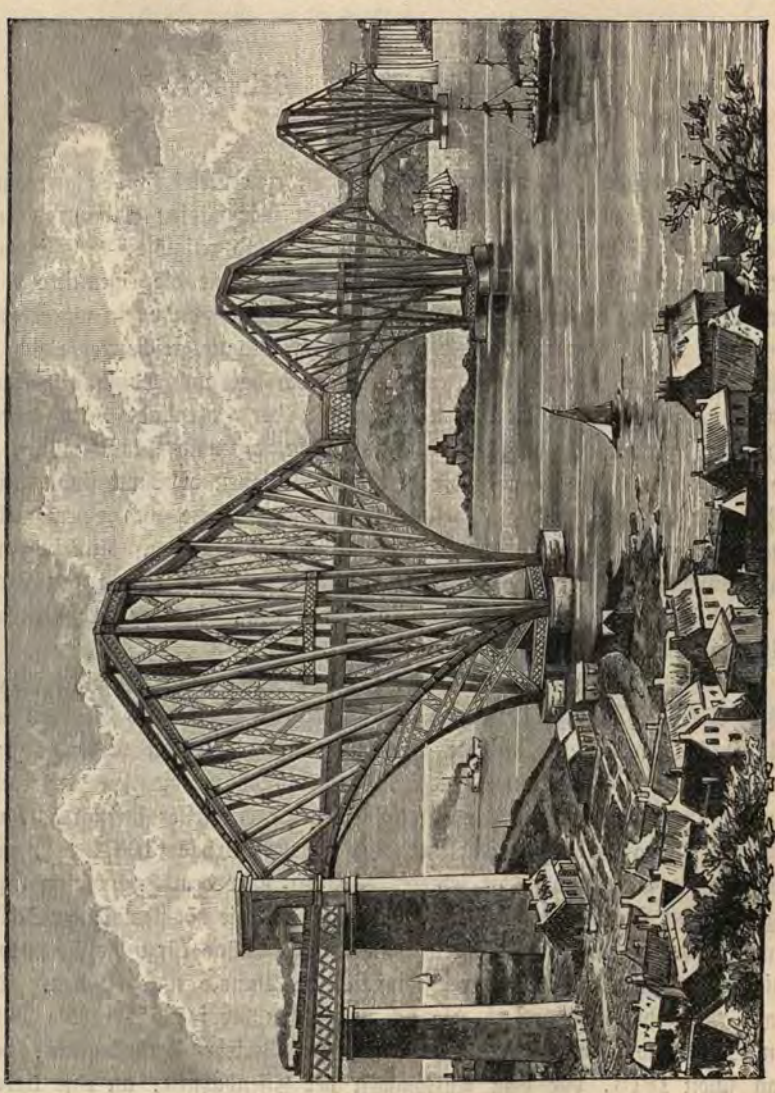
16. Schottische Städte. Balmoral.

Paris ist Frankreich.

In dem Sinne, in welchem das wahr ist, concentrirt sich einigermaßen auch das Leben von Schottland in den beiden Großstädten Edinburgh und Glasgow — in Edinburgh mehr das politische und religiöse, in Glasgow das commercielle und industrielle. Glasgow ist heute die eigentliche City von Schottland, die Geschäftshauptstadt; Edinburgh mehr ein vornehmes Westend, wo hohe Herren, Gelehrte, Richter, Beamte, reiche Leute sich in ruhigem Comfort ihres Lebens erfreuen. Doch hat auch Edinburgh einen nicht unansehnlichen Geschäftsverkehr, und in der Hafenstadt Leith treffen sich Schiffe fast aller Flaggen, vor allem solche, die nach Skandinavien, in die Nord- und Ostsee oder in die arktischen Regionen bestimmt sind. Leith hat dafür in dem Firth of Forth eine prächtige Reede und einen wohleingerichteten Hafen mit ausgedehnten Bassins und Werften. Nur in einer Entfernung von ein paar Stunden von Edinburgh selbst kreuzt den Firth of Forth der gewaltigste Brückenbau der Welt, eine der großartigsten Leistungen moderner Technik.

Diese Brücke ist 2466 m lang, fast doppelt so lang als die stattliche Rheinbrücke bei Mainz (1290 m) und bedeutend länger als die berühmte Hängebrücke, welche die Städte New York und Brooklyn verbindet und welche mit ihrer Gesamtlänge von 1826 m bis dahin wie eine Art Weltwunder angestaunt wurde. Die Gesamthöhe der drei Pfeiler beträgt 107 m, ebenfalls etwas mehr als jene der New Yorker Brücke (106,4 m), und während die Brückenbahn bei letzterer 41,2 m über dem Hochwasser liegt, liegt jene der Forthbrücke 45,7 m darüber, so daß die höchstgetakelten Schiffe ganz bequem darunter durchfahren können. Die Brücke kürzt die Eisenbahnlinie von Edinburgh nach der Industriestadt Dundee um 40 km. Die große Meeresbucht des Forth, die sich von Osten her fast bis in die Mitte von Schottland hinein erstreckt, war für den Verkehr so unbequem, daß man schon 1818, vor dem Aufkommen der Eisenbahnen, an eine Ueberbrückung, und zwar durch eine Kettenbrücke, dachte. Allein die große Spannweite, welche dieselbe hätte haben müssen (600 m), ließ den Plan unausführbar erscheinen. Erst viel später nahm man ihn wieder auf. Man dachte an einen Tunnel; doch dieser wäre zu tief zu liegen gekommen, da der Forth

bei Queensferry eine Tiefe von 60 m erreicht. Von dem Gedanken an eine Hängebrücke schreckte das furchtbare Unglück ab, das am 29. December 1879 die Brücke über den Tay zerstörte, und so sah man sich denn nach einer neuen, ganz andern Construction um. Im Juli 1882 ertheilte das



Die Brücke über den Firth of Forth bei Queensferry.

Parlament die Erlaubniß zum Bau, und am 23. Januar 1890 fuhr der erste Zug über die vollendete Brücke. Dieselbe gewährt zwar keinen besonders schönen Anblick, gehört aber als ein Riesenwerk menschlicher Erfindung und Thatkraft zu den bedeutendsten Merkwürdigkeiten von Schottland.

Zunächst an Einwohnerzahl kommen den beiden schottischen Hauptstädten die Städte Dundee (etwa 154 000 E.), Aberdeen (125 000 E.), Leith (69 000 E.), Paisley (66 000 E.), Greenock (64 000 E.), Govan (64 000 E.), Perth (30 000 E.), Coatbridge (30 000 E.), Kilmarnock (28 000 E.), Kirkcaldy (27 000 E.), Ayr (24 000 E.), Hamilton (24 000 E.), Inverneß (21 000 E.). Die meisten dieser Städte sind malerisch gelegen, durch geschichtliche Baudenkmale ausgezeichnet, mit Geschichte und Legende, Sage und Poesie des Landes innig verwoben, zum Theil von alters her schon lebendige Verkehrsplätze, zum Theil erst durch neuere Industrie im Aufschwung begriffen. Einige andere Städte sind mehr stationär geblieben, wie Stirling (12 000 E.), dessen Ruhm gleich jenem der einstigen Primatialstadt St. Andrews (6400 E.) hauptsächlich in der Vergangenheit ruht. Es ist kaum eine, welche nicht innerhalb ihrer Mauern oder wenigstens in ihrer Umgebung noch alte Kirchen, Schlösser, Ruinen besäße und durch ihre merkwürdigen Localtraditionen den Wanderer auf sehr angenehme Weise tagelang beschäftigen könnte. Alles das zu schreiben, würde indes zu weit führen, und ich begnüge mich mit ein paar Worten über die wichtigern schottischen Städte.

Wohl die ehrwürdigste dieser Städte ist die kleinste unter ihnen, nämlich St. Andrews, an der Ostküste, unfern von Edinburgh, dem Leuchtthurm Bellrock gegenüber, vor der Reformationszeit der Sitz des Primas und die erste Kirche von ganz Schottland. Nach einer alten Chronik kamen schon 761 die Reliquien des heiligen Apostels Andreas dahin, und ihnen dankt die Stadt ihren Namen wie ihre Bedeutung, Schottland überhaupt aber den Schutzheiligen, welchen es bis auf den heutigen Tag verehrt. Die Bilderstürmer des 16. Jahrhunderts haben leider so furchtbar und systematisch gewüthet, daß nahezu alle Urkunden vernichtet sind, welche sich auf die Gründung, Entwicklung und Bedeutung der Metropole beziehen: die Bullen der Päpste wie die Schenkungsbriefe der Könige, die Acten der Kirchenversammlungen wie die Entscheide der Gerichtshöfe, die Verordnungen der Bischöfe wie ihre Verträge mit den Königen und mit Privaten. Alles dies hat das Feuer verzehrt, weil die „Heiligen des Herrn" sich dadurch beleidigt glaubten und weil sie meinten, das Bestehende mit Stumpf und Stiel aus dem Andenken der Menschheit ausrotten zu können. Auch an die Kathedrale legten sie in der wilden Furie des Ikonoklasmus ihre rohen Hände:

Wi' John Calvin in their heads,
And hammers in their hands and spades,
Enraged at idols, mass and beads
Dang the cathedral doun.

Knox selbst hatte in der Pfarrkirche zum Bildersturm aufgefordert und mochte, wie ein protestantischer Prediger selbst zugibt, mit grim satisfaction (mit grimmiger Befriedigung) dem Zerstörungswerke zugesehen haben.

Das Dominikanerkloster, das Observantenkloster, die Collegiatkirche am Hafen, die Priorei am Dome, das Schloß und die Kathedrale wurden vom Pöbel gestürmt. Alles vermochte man indes nicht wegzuschaffen. Große Trümmer verkündigen noch die einstige Pracht des Schlosses, in welchem der Erzbischof Beaton 1546 von den Anhängern der neuen Lehre gemeuchelt ward; noch herrlichere Ruinen sind von der alten Kathedrale erhalten, deren Erbauung einst anderthalb Jahrhundert erforderte. Erhalten ist noch der Chorabschluß im Osten, ein Theil der Südseite und das Westportal mit der Hälfte der zugehörigen Front. Zwischen den Endpunkten liegt ein Trümmerfeld von 106 m Länge. Von dem Leben der Vergangenheit hat sich in veränderter Form nur die Universität erhalten, die noch aus katholischen Zeiten stammt und wie jene von Upsala mit dem Primatialsitz in inniger Verbindung stand. Sie besteht noch heute aus drei Collegien: St. Maria, 1411 von Bischof Wardlaw gestiftet, ausschließlich für Theologie; St. Salvator, 1458 von Bischof Kennedy, und St. Leonhard, 1532 vom Prior Hepburn gestiftet. Die letztern zwei wurden später zum „United College" verschmolzen. An der Stelle des einstigen Blackfriar-(Dominikaner-)Klosters steht ein großes Gymnasium, „Madras College", das sich großer Beliebtheit erfreut und durchschnittlich etwa 800 Schüler zählt. Es wurde von Dr. Bell, einem Stadtbürger, fundirt. So ist St. Andrews denn aus einem großartigen kirchlichen Centrum zu einer kleinen Schulstadt herabgesunken, die ohne ihre gewaltigen Trümmer am Meeresstrand sich selbst in malerischer Hinsicht nicht besonders auszeichnen würde. Ihrer geschichtlichen Bedeutung errichtete Papst Leo XIII. das schönste Denkmal, indem er bei Wiedereinführung der kirchlichen Hierarchie dem erzbischöflichen Stuhl von Edinburgh den Titel St. Andrews beifügte, so daß die Reihe der Erzbischöfe von Andrews nach jahrhundertlanger Unterbrechung sich nunmehr wieder fortsetzt. Die Universität, die älteste von Schottland, hat in jüngster Zeit den katholischen Marquis of Bute zu ihrem Rector erwählt.

Nur wenig nördlicher, am Firth of Tay, liegt Dundee, die dritte Stadt Schottlands und der Hauptsitz des schottischen Leinwandhandels, zeitweilig auch wegen seines reformatorischen Eifers „das zweite Genf" genannt. Auch Dundee hat seinen alten historischen Kern, der aber im bunten Gewühl industrieller Geschäftigkeit völlig verschwindet. Einige halten es für das Alectum, bei dem 831 eine große Schlacht zwischen Picten und Scoten zu Gunsten der erstern entschieden haben soll. Eine spätere Ueberlieferung knüpft sich an den altersgrauen gotischen Thurm der einstigen Marienkirche. David, Earl von Huntingdon, Bruder Wilhelms des Löwen, machte den dritten Kreuzzug mit, litt Schiffbruch in Aegypten, gerieth in Sklaverei, ward aber von einigen Engländern entdeckt und losgekauft. Bei der Heimfahrt litt er an der norwegischen Küste noch einmal beinahe Schiffbruch und that nun

ein Gelübde zu Unserer Lieben Frau, ihr an dem Platz, wo er landen würde, ein Heiligthum zu bauen, so sie ihm die Gnade erflehen würde, wieder ans Land zu kommen. Das glückte ihm denn bei Dundee, und er versäumte nicht, sein Gelübde zu erfüllen. Die alte Liebfrauenkirche überdauerte die Reformationszeit, ward aber 1841 ein Raub der Flammen. Dagegen ward der Thurm gerettet, ein wackerer, kräftiger Bau in dem sogen. decorirten gotischen Stil, aber wie ein vereinsamter Eremit der Vorzeit unter den Fabriken, Comptoirs, Magazinen und Häusern der großen neuen Stadt. Er ist 47 m hoch und wurde in neuerer Zeit unter Leitung des bekannten Architekten Gilbert Scott stilgerecht restaurirt. Sonst gibt es, außer dem alten Zollhaus, keine baulichen Merkwürdigkeiten alter Zeit. Die Stadt selbst ist nicht sonderlich schön und hat kaum eine wirklich charakteristische und feine Straße aufzuweisen, aber sie ist sehr rührig und belebt, hat einzelne schöne neuere Bauten, zwei prächtige Parks und eine freundliche Umgebung, die höchst anmuthige Blicke auf den River Tay und das Meer gewährt.

„In Dundee, der Stadt, in der wir geboren wurden," so berichtet schon der mittelalterliche Chronist Hektor Boece, „wohnen viele tugendsame und arbeitsame Leute, so Tuch machen." Einen eigentlichen Aufschwung nahm jedoch die Linnenindustrie erst durch die Einführung der Dampfmaschine, von den dreißiger Jahren an. Gegenwärtig beschäftigen die Webereien und Spinnereien allein etwa 50 000 Arbeiter. Osnabrücker Linnen, Lederleinwand, Kanevas, gewöhnliche Linnen, Sackleinwand, kurz alle Arten von Hanf- und Flachsgewebe werden hier angefertigt — die Production wird jährlich auf 5—6 Millionen Pfund Sterling geschätzt. Daneben blüht noch der Schiffbau, Maschinenbau, Gerberei, Lederhandel und andere Industriezweige. Der Hafen hat fünf größere Docks und ist etwa zwei Stunden lang. Hauptimportartikel bilden Flachs, Hanf, Indischer Hanf (Jute), Kohlen, Holz; Hauptausfuhrartikel die städtischen Manufacturartikel. Elf Dampfer ziehen jährlich zweimal nach den arktischen Regionen auf Walfisch- und Seehundjagd aus. Zum Hafen gehörten 1884: 186 Schiffe, darunter 72 Dampfer und 187 Fischerbote, und seither ist die Zahl der Schiffe noch ständig gewachsen. So ist „Bonnie Dundee" nicht nur in stets reger innerer Thätigkeit, sondern auch in stets belebtem Seeverkehr und theilt mit Leith die Ehre, das Glasgow der Ostküste zu sein.

Als ich das eine Mal zwischen Dundee und dem Bellrock vorbei nach Edinburgh fuhr, zählte ich um unser Dampfschiff her über 100 Fischerbarken am Horizont, das fröhlichste Bild, das ich noch je auf dem sonst so einsamen, anachoretischen Meere gesehen. Das Ufer selbst ist auf einige Entfernung nicht schön. Die niedrigen Hügelzüge fließen in einförmigen Contouren ineinander; von den Städten am Ufer machen sich nur die

rauchenden Schlöte bemerkbar. Der Leuchtthurm von Bellrock dagegen, auf einer isolirten Felsklippe, 19 km südlich von Arbroath, nimmt sich sehr romantisch aus. Auch diese öde Klippe hat übrigens noch ihre katholische Erinnerung. Der Abt von Aberbrothock unterhielt an dem Felseiland ein Floß und ließ bei Sturm und Nebel eine Glocke läuten, um die vorüberfahrenden Schiffe zu warnen. Ein Seeräuber raubte diese Glocke in sträflichem Uebermuth, ward aber hart dafür bestraft. Denn an dem Riff selbst ereilte ihn ein Sturm, zerschellte sein Fahrzeug und begrub ihn in den Wellen.

Wie viele arme irische Katholiken sich unter der Fabrikbevölkerung von Dundee befinden mögen, weiß ich nicht. Sie müssen aber zahlreich sein, da 11 katholische Priester daselbst residiren. Schon seit 1836 besteht eine katholische Mission daselbst, die jetzt schon mehrere Kirchen und Kapellen und gut besuchte Schulen zählt. Letztere werden von Maristenschulbrüdern und Barmherzigen Schwestern (Sisters of Mercy) gehalten. Bischofssitz war Dundee auch während des Mittelalters nicht, sondern gehörte zu dem benachbarten Dunkeld, das in der katholischen Kirchengeschichte Schottlands eine hervorragende Rolle spielt. Auch dieser Bischofssitz ist von Leo XIII. wieder erweckt; der neue Bischof von Dunkeld residirt jedoch nicht bei den berühmten Ruinen des alten Sitzes, sondern in dem ansehnlichern und belebtern Perth.

Greenock, die Hafenstadt von Glasgow, ist, wie schon erwähnt, erst durch die Dampfschiffahrt auf dem Clyde zu seiner jetzigen Bedeutung gelangt. Paisley, das zwischen Glasgow und Greenock liegt, besitzt Ueberreste einer alten Benediktinerabtei, welche 1163 von Walter Stuart, dem Ahnherrn der spätern Königsfamilie, gegründet worden sein soll. Sie ward in dem genannten Jahr von Cluniacensermönchen, die von England herüberkamen, besetzt und erlangte durch die Protection der Könige einen ausgedehntern Grundbesitz als irgend eine andere schottische Abtei. Das Chor des halbzertrümmerten Münsters dient seit der Reformation als Pfarrkirche. Im übrigen ist Paisley eine regsame Fabrikstadt, die früher wie Dundee hauptsächlich gewöhnliche Leinwand producirte. Eine Zeitlang verlegten sich die dortigen Industriellen dann mit besonderem Eifer auf die Anfertigung von Gazen und andern feinen Geweben. Gegenwärtig aber ist dieser Zweig fast völlig gegen die übermächtige Baumwollenindustrie zurückgetreten.

Paisley hat vier katholische Priester und drei sehr blühende katholische Schulen.

Südlich von Paisley dehnt sich der Westküste entlang Ayrshire aus, auch wohl nach seinem berühmten Dichter The Land of Burns genannt. Die Küste nördlich von Ayr ist ziemlich flach und prosaisch, südlich aber felsig und romantisch. Gewaltige Felsen und alte Schlösser hüten den

Strand und erzählen manche Sage aus alten Tagen, während nachts zahlreiche Leuchttürme die breite Wasserstraße nach Irland hinüber erhellen. Ayr selbst wurde durch Wilhelm den Löwen zur Royal burgh erhoben. Oliver Cromwell baute sich daselbst 1652 eine größere Zwingburg und erhob das Städtchen zu einem bedeutenden Waffenplatz. Nach seinem Sturz kehrte die kleine Provincialstadt wieder zu ihren friedlichern Traditionen zurück. Ihr Ruhm ist Burns, der populärste schottische Volksdichter neuerer Zeit. Eine halbe Stunde von der Stadt wird noch die ärmliche Hütte gezeigt, wo er als der Sohn eines Farmers und Gärtners am 25. Januar 1759 geboren wurde. Da spielte er an dem Bache Doon und besuchte Alloway Kirk und träumte von dem Schloß Montgomery, lauter Plätze, die erst durch seine Lieder berühmt geworden sind. Kurz vor seiner Geburt soll sein Vater eine Zigeunerin bei schlimmem Wintersturm über eine fast ungangbare Furt gebracht und diese zum Dank dann dem Kindlein seine einstige Größe prophezeit haben:

Pech wird er haben groß und klein
Und doch stets tapfern Herzens sein,
Ja uns zum Ruhme allen sein,
Stolz werden wir sein auf Robin.

So sicher dreimal drei macht neun,
Die Linie zeigt, bei meiner Treu'n,
Der Junge wird sich unser freun;
So lach mich an, mein Robin.

An Pech fehlte es dem „Robin" oder „Robertchen" nicht. Er war erst sieben Jahre alt, als seine Eltern nach Mount Oliphant verziehen mußten, weil es mit ihren Geschäften nicht gut ging. Auch da ging es aber nicht besser. Der Boden, auf dessen Bebauung sie angewiesen waren, war abscheulich schlecht, die Jahrgänge ungünstig, und der Gutsverwalter quälte sie in jeder erdenklichen Weise. Robertchen ward indessen mitten in den Entbehrungen und bei der harten Arbeit eines Pächterjungen Poet, träumte in der ganzen Landschaft herum, verliebte sich schon mit 15 Jahren in eine bäuerliche „Nell" und besang sie in Versen. Als sein Vater dann weiter nach Lochlea in der Pfarrei Tarbolton zog, fand Robin daselbst zu seinem Trost eine Tanzschule und verliebte sich, wie sein Bruder erzählt, der Reihe nach in alle Mädchen und verherrlichte sie in „unsterblichen" Gedichten. Mit 19 Jahren wollte er zu Kirkoswald Mathematik studiren, fing aber wieder eine Liebesgeschichte an, entzweite sich darüber mit seinem Vater, gab das Studium auf und fing einen Handel mit Flachs an. Diesen hatte er kaum eine Zeitlang getrieben, als ihm das Haus abbrannte und er seinen Credit verlor. Der Vater steckte noch schlimmer in Schulden, vermochte sich trotz aller Arbeiten und Entbehrungen nicht aus denselben loszuwinden und

entging dem Gefängniß nur durch seinen Tod. Robert war nun 25 Jahre alt und übernahm mit seinem Bruder Gilbert eine Pacht in Mosgiel, um der Familie aufzuhelfen. Mißernten und anderes Unglück durchkreuzten seinen Plan, so daß er allen Ernstes daran dachte, nach Westindien auszuwandern. Dazwischen erlebte er wieder neue Liebesromane. Die „Hochland-Mary", die er in Mosgiel kennen lernte, starb ihm weg; Jane Armour, die er danach heiraten wollte, ward ihm von dem streng puritanischen Vater abgeschlagen, weil er Spottgedichte auf den Glauben gemacht hatte. Eine poetische Sammlung jedoch, die einige seiner besten Gedichte enthielt (wie Cotter's Saturday Night. Mary in heaven etc.) und 1787 in Edinburgh gedruckt ward, riß ihn aus der Klemme. Diese Sammlung fand in den höhern Gesellschaftskreisen eine außerordentlich günstige Aufnahme. Er erhielt die Hand seiner Braut und zugleich das Amt eines Steueraufsehers. Durch revolutionäre Gedichte und begeisterte Aeußerungen über die französische Revolution verlor er jedoch bald das Wohlwollen seiner Gönner, durch Trunk zerrüttete er Kraft und Gesundheit und starb schon im Alter von 38 Jahren in Dumfries dahin. Außer Walter Scott hat indes kein neuer schottischer Dichter in und außerhalb seiner Heimat eine solche Popularität erlangt wie Burns. Mit Scott theilt er das Verdienst, den Bann der damals noch herrschenden Schulpoesie durchbrochen und wieder auf das echt Nationale, Patriotische und Natürliche zurückgegriffen zu haben. Unter den schottischen Helden war es besonders Wallace, dessen Geschichte ihn schon als Knabe anzog und begeisterte. Wie Walter Scott durchbrach er auch das engherzige, kunstfeindliche Credo des alten Puritanismus. Doch ging er hierin viel weiter als Scott, erklärte den Predigern förmlich den Krieg, verhöhnte sie in beißender Satire, wandte sich von ihren unhaltbaren Lehren nicht den Ideen der katholischen Vergangenheit zu, sondern dem Deismus der französischen Revolution. An die Gottheit Christi und an ein positives Christenthum glaubte er nicht mehr und behielt davon nur noch eine vage Gefühlsreligion, um seine „Hochland-Mary" und andere Geliebte mit den Strahlen der Verklärung zu umgeben. Sein Leben, halb verlottert und halb von düstern Unglücksfällen durchkreuzt, kann nur ein getheiltes Mitleiden einflößen. Politisch steht er Scott als Repräsentant eines durch und durch radicalen, revolutionären Volksthums gegenüber, eines Volksthums, das, nachdem es das milde Joch der Kirche abgeschüttelt, sich nicht einmal die selbstgewählten Prädicanten mehr gefallen lassen will. Wie alle Demagogen, widerstand Burns, als sich Gelegenheit bot, nicht der Versuchung, salon- und eventuell hoffähig werden zu wollen; er suchte vornehme Connexionen auf, nahm einen geschraubten Stil an und schrieb selbst seine Liebesbriefe in gedrechselten Phrasen. Doch hielt der erzradicale Bauernpoet diesen Bärentanz nicht lange aus. Wie er sich in seiner Jugend weniger

an Shakespeare, Locke, Pope, Bayle als an Volksbüchern und am Volksleben selbst gebildet hatte, so kehrte er von selbst wieder, durch seine kümmerliche Existenz gezwungen, in den ursprünglichen Kreis seiner Dichtung zurück. Walter Scotts Poesie gewährt nicht bloß nach der Vergangenheit hin, sondern auch in Bezug auf die Gegenwart ein viel weiteres und umfangreicheres Spiegelbild schottischen Lebens. Die gesunden, kräftigen Elemente des schottischen Volksthums sind darin reichlich vertreten und stellen sich reiner und schöner dar als bei Burns. Als Charakter steht der liebenswürdige Edelmann in der Freude wie im Leid hoch über seinem demokratischen Kunstgenossen. Beide berühren und treffen sich in ihrer gemeinsamen Liebe zu Heimat, Volk und heimatlichem Volksthum, und da letzteres sich lange nicht so sehr dem Christenthum entfremdet hatte, wie Burns in jungen Jahren schon durch freigeistige Lectüre, so war auch seine Dichtung theilweise besser als seine Aufführung. Mit den niedern Volksschichten aber war er viel inniger verwachsen als der gemüthliche Baronet von Abbotsford. Volkssprache, Volkswitz, Volkshumor sind bei ihm nicht Sache des Studiums, sondern ungesuchtes Naturproduct. Das ganze Leben des Volkes, seine Leiden und Freuden, seine Scherze und sein rauhes Tagewerk, seine harten Entbehrungen und seine übersprudelnde Fröhlichkeit, hat er selbst mitdurchlebt und ist so der lebendigste, unmittelbarste Sprecher desselben geworden. Seine Dichtung ist wirklich ungeschminkte Naturpoesie und hat alle Vorzüge und Unarten derselben. Als echter Volksdichter wird er nicht nur gelesen, sondern auch gesungen, und lebt im Salon fort wie im Bauernhaus.

In dem Cultus, der ihm erst nach seinem Tode zu theil geworden, wird sowohl seine Liebespoesie als auch seine idyllische und patriotische Lyrik mitglorificirt. Mit Rührung wallfahrten die Touristen zu den romantischen Plätzen, wo er die „Hochland-Mary" und „Hannchen" und das „Mädle von Ballochmyle" und wie alle die andern Musen heißen, zuerst gesehen, wo er dies und das geseufzt und wo er von Nell und Megg und Mary Abschied genommen. Einem reisenden Brautpaar kann die erstaunliche Vielheit dieser Reminiscenzen gerade nicht als Vorbild der Treue dienen, und bedenklich steht die Schnapsbottle als letzte Trösterin am Schlusse der verklärten Gestalten. Von dem biographischen Zusammenhang abgesehen, sind übrigens auch jene Liebeslieder durchweg schlichte, treuherzige Volkspoesie, jene an die „Hochland-Mary", die ihm so früh durch den Tod entrissen ward, sehr ernst und elegisch.

Außer diesen Landmädchen besang er aber auch jeden alten Kirchthurm und jede ehrwürdige Burgruine, Fluß und Bach, Fels und Meer, jedes schöne Waldplätzchen und jedes gemüthliche Dörfchen, das ihm begegnete, die Bauernhäuser, wo er wohnte, die Dorfpinten, wo er zum Tanze ging, die alten Sagen, die in der Gegend hausten, und die patriotischen Volkserinnerungen.

Nicht nur ganz Ayr, sondern alle umliegende Landschaft bis nach Dumfries hinüber ist deshalb voll der Reminiscenzen an ihn — und seine Heimat wirklich The Land of Burns geworden.

In Dumfries, wo er die letzten Lebensjahre zubrachte und starb, zeigte man lange noch seinen Kirchstuhl, auf den er während der langweiligen Predigten seinen Namen eingeschnitten hatte. Jetzt hat man diese seltsame theologische Reliquie weggethan und ihm dafür auf dem Kirchhof ein Marmordenkmal gesetzt. Der Dichter im Bauernwamms hält den Pflug, und der Genius von Schottland umgibt ihn mit dem Mantel der Verklärung. Dumfries selbst ist ein uraltes Provinciallandstädtchen, von dessen Antiquität noch eine Brücke und ein paar kleine Schlösser übrig sind. Nahe an der Grenze von England gelegen, mußten die Dumfrieser allezeit auf Einfälle gefaßt sein und sich gut gegen sie zu befestigen suchen. Von dem Kloster, das die Mutter John Balliols in Dumfries errichtete, ist nichts übrig. Dagegen wohnt daselbst seit Wiedereinführung der katholischen Hierarchie der Bischof von Galloway. Das Bisthum wurde vom hl. Ninian gegründet und bestand bis zur Reformation.

Im Innern des schottischen Hochlands konnten unter der Clanverfassung, bei steten Kriegsunruhen, auf wildem, bergigem Terrain und unter rauhem Himmel keine größern Städte zu friedlicher Entwicklung kommen. Die Clans ließen es sich mit armseligen Hütten, kleinen Weilern und Dörfern begnügen. Die Chiefs bauten sich allenfalls an günstiger Stelle ein festes Schloß. Nur an den Grenzen des Hochlandes errichteten militärisch-königliche Macht und bürgerlicher Gemeinfleiß einige Städte, die sich in der Folgezeit erweiterten und ausbreiteten, so Stirling und Perth am südlichen Eingang ins Hochland, Aberdeen an der Ostküste und Inverneß am Moray Firth. Jede dieser Städte beherrscht eine der wichtigern Buchten, welche von der Nordsee her nach dem Hügelgewirre des Hochlandes eindringen, und sie bilden einigermaßen den Schlüssel sowohl zu Angriff als Vertheidigung.

Am treuesten hat seinen mittelalterlichen Charakter Stirling bewahrt, eine wahrhaft königliche Felsenfeste am Ende des Firth of Forth und am Eingang ins Hochland. Auf der weiten Ebene nach Süden sind mehrere der wichtigsten Schlachten geschlagen worden. In den stolzen Hallen des Schlosses residirten oft und mit Vorliebe die Stuarts. Aehnlich wie das zu Edinburgh auf den schroff abfallenden Zinnen eines gewaltigen Felsens gebaut, übertrifft das Schloß von Stirling jenes an architektonischem Schmucke und Reichthum. Der glänzendste Theil desselben, von Jakob V. gebaut, wird der Palast genannt und sucht an reicher, geschmackvoller Ornamentik, im Innern wie im Aeußern, seinesgleichen. In der Stadt selbst ragt über viele noch wohlerhaltene alte Häuser die stattliche Grayfriar- (Franziskaner-) Kirche hervor, im Innern in zwei Kirchen getheilt, aber nach außen ein

Schloß Stirling.
(Von der Westseite.)

imposanter spätgotischer Bau. Die alten Stadtwohnungen mit ihren Thürmchen und Erkern gehörten hohen schottischen Geschlechtern, welche dem königlichen Hofe nach Stirling zu folgen und längere Zeit da zu wohnen pflegten. Das Schloß dient heute als friedliche Militärstation. Denn die Hochländer sind längst ruhige Leute geworden, sorgen für ihre Kühe und Schafe und kommen auch wohl ins Lowland hinunter, um dort Baumwolle und Hanf spinnen zu helfen.

Weniger kriegerisch von Aussehen, aber früher doch eine nicht unwichtige militärische Position und oft von der schottischen Königin besucht, ist Perth am Tay, da wo der Fluß beginnt, sich zum Meerbusen zu erweitern. Im Gegensatz zu Stirling liegt die Stadt ganz flach und niedrig am Flusse, präsentirt sich aber von einiger Entfernung aus sehr malerisch. Von alter Herrlichkeit ist nicht viel vorhanden: die Kirche St. John, wie St. Giles zu Edinburgh in drei Kirchen getheilt und zur Zeit des Bildersturms ihres Schmuckes beraubt; Reste eines Wohnhauses, das den Bischöfen von Dunkeld gehörte; Befestigungsruinen einer Citadelle, die Cromwell hatte bauen lassen. Die alten Thore sind verschwunden, dafür hat sich die Stadt in moderner Manier aufgeputzt und erweitert. Sie beherbergt seit einigen Jahren den katholischen Bischof der wiedererrichteten Diöcese Dunkeld.

Obwohl nicht so bevölkert wie Dundee, gilt die Granitstadt Aberdeen doch als die bedeutendste Stadt Schottlands nächst Glasgow und Edinburgh. Mit ihrem guten Hafen und den vielen Fabrikschlöten kündigt sie sich vom Meer aus zunächst als Handels- und Fabrikstadt an. Im Innern aber weist sie sich mit ihren ansehnlichen Straßen bald als eine bedeutendere Provincialstadt aus, und einzelne Theile, besonders die Hauptverkehrsader Union Street, haben schon etwas entschieden Großstädtisches, wozu große Neubauten in Granit und Sandstein nicht wenig beitragen. Das glänzendste neuere Gebäude ist das Stadthaus, an einen alten viereckigen Thurm angebaut, in einem wunderlichen modernen Mischmaschstil, der aber durch die zahlreichen schottischen Eck- und Erkerthürmchen doch noch etwas einheimischen Charakter bewahrt hat. Kirchen, Banken, Spitäler, Theater, Gefängniß, Börse, Schulgebäude, kurz fast alle öffentlichen Bauten sind aus Hausteinen aufgeführt. Eine Schlucht, welche Union Street unterbricht, ist mit einem gewaltigen Bogen aus Granit überbrückt. An Schulen und charitativen Instituten ist die Stadt reich. Ihre Universität, King's College und Marishal College, rührt noch aus katholischer Zeit her. Der Reichskanzler und Bischof William Elphinstone gründete sie 1494. Der Bau ist noch erhalten und hat in der Reformationszeit wenig gelitten. Die Universität hat 25 Professoren, dazu noch mehrere Fundationen für andere Vorlesungen und für Assistenten.

Auch Aberdeen hat durch Leo XIII. wieder einen katholischen Bischof erhalten, dessen Jurisdiction sich über das ganze nördliche Schottland, die

Orkney- und Shetlandinseln erstreckt. Die Seelenzahl der Diöceſe iſt indes noch klein und beziffert ſich höchſtens auf etwa 12 000.

Als eigentliche Hauptſtadt des Hochlandes wird gewöhnlich Inverneß betrachtet, am Ausfluß des Neß, wo der „Große Glen“ von Schottland mit Loch Beauly und mit dem Moray Firth zuſammentrifft. Letzterer ſchneidet hier tief ins Land ein, ſo daß die Stadt der Weſtküſte näher liegt als Aberdeen und in das eigentliche Berg- und Hügelnetz des Hochlandes hineinreicht. Sie hat auch lange ein eigenthümliches Gepräge bewahrt. Es wurde viel gäliſch geſprochen. Ihr altes Schloß und Stadthaus, mehrere ältere Thürme und Gebäude beherrſchten das rechte Ufer des ſich in Schlangenwindung dahinkrümmenden Neß. Jetzt überragt alles eine in modern-gotiſchem Stil gebaute, höchſt elegante neue Kathedrale, deren zwei Thurmſpitzen ſich über 60 m erheben. An die Stelle der alterthümlichen Citadelle ſind feine Neubauten getreten. In der großen Station mündet der North Eaſtern Railway, der längſt weiter bis nach Wick und Thurſo geht. Comfortable Hotels erwarten die aus dem Süden zuſtrömenden Touriſtenſcharen, und in glänzenden Läden breitet ſich aller moderne Luxus aus. Wie in allen ſchottiſchen Städten, haben die verſchiedenen Secten ihre eigenen Kirchen, die United Presbyterians, die Free Presbyterians, die High Church und die Free Church. König Duncan, der in dem Schloß von Inverneß ermordet worden ſein ſoll, und Macbeth mit Frau Gemahlin würden ſich gewaltig wundern, wenn ſie all dieſen Comfort und dieſe Frömmigkeit ſehen könnten.

Die hiſtoriſche Kritik hat übrigens auch dieſer tragiſchen Geſchichte eine andere Wendung gegeben, als ſie uns aus Shakeſpeare geläufig iſt. Mit den Hexen war es nichts. Die ſchreckliche Suppe, aus der ſie prophezeien, iſt gar nicht gekocht worden. Lady Macbeth hieß Queen Gruoch, und von ihrem bösartigen Temperament iſt nichts Näheres bekannt. Der reſpectable, gute König Duncan war der Sohn eines Laienabtes Namens Crinan von Dunkeld und einer Tochter Malcolms II., entſchieden mißbeliebt und von vielen als Uſurpator betrachtet. Sein Schwiegervater Malcolm hatte einen Bruder oder Enkel der Lady Macbeth erſchlagen, wofür ihm dieſe nicht dankbar ſein konnte. Am 14. Auguſt 1040 erſchlug Macbeth den König Duncan und regierte ſtatt ſeiner 17 Jahre (bis 1057) zur allgemeinen Zufriedenheit des Landes. Dem Kloſter Lochleven ſchenkte er „in tiefſter Hochachtung und Verehrung“ anſehnliche Ländereien, und nach einer alten Chroniknotiz des Marianus Scotus wäre er ſogar nach Rom gereiſt, wahrſcheinlich um Buße für ſeinen Mord zu thun, und hätte den Armen daſelbſt mit vollen Händen Geld ausgetheilt. Rex Scotiae Macbethad Romae argentum pauperibus seminando distribuit. Nicht ein Sohn, ſondern ein entfernter Verwandter Duncans, Siwart, Graf von Northumbrien, erhob ſich 1054 gegen Macbeth und brachte ihn am

15. August 1057 zu Lumphanan in der Grafschaft Mar um Thron und Leben.

So ist Shakespeares Macbeth von den Forschern zerpflückt, wird aber in seiner grandiosen innern poetischen Wahrheit fortleben, so gut wie bisher, und Inverneß berühmter machen als alle pictischen Ausgrabungen und spätern Stadtregister. Ebenso unvergeßlich aber wird auch Culloden bleiben, das öde, melancholische Moor in der Nähe von Inverneß, wo die Anhänger der Stuarts zum letztenmal sich aufrafften, um diesem Hause die Königskrone Schottlands zu erringen. Als alte Pictenhauptstadt steht Inverneß einigermaßen am Anfang der ältern schottischen Geschichte und schließt sie mit der blutigen Schlacht von Culloden ab.

Weder Inverneß noch Aberdeen, weder Glasgow noch Edinburgh sind heute eigentlich mehr Schottlands Königsstadt. Das ist London. Wenn aber die Erbin der Tudors, Stuarts und Oranier: Königin Victoria, nach Schottland kommt, dann pflegt sie keine dieser Städte länger zu besuchen. Der Dampf führt sie rasch in das Herz des Hochlands hinein, wo am Nordabhang der Grampianberge, am Flusse Dee, mitten zwischen weiten Wald- und Bergrevieren das Schloß Balmoral thront, von Aberdeen und Inverneß ungefähr gleichweit entfernt, von Aberdeen aus in comfortabelster Weise erreichbar. Nördlich und südlich erheben sich in nächster Nachbarschaft Berge bis zu 1190, 1280, 910, 1066 m; nach allen Seiten öffnen sich romantische Bergthäler, und sind der kleinen Seen hier auch nur einige wenige, so fängt schon bei Blair Athol ein ganzes System derselben an. Schloß, Park und Garten dehnen sich über eine Fläche von etwa 10 000 engl. Acres aus, der angrenzende Wildpark über weitere 30 000. Grund und Boden kaufte die jetzige Königin dem Earl of Fife ab; da aber das alte Schloß nur sehr bescheidene aristokratische Dimensionen hatte, so ward weiter nach dem Dee hin ein grandioses neues gebaut, im altschottischen Baronialstil, mit einer Menge runder Eck- und Erkerthürme und einem gewaltigen, 61 m hohen Hauptthurm. Aus hellfarbigem Granit erbaut, sieht der imposante Bau wie ein rechtes Felsenschloß aus und vereint alte Ritterlichkeit mit wahrhaft königlichen Dimensionen. Am Fuße der reich ornamentirten Thürme, Erker und Balustraden strömt der prächtige Fluß hell und freundlich durch zierlichen Busch. Rundum duftiger Wald und um diesen die Höhen der „caledonischen Alpen", von denen einige selten von Schnee frei sind. Lord Byron hat als Knabe einige Zeit in der Nähe, am Fuße des schneebedeckten Lochnagar (1150 m) gewohnt und hat die ernste, wildromantische Landschaft in den folgenden Strophen gefeiert:

Fort mit euch, ihr Rosengärten, Paradiese, hell und weich!
Mag der Zärtling bei euch bauen sich des Traumes Zauberreich.
Gebt mir meine Felsen wieder, drauf des Schnees Silber thront,
Wo die Freiheit, wo die Liebe treu an heil'ger Schwelle wohnt.

Lieb bist du mir noch, mein Schottland, mag um deine Bergeshöh'n,
Mag um deine weißen Gipfel ewig der Orkan auch wehn.
Schmückt statt schimmernder Cascaden nur ein Bergbach schlicht und klar
Dich, ich seufze sehnend nach dir, dunkles Bergthal Lochnagar.

Selig bin ich da gewandert als ein Knabe, früh und spät,
Auf dem Kopf die schott'sche Mütze, um die Schulter meinen Plaid,
Von den alten Schlachten träumt' ich, von den Clans und ihrer Macht,
Wenn ich, Jugendlust im Herzen, irrte durch der Wälder Nacht.
Und ich wollte nicht nach Hause, eh' des Tages Glorienschein
Vor dem Nordstern wich und schweigsam brach die düstre Nacht herein.
Denn Geschichten ohne Ende, herrlich, furchtbar, groß und wahr,
Hört' ich bei den guten Leuten dort im dunkeln Lochnagar.

Hört' ich nicht, ihr Längstgestorbnen! euer Wort im Sturmeswehn,
Konnt' ich nicht im Waldestosen eurer Stimme Ruf verstehn?
Ja, die alten Heldenseelen kennen jenseits keine Ruh',
Reiten auf des Sturmes Flügeln noch im Hochland ab und zu.
Und wenn eisig auf den Höhen herrscht des Winters Zwangsgewalt
Und des Thales leichte Nebel wundersam zu Wolken ballt,
Sah ich in den Wolkenbergen meine Väter deutlich klar:
In den Sturmeswolken hausen sie noch jetzt am Lochnagar.

Ihr Unglücklichen, ihr Tapfern! habt ihr's nicht vorausgeahnt,
Daß das Schicksal unerbittlich euern Untergang geplant?
Zu Culloden harrte eurer streng und mitleidslos der Tod,
Kein Triumph ward euch zum Troste in des Lebens letzter Noth!
Und doch, euer frühes Sterben, traun! für euch kein Unglück war,
Friedlich ruht bei eurem Clan ihr in den Höhlen von Braemar.
Zu des Pibrochs frohem Spiele hallt das Echo immerdar
Eure Heldenthaten wieder in dem dunkeln Lochnagar.

Jahre sind dahingeschwunden, Lochnagar, seit ich entfloh;
Jahre müssen wieder schwinden, bis ich wieder schau' dich froh.
Nicht hat Grün und Blüthenfülle reichlich dir Natur beschert,
Und doch bist du mehr als Albion meinem Herzen lieb und werth.
England! Zahm ist deine Schönheit und von Menschenhand gedrillt;
Herrlicher sind mir die Felsen, unbezwungen, frei und wild,
Die gigantisch hohen Klippen, der umwölkte Rauchaltar,
Der sich in den Himmel thürmet an dem dunkeln Lochnagar!

In dieser gemeinsamen Liebe zum schottischen Hochland begegnen sich die zwei so verschieden gearteten Dichterfürsten ihrer Zeit: der seine Abkunft vergessende, revolutionäre Carbonari-Lord und der zum Baron erhobene gemüthliche Edinburgher Advocat, — der melancholische Dichter der modernen Skepsis und des unbeschränkten Lebensgenusses und der Barde mittelalterlichen Glaubens und loyaler Selbsthingebung — der kosmopolitische Don Juan von Venedig und Missolunghi und der echt schottische Ehrenmann von Abbotsford — Byron und Scott. Nach allen Wanderfahrten am Rhein,

Po, Ebro und Mittelmeer sehnt Child Harold sich zurück in seine wilden schottischen Berge. Da, in der großen, erhabenen Natur, bei dem schlichtgemüthlichen Landvolk, in Sage und Geschichte des poetischen Landes waltet ein Zauber jugendlicher Freude und Poesie, dessen Erinnerung nichts auszutilgen vermochte.

Kein Wunder, daß Königin Victoria sich das romantische Balmoral auserkor, um da gelegentlich die Sommer- und Herbstmonate zuzubringen. Wenn nöthig, kamen dann auch die Minister dahin und hielten Conseil, und von dem waldigen Glen aus, wo einst die Hochländer sich fast hoffnungslos um das Banner des Prätendenten scharten, wurde die gewaltige britische Monarchie und das indische Kaiserthum regiert.

„Ich fühle eine Art von Ehrfurcht," schreibt die Königin in ihren Hochland-Erinnerungen, „indem ich jene Stätten dieses herrlichsten Landes besuche, welches ich stolz bin, mein eigenes zu nennen, wo eine so hingebende Treue für meine Vorfahren herrschte — denn Stuartblut fließt in meinen Adern, und ich bin jetzt ihre Stellvertreterin, und das Volk ist mir ebenso hingebend treu und zugethan, als es sich einst jenem unglücklichen Königsgeschlechte erwiesen."

17. Die Trossachs. Loch Katrine. Loch Lomond.

Trossachs heißt eine waldige Bergschlucht von etwa einer englischen Meile Länge, zwischen den Seen Achray und Katrine, 7—8 Stunden nördlich von Glasgow. Man pflegt den Namen aber auch auf die weitere Gegend auszudehnen, welche sich von dem Dorfe Callander aus um die Seen Vennachar, Achray, Katrine, Arklet bis an den See Lomond, den größten

Schloß Linlithgow.

der schottischen Seen, erstreckt und ein buntes Netz romantischer Thäler, Bergschluchten, Hügel und Berge von 600—900 m Höhe in sich begreift. Ihrem Charakter wie ihrer frühern Bevölkerung nach gehört diese Gegend zum gälischen Hochlande. Sie ist gleichsam die letzte Vormauer, welche dieses in das sächsische Flachland gegen Edinburgh und Glasgow hinab entsendet, trägt aber das Gepräge des Hochlandes in so ausgesprochener Weise, daß sie sogar für das beste und feinste Beispiel von Hochlandscenerie gilt und als solches wohl den Glanzpunkt des schottischen Tourismus bildet. „Sie müssen die Trossachs sehen!" hieß es immer und überall, wenn ich mich nach der schönsten und sehenswertheften Gegend erkundigte. Tausende und aber Tausende strömen jeden Sommer dahin, gerade wie ins Berner Oberland, und machen von hier ihre Wanderfahrten über Seen und Berge. Der Landschaftsroman spinnt sich von da ununterbrochen an den Clyde, an

die Hebriden und über die Grampianberge nach Aberdeen und Inverneß und ermöglicht eine Unzahl der verschiedensten kleinen und größern Touren. Neben diesen ist auch eine Rundtour veranstaltet, welche die Trossachs mit Glasgow und Edinburgh verbindet, und da mir diese gerade am besten paßte, so wählte ich sie und machte sie, ob klug oder unklug, an einem

Thurm des Schlosses Leven.

Tage. Da die Fahrt über 100 km umspannt, so konnte ich mir schon denken, daß es etwas geschwind zugehen müßte und daß mir keine Zeit bleiben würde, einzelnes mit gehöriger Muße zu studiren. Aber ich konnte dem verführerischen Reize nicht widerstehen, einmal nach moderner Touristenart recht viel, möglichst viel an einem Tag zu sehen, und ich muß sagen, es war das überaus angenehm und lohnend.

Ein bequemer, auf Langschläfer berechneter Vormittagszug trug uns in hurtiger Eile aus dem modernisirten Edinburgh durch ein freundliches Stück Tiefland, dem Firth of Forth entlang, an dem alten Königsschloß Linlithgow vorbei, über die Schlachtfelder von Falkirk und Bannockburn dahin zu der einstigen königlichen Residenz Stirling, deren altersgraue Felsenfeste noch heute in romantischer Herrlichkeit über die flachen Ufer des Firth hineinragt.

Unfern der Bahn liegt Niddry Castle, wo Maria Stuart nach ihrer Flucht aus Schloß Leven die erste Nachtrast hielt.

Viel bedeutender ist das Schloß Linlithgow neben dem Städtchen gleichen Namens, nahe an der Bahn, an einem kleinen stehenden Wasser gelegen, ein gewaltiges Viereck mit einem Hofraum in der Mitte, finster, festungsartig, mehr Burg als Palast. Doch verrathen die reichen Kranzgesimse und Gurten, Fenster und Portale noch etwas von fürstlicher Pracht. Die schmucken runden Eckthürmchen sind theilweise zerstört, die Vorwerke zertrümmert, die Zinnen nur theilweise erhalten; aber das Ganze ist eine prächtige Ruine. An den massiv-wuchtigen Bau stößt eine alte Pfarrkirche mit abgestumpftem Thurm — das gibt mit Gestrüpp und Bäumen eine schöne Ansicht. Auf dem Eingangsthor soll früher eine Statue Papst Julius' II. gestanden haben zum Dank für die Reichskleinodien, die er Jakob V. sandte. Ein prachtvoller Brunnen im Hofraum diente demjenigen als Vorbild, der heute die Fassade des Palastes von Holyrood schmückt. In diesem Schloß fand einst Jakob III. Schutz vor seinen rebellischen Unterthanen, Jakob IV. vergrößerte es, Jakob V. baute den schönen Brunnen, von dem noch Trümmer stehen. Hier ward am 7. December 1542 Maria Stuart geboren. Mehrmals verwüstet und schöner wieder aufgebaut, blieb der Palast seit der letzten Katastrophe, die 1746 erfolgte, in Trümmern. Er war die Lieblingsresidenz der Stuarts, und Walter Scott beschreibt ihn im „Marmion" als den schönsten der schottischen Paläste.

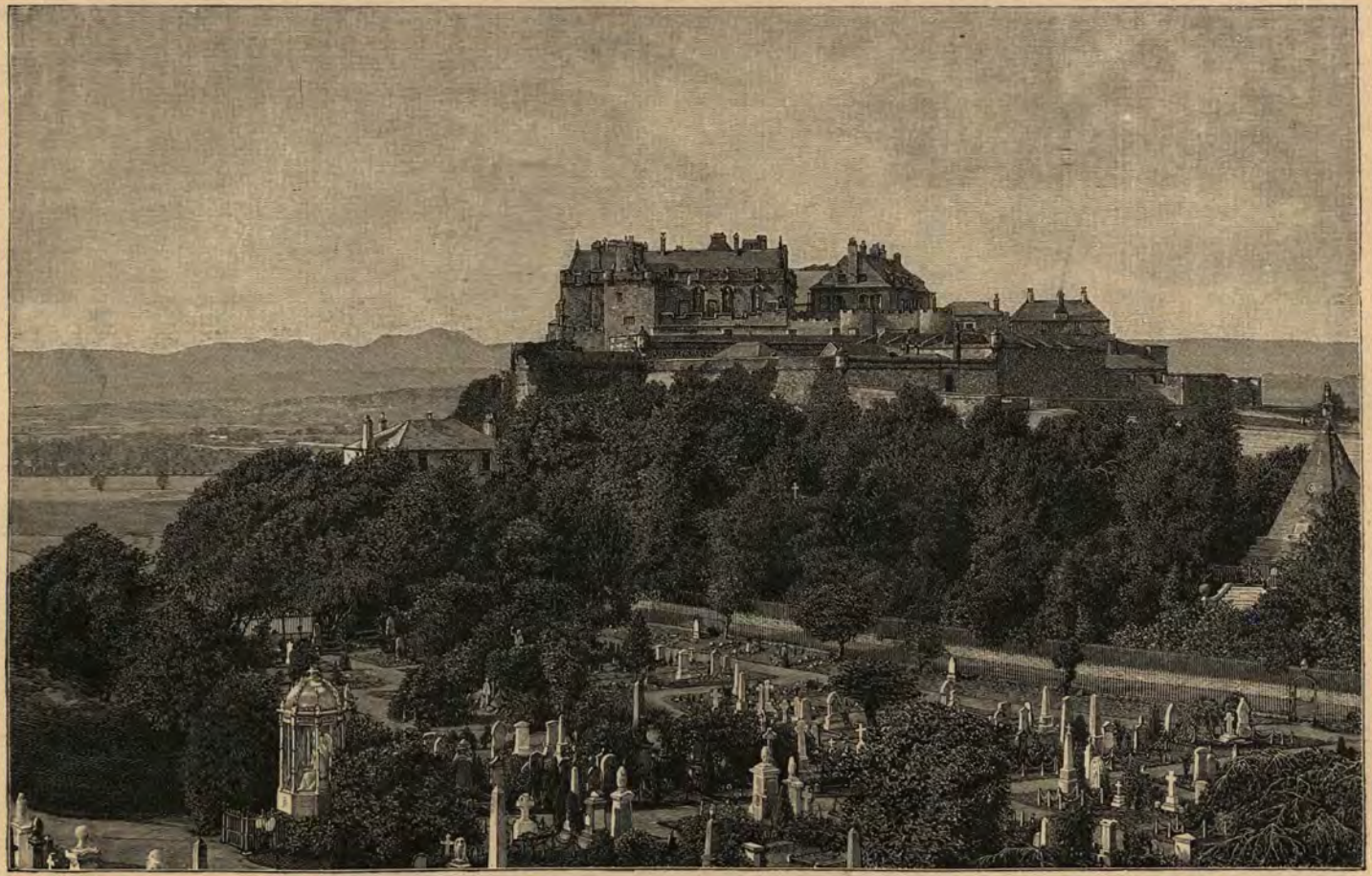
In Falkirk, dem nächsten Städtchen, ist einer der bedeutendsten Viehmärkte von Schottland. Hier kommen die zahlreichen Schafherden aus dem Hochland zum Verkauf. In der Nähe einige Eisenwerke. Geschichtlich ist Falkirk durch eine neuere Schlacht berühmt, in welcher die Armee des Prätendenten, doch ohne dauernden Vortheil, den englischen General Hawley nach Linlithgow zurückdrängte. Viel berühmter ist die große Freiheitsschlacht vom Jahre 1298, in welcher die Armee Eduards I. den Sieg über den schottischen Freiheitshelden Wallace davontrug und welche schließlich das unglückliche Los dieses tapfern Mannes entschied. Bei dieser Schlacht befehligte ein Bischof, der von Durham, die zweite Schlachtlinie der Engländer und gab ihr dadurch eine bedeutsame Wendung, daß er frühzeitig genug einen Morast entdeckte, welcher zwischen beiden Heeren lag und in welchen die

erste Linie bereits unvorsichtigerweise getappt war. Das machte den kriegerischen Mann ganz hitzig, und umstarrt von dem Lanzenwald der Reiterei und umflattert von 36 adeligen Fahnen, zog er mit Ungestüm auf besserem Grund dem Feind entgegen. Als dies aber einem der edeln Herren mißfiel und er ihm zurief: „Bleib bei der Messe, Bischof! Du brauchst uns nicht zu lehren, was wir angesichts des Feindes zu thun haben!“ da antwortete ihm dieser: „Dann voran! Greift an, wie ihr wollt! Wir sind alle Krieger heute und gehalten, unsere Pflicht zu thun!“

Von dem Schlachtfeld von Falkirk, wo mit Wallace die schottische Unabhängigkeit für einige Jahre erlag, trägt uns der Dampf rasch auf das von Bannockburn, wo sechzehn Jahre später (23. und 24. Juni 1314) König Robert Bruce seinem Lande die Freiheit und sich selbst das Scepter errang. Die Gegend gewinnt hier an malerischem Aussehen dadurch, daß der Forth, zum Fluß geworden, sich in immer engern und zahlreichern Wendungen durch die Ebene windet, während von Norden her felsige und waldige Hügel sich in die Scene schieben und auf einem derselben die wahrhaft königliche Festung Stirling erscheint, ein prächtiger Hintergrund zu einem Schlachtengemälde. Unfern der Feste, welche damals in die Hände der Engländer gerathen war, lehnte sich an kleinere Anhöhen die Streitmacht Robert Bruces, kaum 50 000 Mann stark, den Troß mit eingerechnet, als das Schlachtheer Eduards II., den König an der Spitze, über 100 000 Mann, mit der Blüthe der englischen Ritterschaft, zahlreichen Hilfstruppen aus Irland und einzelnen Theilen Schottlands, sich von Süden daherwälzte. Das einzige, worauf Bruce gegenüber der ungeheuern Uebermacht einigermaßen rechnen konnte, war der Heldenmuth und die erprobte Tüchtigkeit seiner Fußtruppen, seine genaue Kenntniß des selbstgewählten Schlachtfeldes und die Vertheidigungsanstalten, Verhaue und Verschanzungen, die er selbst getroffen hatte. Die Stellung war so gut gewählt, daß es der Feind hauptsächlich darauf ablegte, die Schotten daraus hervorzulocken. Randolph, der Neffe Bruces und einer seiner Unterfeldherren, ließ sich wirklich durch eine Bewegung des englischen Heerführers Clifford täuschen und gab die günstige Stellung seines Flügels preis. Aber der Tapferkeit Randolphs und dem Scharfblick Bruces gelang es, den Fehler wieder gutzumachen, und ein Heldenstreich Bruces erfüllte sein Heer mit neuer Bewunderung und Vertrauen. Am folgenden Tage beichtete er (der Freiheitsheld Schottlands) und hörte mit seinem Heere die heilige Messe, welche der Abt Moriz von Inchaffray auf einer Anhöhe des Schlachtfeldes las. Als der Abt hierauf mit einem Crucifix vor den Reihen vorübereilte, warf sich die ganze Armee auf die Kniee und betete eine Weile vor dem Angesicht des schlagbereiten Feindes. „Sie bitten um Gnade!“ meinte der englische König. „Ja wohl,“ erwiderte Sir Ingram Umfraville, „bei Gott und nicht bei uns!“ Die

schottischen Carrés hielten sich stramm, obwohl von der feindlichen Uebermacht wie von einem Meere umfluthet. Die Gefahr, die ihnen durch die Bogenschützen drohte, vereitelte Bruce durch einen gewandten Reiterangriff, welcher sie zersprengte. Uneinigkeit der englischen Führer kam ihm noch zu statten. Die Kraft der englischen Reiterei ermattete und brach sich an den starrenden Lanzenmauern der schottischen Fußmannschaft. Als der schottische Troß unversehens seinen Verhau verließ und sich aus Neugier auf einem Hügel zeigte, meinten die schon wankenden englischen Reihen eine neue Armee zu sehen. Bruce benutzte dies zu einem stürmischen Angriff und gab den feindlichen Reihen den entscheidenden Stoß. Eduard mußte fliehen; und Zelt und Lager, Kasse und Kleinodien fielen in die Hände der siegreichen Schotten. Eine Menge der edelsten Ritter blieb auf der Walstatt, darunter der alte und erprobte Feldherr Clifford, Maules, der Seneschall von England, und der weitberühmte Ritter Giles de Argentine. Viele fanden noch ihren Tod in den Wellen des Forth. Das ist ungefähr die Schlacht von Bannockburn.

Stirling ist eine echt mittelalterliche Citadelle, gleich der in Edinburgh aus dem steilen Abhang eines von drei Seiten fast unnahbaren Felsens hervorwachsend, in alle Spalten hineinkletternd, über alle Spitzen und Klippen emporsteigend, den Fels mit immer engern Kreisen von Mauern und Thurmzinnen umgürtend, oben endlich mit den majestätischen Hallen, Thürmen und Thoren eines ebenso unregelmäßigen als imposanten Palastes gekrönt. Ganz alterthümlich und phantastisch, vom nivellirenden Hauch der Neuzeit kaum berührt, ist dieses Schloß wohl das schönste Denkmal der schottischen Unabhängigkeit, um welche auf dem Flachland zwischen hier und Edinburgh die zwei bedeutendsten Schlachten geschlagen wurden. Es ruft die Zeiten der Wallace und Bruce viel lebhafter ins Gedächtniß, als es irgend eine moderne Heldenstatue vermöchte. Zugleich ist es aber auch, neben Holyrood, Linlithgow und dem Schloß von Edinburgh, das merkwürdigste Denkmal der schottischen Königsgeschichte, und von Bruce herab bis auf Maria Stuart und den Prätendenten spielt es in dem Leben der meisten Könige seine romantische oder abenteuerliche Rolle. Die für mittelalterliche Kriegskunst fast uneinnehmbare Festung war jahrhundertelang die Stätte prunkliebender Hoflager, das herrlichste Jagdschloß in dem wildreichen Forst, der von hier fast ununterbrochen in den fernsten Norden reichte, der strategische Schlüssel zum Hochland und der Hort des Flachlandes gegen die mitunter freibeuterischen oder aufrührerischen gälischen Clans. Wohl wegen seiner Eigenschaft als Jagdschloß oder wegen all der vier angegebenen Rücksichten zugleich war es der Lieblingsaufenthalt König Jakobs V., der ob seiner Herablassung und Volksthümlichkeit der „König der Gemeinen" genannt ward und von hier aus seine abenteuerlichen Incognito-Wanderungen und



Schloß Stirling.
(Ansicht von Südosten, vom Kirchhof aus.)

Streifzüge in das angrenzende Hochland unternahm. Diese königlichen Abenteuer, durch Jahrhunderte nur in verschollenen Chroniken aufbewahrt, sind für die Gegend fast von größerer Bedeutung geworden als irgend eines der erwähnten großen historischen Ereignisse. Denn wenn von Stirling jetzt eine Eisenbahn in das einsame Hügelland hinein zu dem stillen Alpendörflein Callander führt, so ist es wohl großentheils der Touristen wegen. Und warum pilgern die Touristen dahin? Die Gegend wird immer einsamer — die Heide zieht immer mehr über die Hügel in den Thalgrund herab — Callander, von wo die Eisenbahn sich jetzt nordwärts wendet, ist kaum so bedeutend als eines der kleinern Appenzellerdörfer und Molkencurorte — und der Berg Ben Ledi (Gottesberg) dürfte sich mit seinen kahlen Abhängen neben der Alpen- und Felsenherrlichkeit des schweizerischen Alpsteins ziemlich dürftig ausnehmen. Ist man vollends auf dem Touristenomnibus an den vielverästeten Ausläufern des alten, melancholischen Druidensteins vorbeigerollt, so wird die Gegend so verlassen, traurig, menschenleer, farbenmatt und eintönig, daß man fast glauben möchte, ein Erz-, Ur- und patentirter Melancholiker hätte diese Rundfahrt erfunden.

Aber halt! So schlimm ist es mit der Gegend denn doch nicht. Wenn man sich auf dem Straßenpflaster von Edinburgh müde gegangen und an den griechischen Colonnaden der Neustadt müde gesehen hat, da ist es ganz erlabend, durch die Gärten, Pflanzungen und Felder des gemüthlichen Tieflandes dahinzufahren, sich von alten Schlössern, Ruinen und Schlachtfeldern historisch anfäuseln zu lassen — Stirling versetzt dann vollends in mittelalterlich-romantische Stimmung hinein. Die Gegend an den Flüssen Allan und Teith, hügelig und buschig, präludirt schon einige hochländische Accorde, und ehe man sich's versieht, ist man in dieser poetischen Einsamkeit drin, wo Züge der Alpenwelt mit den blassen Farben der Heide sich mischen. Das vom Stadtgetriebe beklommene Herz athmet in der einförmigen, aber doch freien und frischen Natur fröhlich auf. Da, wo wir nun mit der Natur ziemlich allein sind und an den öden Ufern des Heidesees Vennachar geneigt sein möchten, die Einsamkeit auf die Dauer etwas langweilig zu finden, tritt die Dichtung Walter Scotts ins Mittel und bevölkert See und Hügel, Wald und Thal mit einer Fülle poetischer Gestalten. Man sollte fast meinen, die Gegend wäre eigens für sein Gedicht gemacht.

Dem ist aber nicht so. Die Gegend hat vielmehr die Dichtung eingegeben. Auf seinen poetischen Fußwanderungen kam Walter Scott aus den bestäubten Chroniken und Handschriften seiner Bücherei heraus auch einmal in diese wenig besuchte Einöde. Er erinnerte sich an die Abenteuer des „Königs der Gemeinen". Die einsame, melancholische Natur erregte seine Phantasie. Das wunderliche Gewirre von Berg, Wald und See schürzte von selbst einen dramatischen Knoten. Der alte Nationalzwist zwischen Hoch-

land und Tiefland vollendete ihn. Eine romantische Epopöe: The Lady of the Lake, verkündete der ganzen Welt die poetische Herrlichkeit dieser abgelegenen Thäler. Schotten, Engländer und Amerikaner pilgerten dahin. Man machte die Zugänge fahrbar, setzte Dampfboote auf die kleinen Seen und führte die Eisenbahn bis in die Wildniß hinein. Bald wird die Locomotive vielleicht die ganze Rundfahrt besorgen.

Wie die Epopöe Scotts aber zuerst diese Gegend klassisch und weltberühmt gemacht hat, so gibt sie auch der Rundfahrt eine Art Einheit und literarischen Reiz.

Versetzen wir uns einen Augenblick an den See Katrine, der etwa zwei Stunden, hinter Bergen versteckt, vor uns liegt. Die Geschichte fängt mit einem Hirsche an, der, von einem Rudel Jagdhunde gehetzt, durch die unentwirrbaren Waldschluchten nach dem See hin flieht. Der Jäger, ein Unbekannter, von den Jagdgenossen getrennt, verirrt sich in dem Netze von Hügeln und Schluchten und steht an spätem Abend auf unwegsamem Felsabhang über dem See. Verzweifelt bläst er in sein Horn, dem nur fernes Echo antwortet. Endlich aber stößt ein Nachen von einer kleinen Insel mitten in der Waldesbucht des Sees. Eine Hochländerin, Namens Ellen (natürlich die schönste aller Evastöchter, die da waren, sind und sein werden), führt das Ruder, hält am Strand, entdeckt statt des erwarteten Vaters einen Fremdling, erbarmt sich nach einigem Schrecken des Verirrten und bringt ihn auf die Insel, wo er bei der alten Pflegemutter Ellens gastfreundliches Unterkommen findet. Er gibt sich für einen Ritter von Snowdoun, James Fitz-James, aus, wird ländlich bewirtet, faßt Zuneigung zu der hochländischen Maid, entdeckt aber zugleich, daß er unter Angehörige der vom Hofe verbannten, geächteten und ihm feindlichen Familie Douglas gerathen ist. Kämpfend zwischen Liebe und Haß verbringt er die Nacht in sehr unruhigen Träumen. Am Morgen wird er auf den rechten Weg geführt. Das Lied eines alten Barden, Allan-Bane, und Harfenklänge geleiten ihn ans jenseitige Ufer. Im Gespräch des alten Harfners mit Ellen enthüllt es sich, daß der Häuptling des die Gegend beherrschenden Clan Alpine, der grimmige Rodrick Dhu, nach der Hand des edeln Fräuleins strebt, das, mit ihren Angehörigen vom Hofe vertrieben, auf dieser Insel einen Zufluchtsort gefunden hat. Sie aber hat Hand und Herz bereits einem edeln Jüngling, Malcolm Graham (Graeme), geschenkt. Heimkehrend von einer siegreichen Expedition, nahen nun der Vater, Douglas, und die beiden Rivalen, unter Liederschall der einsamen Insel. Nach fröhlichem Festempfang freit Rodrick Dhu am Herdfeuer um die Hand der jungen Douglas. Abgewiesen stürzt er in rasendem Jähzorn auf den jungen Malcolm. Ein Zweikampf wird nur durch den dazwischentretenden Douglas verhütet. Der wüthende Rodrick sucht nun seinen Kummer und Zorn im Krieg zu ertränken

und läßt das Aufgebot, das feurige Kreuz, an den ganzen Clan ergehen. Auf allen Bergen flackern die Feuer, aus den fernsten Schluchten eilen die Clansleute herbei. Ein Eremit und Zauberer prophezeit dem Häuptling: daß diejenige Partei gewinnen wird, welche den ersten der Feinde niedermacht. Inzwischen erscheint der geheimnißvolle Ritter von Snowdoun abermals bei Ellen und dem Barden und wirbt um sie; da sie sich aber in edler Treue als Malcolms Braut erklärt, läßt er sie nun im Frieden und gibt ihr einen Ring, den er, wie er sagt, einst vom König Jakob erhalten. Er sucht sich nun, von dem Aufgebot des Clans unterrichtet, durch die Wildniß gegen Stirling durchzuschlagen, verirrt sich aber, fällt in die Hände der Hochländer und wird vor Rodrick Dhu gebracht, den er nicht kennt.

Die alte Brücke von Stirling.

Man bezeichnet ihn als Spion. Er besteht darauf, ein einfacher Jägersmann zu sein. Er erbietet sich schließlich, im Zweikampf gegen Rodrick und zwei seiner Tapfersten seine Wehrhaftigkeit zu bewähren. Hierauf erhält er Gastfreundschaft über Nacht, und am Morgen gibt ihm Rodrick selbst das Geleite aus der Schlucht bis an das Ende des Sees Vennachar. In dem lebhaften Gespräch des Gälen und Sachsen unterwegs entwickelt sich nun nach allen Seiten der Gegensatz der beiden Stämme. Fitz-James wirft dem unerkannten Rodrick eine Blutthat vor, die er einst am Königshof begangen. Rodrick entschuldigt seine Grausamkeit mit dem allgemeinen von den Lowländern am Hochland verübten Unrecht. Da Fitz-James seiner vollen Entrüstung gegen den freibeuterischen Häuptling Luft macht, thut dieser einen schrillen Pfiff — der ganze Wald wird lebendig, Hunderte von Clansleuten

stehen mit blitzenden Waffen um ihren Führer und Herrn, und dieser donnert dem Sachsen zu: „Ich bin der Geschmähte! Ich bin Rodrick Dhu.“ Aber der Sachse ist ein tapferer Rittersmann, er bleibt auf seinen Behauptungen unerschütterlich bestehen. Ein Wink Rodricks entfernt die Krieger, und er begleitet seinen Feind und Gastfreund (denn dies Doppelverhältniß begründet die seltsame Wanderung) bis an die Furth Coilantogle am Ende des Sees Vennachar. Hier erfolgt der entscheidende Zweikampf. Rodrick fällt, nachdem das Glück lange geschwankt hat. Der ebenfalls verwundete König — der Ritter ist niemand anders als Jakob V. — stößt ins Jagdhorn und wird von einem Trupp Reiter glücklich nach Stirling gebracht. Inzwischen ist Malcolm in die Hände des feindlichen Clans gefallen; Ellen, in ein Kloster gebracht und daraus entflohen, wird gefangen nach Stirling geführt. Während der schwarze Häuptling an seinen Wunden stirbt und auf der Heide durch den Trauergesang der Seinen beklagt wird, treffen sich Malcolm und Ellen am Hoflager des Königs — der Ring hilft zu schneller Erkennung und Lösung, der Ritter von Snowdoun entpuppt sich als Herrscher des Landes, er versöhnt sich mit den Douglas, und Malcolm und Ellen gelangen zu glücklicher Hochzeit.

Der geschichtlichen Anhaltspunkte dieser romanhaften Verwicklung sind nur wenige: die Thatsachen, daß Jakob bei seinen Incognito-Ausflügen allerlei sonderbare und tollkühne Abenteuer bestand, daß er mit den Douglas in steter Feindschaft lebte und daß von der Grenze des Hochlandes aus viel Freibeuterei nach dem Lowland hin getrieben wurde. Die Verbindung und Ausschmückung dieser Elemente ist völlige Dichtung. Wenn die Epopöe nichtsdestoweniger in dem, der diese Gegend durchwandert, den Eindruck der Wahrheit macht, so schreibe ich dies theilweise auf Rechnung der schönen und treuen Naturschilderung. Man freut sich, das alles so zu finden, wie es der Dichter beschrieben hat, ja noch schöner und romantischer. Man fühlt ordentlich, wie die Dichtung aus dem Anblick der Gegend selbst hervorgegangen, wie die Verwicklung der Landschaftsbilder zur Verwicklung von Charakteren und Handlungen geworden ist. Man versöhnt sich mit dem Unerwarteten, Geheimnißvollen, fast Willkürlichen der Fiction, weil der lebensvolle Hintergrund der Handlungen aus lauter kühnen, unerwarteten Naturbildern gewoben ist. Scott hat zudem die Sitten, Gebräuche, Sagen und das ganze Wesen der Hochländer so treu und zugleich so dichterisch gezeichnet, daß man die feine Idealisirung kaum beachtet und Charaktere, Handlungen und Reden in merkwürdigem Einklang mit der Natur des Landes findet. Fast alle kleinen Einzelheiten sind früherer Geschichte und Poesie entnommen und so kunstreich verknüpft, daß der Zauber ihrer Wirklichkeit sich einigermaßen dem Ganzen mittheilt. So vergißt man ganz die Wünschelruthe, welche die Fabel hervorgezaubert, und

Wald und Heide, Berg und See bevölkern sich mit anscheinend wirklichen Gestalten.

So stellt man sich denn schon in Stirling die freudige Lösung des kleinen Dramas vor; unterwegs begegnet uns der von seinem Abenteuer heimkehrende König; am Eingange des Sees Vennachar vergegenwärtigen wir uns den spannenden Zweikampf, und das einsame Ufer des Sees entlang unterhält uns der Wortstreit der zwei seltsamen Wanderer. Gerade da ist die Gegend so still und ausgestorben, daß man sich wenigstens etwas Menschliches hineinzudenken wünscht, und da führt uns Scott den tapfern Sachsen und den wilden Gälen entgegen. Eben hat jener kampfesmuthig sein Verlangen geäußert, den rebellischen Häuptling und seine Bande vor sich zu schauen, da gibt der Häuptling sein Signal:

„Hab deinen Wunsch!" Ein schriller Pfiff
Hallt gellend fort von Riff zu Riff,
Scharf, wie der Regenvogel schreit,
Hin durch die grüne Einsamkeit.
Und sieh — aus Heide, Fels und Wald,
Aus jedem Busch, aus jedem Spalt
Sich Mützen heben, Schwerter blitzen
Und Bogen, Pfeile, Lanzenspitzen,
Das Felsgeröll von Speeren starrt,
Im Farrenkraut der Bogen knarrt;
Und aus den Weiden, aus den Binsen
Streitäxte funkeln, Dolche grinsen,
Ein jeder Ginsterstrauch, gefeit,
Stellt einen Krieger kampfbereit —
Da stehn sie auf des Führers Bann,
Fünfhundert Tapfre, Mann an Mann,
Mit ihren Plaids, in voller Wehr,
Ein schlachtgerüstet Kampfesheer,
Als hätt' der Erde tiefster Schacht
Sie gähnend ausgesandt zur Schlacht.
Und schweigend harren sie in Stille
Auf ihres Häuptlings Wink und Wille,
Den Felsen gleich, die ob dem Passe
Zum Sturz bereit, in loser Masse
Dem Wandrer drohen. Kinderhand,
Meint man, könnt' leichten Griffs sie schnellen
Kopfüber von der Felsenwand
Hinunter in des Sees Wellen —
So starren dräuend sie und lauern
Auf Unheil dort, die Felsenmauern.
Stolz schaut der Führer seine Reih'n
Um des Benledis Opferstein,
Es schweift sein Auge hin, zurück,
Es strahlt verklärt wie Siegesglück,

Durchbohrend trifft es dann den Feind:
„Meinst du noch jetzt, was du gemeint?
Das ist der Clan Alpine — siehst du,
Und, Sachse, ich bin Rodrick Dhu!"

So belebt sich der finstere Druidenberg, der See Vennachar mit seinen Weiden und Binsen, die Heide mit ihrem Farnkraut und ihrem Ginster — kurz, die ganze Gegend, nicht so sehr mit den Scenen einer erfundenen Verwicklung als mit den Bildern eines nunmehr verschwundenen, ganz eigenthümlichen und in seiner Eigenthümlichkeit so poetischen und anziehenden Volkslebens. Auf dem See Vennachar selbst sind zwei schöne Inselchen, welche durch ihr üppiges Grün ungemein lieblich gegen die öden Seeufer abstechen. Eines davon heißt Inch Vroin oder Illan a Vroin, die Insel der Klage. Gegen Westen hin wird das Ufer etwas freundlicher, die Matte „Lanrick Mead" soll wirklich der Sammelplatz des Clan Alpine gewesen sein. Wo aber der See aufhört, beginnt eine noch melancholischere Heide. Ein kleiner Weiler in der Mitte, Duncraggan genannt, sieht mit seinen paar moosigen Strohdächern eher wie übermooste Felsen aus als wie eine menschliche Wohnung. Die ganze Scene ist helle Melancholie — so finster wie eine hochländische Todtenklage. Hier in einer der Hütten läßt Scott den Sohn des Angus eben an der Leiche seines Vaters trauern, als das „feurige Kreuz" ihn zum Kampfe ruft. Diese sonderbare Art von Aufgebot bestand in einem kleinen Holzkreuz, dessen Enden angebrannt und im Blute einer frischgeschlachteten Ziege gelöscht wurden. Der Häuptling sandte es durch einen Eilboten an die nächsten Hütten mit keiner weitern Botschaft als dem Namen des Sammelplatzes. Das Familienhaupt mußte es ebenso schnell an den nächsten Weiler weiterschicken, und so ging es mit unglaublicher Raschheit durch den ganzen Clan. Jeder waffenfähige Mann mußte ihm sofort an die bezeichnete Stelle folgen. Dem Säumigen oder Ungehorsamen drohte das blutige und angebrannte Signal mit Feuer und Schwert. Noch bei den letzten Schilderhebungen der Stuarts sammelten sich die Hochländer auf diese Weise, und man erzählt, das feurige Kreuz habe in drei Stunden die Mannschaft eines Districts von etwa zwölf Stunden Umfang zusammengebracht.

Nach Westen wird nun der schöne Berg Ben Venue sichtbar, nach Norden der Glen Finlas, ein wildes Durcheinander von Bergen und Waldschluchten, Felsen und kleinen Sturzbächen, eine rechte Räubergeschichte von Landschaft. Auf der Brigg of Turk kreuzen wir ein Wasser, das aus dem phantastischen Glen herausfließt, und kommen nun an einen neuen See: Loch Achray. Dieser ist anfänglich, wie See Vennachar, ein Heidesee. Aber die Hügel wachsen an beiden Ufern rasch zu Bergen empor, gleich einem majestätischen, einsamen Gebirge. Ueber dem weißen Kieselrande und

den wogenden Binsen des Ufers wallen fast ringsum mit malerischer Unterbrechung Büsche und Bäume, letztere meist reiches Laubholz von bedeutender Höhe; hinter dieser lieblichen Guirlande, zwischen der der See liebäugelt, strecken bewaldete Hügel ihren dunkeln Fuß als Vorgebirge in den See und bilden eine reiche Waldscenerie, über welche hinauf der vielästige Felsgrat des Ben Venue und etwas nördlich der Ben A'an, ein ungefüger Block von etwa 500 m Höhe, ihre Steinterrassen, Blockhäuser, Bastionen, Thürme, von weichem Kräuterschmuck umrandet, in den sonnenhellen Himmel tragen. Die Wirkung ist um so magischer, als die Bewegung unseres Wagens, einige prosaische Holperigkeiten abgerechnet, sich auf die neckischen Vorgebirge überträgt, welche, bald hell und teppichartig, bald als dunkle Büsche, bald als kleine Felsbasteien, bald als langgestreckte Waldzüge sich ineinander- und auseinanderschieben, Buchten öffnen und schließen und dem Berge wie dem See beständig einen neuen Rahmen geben. Das Inselchen in dem See, eine schattige Waldeslaube, scheint eher auf der zarten Fläche zu schwimmen als in ihrem geheimnißreichen Grund zu wurzeln, und eine sanfte Brise weht leichte Wellen um das Eiland her. Am nördlichen Ufer ist ein einsames Kirchlein und ein paar Häuser, am südlichen blinzeln einige stille Wohnungen zwischen dem Gebüsch hervor, aber halb versteckt, ohne die träumerische Einsamkeit zu stören. Das Ganze hat ungemein viel Aehnlichkeit mit einem eigentlichen Bergsee, ist aber viel weicher in Zeichnung und Colorit. Nach Westen verlieren sich die Wellenlinien der Hügel und verschmelzen sich mit denen des Berges in einem Labyrinth von Wald, und die Felskuppe des Ben A'an scheint jede Weiterfahrt abzuschneiden. Wir halten auch gegen das Ende des Sees hin an einer schattigen Waldschlucht, in deren Schoß sich plötzlich ein castellartiges Gebäude mit vier Eckthürmen zeigt, das die herrlichste Aussicht auf den See gewährt. Vielleicht ist dies die Wohnung eines romantischen Clanhäuptlings, dem die Jagd in dem weiten Forste gehört? Aber es ist doch etwas zu modern, — es ist eben ein Hotel, ähnlich dem in Ballachulish, wo der Tourist, aus den Träumen der Vergangenheit aufgerüttelt, sein Mittagsmahl zu nehmen und zu bezahlen hat. Dann geht es — Karl Vogt würde sagen: mit potenzirtem Denkvermögen — weiter, und man wird von der Landschaft bald in poetische Stimmung zurückversetzt.

Unsere Omnibusse, vier an der Zahl, und mehrere Kutschen wollen wirklich das Unmögliche wagen und werfen sich in das Waldesdickicht, das uns jeden Ausweg abzusperren droht. Alle drei Minuten scheint der Pfad ein Ende zu nehmen, schlüpft aber bald rechts bald links in ein neues Schattenthal hinein, gleitet zögernd steile Halden hinan, nimmt oben eine andere Wendung und huscht in phantastischer Schlingung an ein Felstheater, in welchem man sich allem Bisherigen entrückt glaubt. Wie aber

im Roman der Hauptfaden mit neuem Reiz durch die bunten und spannenden Störungen durchblitzt und sie magisch mit sich verkettet, so hebt hier von Zeit zu Zeit der wegen seiner Nähe riesengroße Ben A'an sein Felsenhaupt aus der grünen Fluth des Laubwaldes empor, um im nächsten Augenblick schon wieder zwischen den Pfeilern eines Felsenthores oder im Zwielicht eines dunkeln Haines zu entschwinden. Guirlanden von Moos und Waldblumen umkränzen die Straße, dichte Epheugewinde schlingen sich an jedem Stamm empor, zierliche Schlingpflanzen umranken das dunkle Geäder des Felsens, ambrosischer Waldeshauch duftet uns aus tausend kleinen Schluchten und Schattenplätzen entgegen. Aber die Natur verweilt nicht bei diesen artigen, bezaubernden Tändeleien. Mit Riesenfaust hat sie das Skelett zweier Berge in hundertfachem Geäste durcheinandergerückt, das bunte Gewirre mit jähen Felsthürmen, räthselhaften Schanzen, domartigen Kuppeln, sturzdrohenden Pfeilern ummauert und dann die zauberreiche Lebensfülle des Hochwaldes darüber gehaucht, daß Wachsthum und Freude aus jeder Felsspalte strotzt und Milliarden Blätter auf hohen schlanken Stämmen die Krümmungen der Schlucht durchwogen. Der Fels phantasirt in allen Stilarten, die menschliche Kunst erfunden, wächst aber über alle Schranken der Form hinaus und zaubert aus der wildesten Verzerrung ein harmonisch schönes Ganzes. Die Lebenskraft der Pflanze ringt mit ihm auf Millionen Punkten, sucht ihn überwuchernd zu verdrängen, und wo der Raum zu eng ist, aus ragenden Säulenschäften und strömendem Laubwerk den gotischen Bogen zu schlagen, klettert wallendes Buschwerk die Mauern hinan, und üppiges Moos und Gestrüppe erobern die höchsten überhängenden Zinnen. Weit und herrlich öffnet sich plötzlich eine Scenerie mit sechs, sieben Coulissen, die mit blitzendem Sonnengold und nächtlichem Waldesschatten, mit aller Gluth der Vegetation und der starren Kälte senkrechter Felswände, mit den durchsichtigen Linien eines belebten Laubrandes, mit den scharfen Kanten phantastischer Trümmer im Thale zusammenfließen. Man sucht dort einen Ausweg — aber unvermuthet dringt der Wald an die Straße vor, und da er sich wieder öffnet, vermag das Auge kaum das vorige Bild an das neue zu knüpfen. So geht es etwa zwanzig Minuten lang — es ist eine wahre Schwelgerei in Landschaftsbildern, und wo der Wagen innehält, da hört die Pracht keineswegs auf — ein herrlicher See wogt jetzt in die wundersame Schlucht hinein, dringt silbern an den Rand des Waldes, reißt der letzten Waldcoulisse ein üppiges Boschetto als Insel ab, löst die verworrene Felssymphonie in zwei ansehnliche, romantische Gebirge auf, die von sonnigen Kuppen herab ihre weichen Aeste nach dem waldigen Uferrand entsenden. Silberstreifen und dunkle Spiegelbilder verdoppeln in der klaren Fluth die Zeichnungen des Uferrandes. Der Duft des Waldes scheint sich in dem der Wogen zu baden und verklärt an die Hügel emporzuschwimmen.

Rechts dämmt Ben A'an einen Felswall um den See, links steigt Ben Venue in mehreren zackigen Felsgraten rasch herab in die Wellen und droht den See zu verschließen; aber entferntere Hügelzüge erst umfangen den bläulichen Spiegel und eröffnen dem Auge nach links einen Ausweg. Und selbst hier ist des Ueberraschenden noch kein Ende. Ist doch schon die kleine Bucht durch mehrere Felsvorsprünge in kleinere Buchten getheilt, und der Himmel

Die Trossachs und der Ben Venue.

selbst ist gleich einem See von den felsig-zackigen und moosig-weichen Vorgebirgen des Hügelkranzes umfangen. Er flieht nach oben und nach links dem See entlang, während das Auge unwillkürlich nach der Waldschlucht zurückblickt und sich fragt: Soll denn das noch immer schöner und feenhafter werden?

In diese wundersame Einsamkeit hinein zaubert uns nun Walter Scott die poetischen Gestalten des Hochlandes: den König, der in grünem Jagd-

kleide hoch oben auf dem Felsen verirrt und einsam in sein Jagdhorn stößt; den greisen Harfner, der die glorreichen Kämpfe vergangener Zeiten in seinem Herzen bewahrt und im Liede an den altersgrauen Felsen wiederhallen läßt; die ritterliche Heldenmaid, die, keusch wie die jungfräuliche Natur ringsum, den lockenden Sang der Verführung von sich weist; die alte Matrone, die treu und mütterlich ihren Pflegling, die Zierde der Wildniß, beschützt und erzieht und den verirrten Jäger gastlich bewirtet; den kühnen jungen Ritter, der seine Braut nicht am prächtigen Hoflager, sondern in den Schrecken und Leiden der Verbannung sucht; den fürchterlichen Häuptling, der, rasend im Unmuth getäuschter Liebe, die Brandfackel des Krieges auf hundert Hügeln ringsum aufflackern läßt, aber mitten in seinem glühenden Zorn noch die Pflichten des Gastrechtes heilig achtet, — endlich den ganzen Clan Alpine, der in seiner malerischen Tracht, mit dem Banner der ewiggrünen Tanne, unter dem Schall des Dudelsacks und kriegerischer Lieder den See herauf an die träumerische Insel fährt:

Heil sei dem Häuptling, der siegreich sich nahet,
Ewiglich sprosse sein grünender Baum,
Die treue, die hehre, nie welkende Tanne,
Mild uns umschirmend, zum himmlischen Raum!
Himmel, gib ihr Thau und Kraft;
Erde, send ihr frischen Saft!
Daß sie blühe und treibe, beständig und froh,
Während Echo vielgestalt
Unsre Lieder wiederhallt.
Rodrick Vich Alpine, Dhu, ho! Jeroe!

Kein wankender Schößling ist sie, unsre Tanne,
Der sommerlich blüht und im Winter vergeht,
Sie schützt uns am treusten, wenn stürmend vom Berge
Der Wirbelwind trauernde Aeste umweht;
Wurzelnd tief im Felsenschoß,
Trotzet sie der Windsbraut Stoß,
Treibt tiefere Wurzeln nur, freudig und froh —
Menteith, Breadalbane, singt,
Daß Wald und Fels erklingt:
Rodrick Vich Alpine, Dhu, ho! Jeroe!

Stolz hat unser Pibroch erdröhnt im Glen Fruin,
Und Bannochar dumpf wiederholt unsern Schrei,
Glen Luß und Roß-Dhu sind in rauchenden Trümmern,
Die Besten von Loch Lomond liegen dabei,
Lange mögen Sachsenfraun
Trauernd ihre Leichen schaun.
Denkt an Clan Alpine mit Furcht und mit Weh.
Lennox, Leven zittern bang,
Hören sie den Donnerklang:
Rodrick Vich Alpine, Dhu, ho! Jeroe!

Loch Katrine.

Für die angrenzenden Lowländer müssen diese romantischen Gälen nachgerade keine sehr gemüthliche Nachbarschaft gewesen sein. Sie betrachteten das Lowland als eine eigentlich ihnen gehörige Gegend und machten förmliche Raubzüge dahin, so daß noch im 17. Jahrhundert Edicte gegen sie erlassen werden mußten, die aber selten mehr Wirkung hatten als die der spanischen Statthalter in der Lombardei gegen ihre Banditen. Denn den kühnen Freibeutern war in diesem Schluchtenlabyrinth kaum beizukommen, und als man sie einmal (1610) von allen Seiten umzingelt zu haben meinte und von dem Umfang eines weiten Kreises auf die einsame Insel im See losging, da waren sie längst über alle Berge. Banditen scheinen sie übrigens nicht gewesen zu sein, sondern, wie Scott sie zeichnet, ein wildes Bergvolk, das zähe an seinem alten Clansystem festhielt und sich nicht in das Räderwerk einer neuern Staatsmaschine fügen wollte. In Kriegsläuften kam ihre Tapferkeit meist zu Ehren.

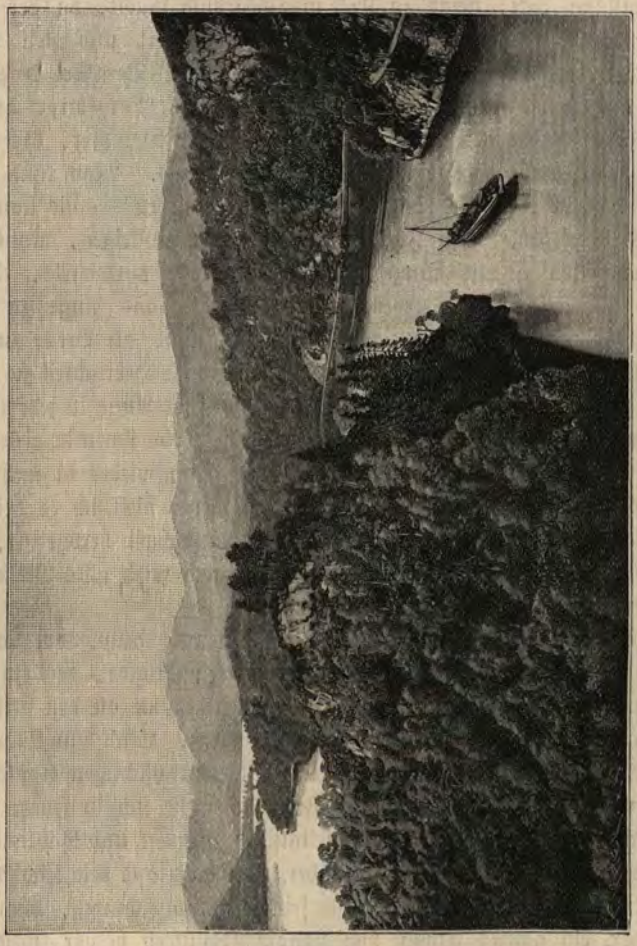
Wann die Straße durch die Trossachs gemacht wurde, konnte ich nicht erfahren; sie wird wohl kaum über den Anfang dieses Jahrhunderts hinaufreichen. Bis dahin war es nicht möglich, über die Felsen an den See zu kommen, außer an einer Leiter aus Baumästen und Wurzeln. Jetzt fährt man, wie gesagt, per Omnibus auf einer sehr guten Straße, und am Strand ist ein allerliebster Landungsplatz mit einer aus knorrigen Baumästen gezimmerten und von Schlingpflanzen umkränzten Galerie, wo man, wie am Crinankanal, ein niedliches Dampfschiffchen besteigt, das wie für eine Hochzeitsreise gemacht ist, und da kommt natürlich Walter Scott zu Ehren. Wer die Geschichte nicht genau weiß, der liest sie oder läßt sie sich erzählen. Alle Welt lebt von den anmuthigen Versen, in welche sie der Dichter gebracht hat. Da der See beinahe ein lateinisches S beschreibt, dessen Richtung von Ost nach Westen geht, so ist für neue Spannung schon gesorgt. Vorgebirge thun das übrige, und das Theater hört nicht nur nicht auf, sondern entfaltet sich zu einer immer weitern Bühne, in welcher Ben Venue und Ben A'an einen herrlichen Hintergrund bilden. Die Insel hat seit Walter Scott den Namen Ellens Insel behalten, und so hat sich die Dichtung fast wie eine wirkliche Begebenheit in die Gegend eingewurzelt.

Loch Katrine heißt der vielbesungene See. Er ist etwa 10 englische Meilen lang. Am Ostende herrscht Wald und Gebüsch, am Westende Fels und Heide vor. Ein paar Jägerhäuschen abgerechnet, ist die ganze Gegend einsam und menschenleer, stiller als die Alpen im Hochgebirge. Nur das Echo antwortet dann und wann dem Rauschen des kleinen Dampfers, der sanft auf der spiegelglatten Fluth einherfährt. Rasch schließen sich hinter ihm die Bogen der von ihm aufgerührten Wellen. Es ist schon spät am Nachmittag, und das vielstufige Grün der Landschaft wird kräftiger und voller. Da der See kaum eine Meile breit ist, so kann man nach beiden

Seiten jeden Busch, jeden Fels, ja das Geäder der Felsen und jede Schlucht in dem buschigen Hügelkranz deutlich gewahren. Wenn ich aber von Felsen rede, so stelle man sich keine hohen, wilden Riffe oder unnahbaren Wände vor. Mit Ausnahme der zwei genannten Berge sind die Hügel meist niedere Kegel, fast abgerundete Pyramiden, oder zusammengepreßte Kugelcalotten, deren Rücken nicht dem See entlang laufen, sondern von beiden Ufern her sich in den See erstrecken. Ihre zahlreichen Kuppen, Aeste, Felsterrassen, höhlenartigen Vertiefungen, kleinen Schluchten, Sättel machen einen jeden zu einem phantastischen kleinen Gebirge. Moos und Busch aber sänftigen alle Eckigkeiten und Härten des Felsens. Man fühlt sich da weder in Staunen versetzt noch in lustige Bergstimmung gehoben. Aber alles ist träumerisch, überraschend und anziehend im kleinen. Die schönste Sicht über den See erhielten wir erst am andern Ende, wo wir, ausgeschifft, wieder auf einem Omnibus ein ziemlich steiles Joch hinauffuhren. Da lag er in seiner vollen Länge zu unsern Füßen, von den widereinander laufenden Landzungen in vier oder fünf kleinere Seen getheilt. Der Vordergrund ist eine tiefblaue Bucht, in der sich links und rechts jähe Felshänge spiegeln. Die Mittelscene ist ein Gewirre von Hügelkuppen, die sich hintereinander in den See schieben, einander seltsam unterbrechen und Himmel und See in viele Buchten theilen. Hinter dem gelbgrünen Saum der Heide strahlt der Hauptarm des Sees in mildem Blau — die Hügel verstatten nicht, seine Breite zu bemessen, aber bläuliche Hügel mit den Zeichnungen eines fernen Gebirges schließen ihn da und rufen noch einmal die Trossachs, die Insel Ellens und den Ben Venue ins Gedächtniß. Da ich nachgerade kein sonderlicher Freund von süßer Melancholie bin und einen fröhlichen Jodler unbedingt einem Heimwehlied vorziehe, so wäre mir auf dem See selbst die Sache etwas zu einförmig geworden. Als ich aber hier oben von der Bergeshöhe bei Stronachlachar auf diese Naturpracht zurückschaute, da fühlte ich mich denn doch wieder wie bezaubert. Da jauchzt und glüht alles im Sonnenschein. Goldener Himmel, blauer See, dunkler Wald, schroffe Felsen, weiche Moosbänke, träumerische Heide, ahnungsreiche Buchten, inselartige Vorgebirge tanzen hier förmlich durcheinander, und dann ruhen sie und träumen; hinter jeder der Seitencoulissen schwebt irgend ein Roman oder eine Sage heraus, Hexen und Zauberer, Elfen und Feen, Ritter und Eremiten, wilde Freibeuter und romantische Töchter des Gebirges, unheimliche Räuber und friedliche Harfner, kühne Häuptlinge und jagdlustige Clans. Wenn das Hochland das alles nicht schon in alten Liedern und Sagen besungen hätte, so müßten dergleichen, meine ich, nothwendig in spätern Zeiten beim Anblick dieser wundersamen Gegend wach geworden sein.

Das glänzende Bild wechselt nun mit einem recht öden und wilden: ein steiler Gebirgspaß, von kahlen Felsen eingefaßt, und in dem trüben

Moorgrund lagert sich ein verlassener Bergsee, Loch Arklet, hinter welchem die Kuppe des Ben Lomond baumlos und trostlos emporstarrt. Es macht einen ganz romanhaften Eindruck, oben auf der Höhe schon wieder einen See zu treffen, und dazu noch einen, der mit den drei vorigen kaum einige Aehnlichkeit besitzt. Da ist nun auch richtig das Land des Rob Roy, und etwas weiter fahren wir an der gebrochenen Feste des wilden Freibeuters

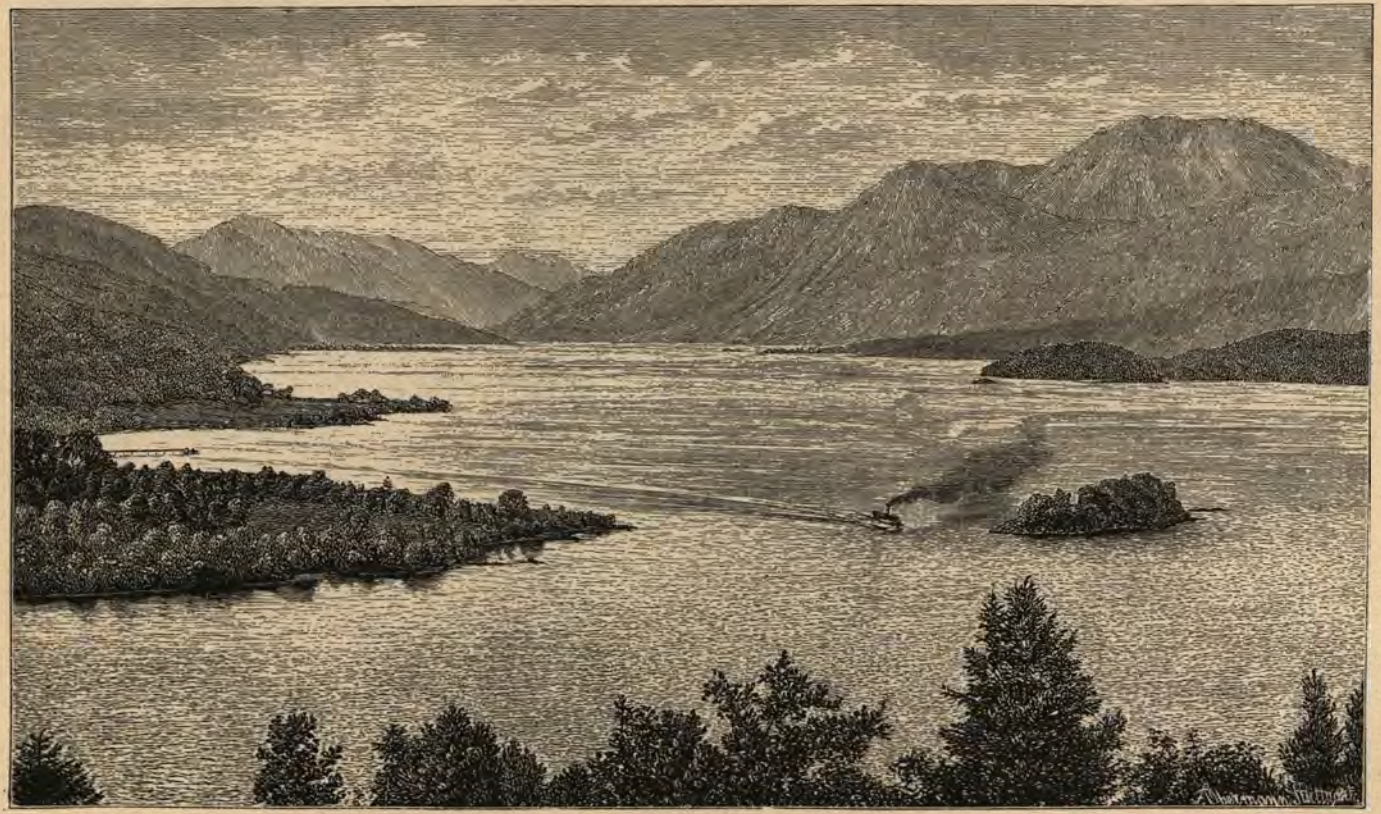


Ellens Insel am Loch Katrine.

vorüber. Dann geht die Straße durch Fels und Gehölz in vielen Windungen einen steilen Felshang hinab. Die Wagenlenker ließen zu meiner Bewunderung und Freude in romantischem Saus und Braus und zugleich mit zuversichtlicher Geschicklichkeit die Schönheiten des Waldes an uns vorübergleiten, und als dieser sich öffnete, lag der schönste und größte der schottischen Seen in feierlicher Abendruhe vor uns: Loch Lomond.

Das ist nun im Grunde dieselbe Geschichte wie bei Loch Katrine — der See bildet eine natürliche Bühne, Hügel und Vorgebirge die malerischen Seitencoulissen, ein ferner Hügel oder Berg den Hintergrund. Aber alles ist hier größer angelegt. Der See ist 38 km lang, von 1 zu 8 km breit, im Norden 120—200 m tief und deckt einen Flächenraum von 70,6 qkm. Der Berg Ben Lomond, der seinen breiten Fuß der Mitte des östlichen Ufers entlang reckt, steigt zu 973 m Höhe und macht, da der See nur 6 m über Meeresniveau liegt und der Berg hart und steil am Ufer emporsteigt, den Eindruck eines stattlichen Gebirges. Der See trägt dreißig Inseln auf seiner Fläche, zahllose Buchten und Vorgebirge an seinem Rand. Der Größe des Sees entsprechend ist der Dampfer, der uns aufnimmt, von der Größe eines mittlern Rheinboots. Man kann übrigens — und das ist eben der Reiz dieser schottischen Seen — die lange Fläche nirgends übersehen. Von Inversnaid, wo wir einsteigen, dehnt sich ein Arm von etwa 5 km Länge und 1 km Breite nordwärts, ein etwas kürzerer südwärts nach Tarbet, wo er sich für das Auge zu schließen scheint. Er macht aber nur eine Krümmung, um, an Breite zunehmend, in einem weiten und vielgezackten Dreieck seine volle Herrlichkeit zu entfalten. Doch was auf der Karte ein Dreieck ist, bleibt fürs Auge in jedem Moment ein schönes Oval, jetzt von Inseln umkränzt, jetzt von ihnen in viele Straßen getheilt, jetzt sich majestätisch erweiternd und dann wieder in mehrere Seearme sich verästend. Von den Trossachs kommend, hielt ich es beinahe für unmöglich, daß die Spannung, welche die Landschaft hervorruft, sich erfolgreich fortsetzen könnte. Aber am Loch Lomond wird alles Bisherige weit überboten.

Im magischen Lichte des Abends stoßen wir denn vom Lande und treiben auf den See hinaus aus einem dunkeln Walde, den ein schmaler Felsenrand über das Spiegelbild der wogenden Bäume an den steilen Hügel emporträgt. Links eine Hügelkuppe an der andern. Laub und Moos glühen in der Abendsonne, tiefe Schatten trennen die durchsichtigen Contouren der einzelnen Kegel und Rücken, in der Ferne lösen sie sich in leichte ätherische Silhouetten auf, die in gelblichen, grünlichen, grauen und bläulichen Tönen ineinander schweben. Kommt man näher, so wächst aus dem leicht touchirten Grund mit magischer Raschheit die feinste Baumzeichnung, phantastisches Felsgeäder, ein ganzes Album von Landschaftsstudien hervor, weidet einige Zeit das Auge und huscht dann ebenso anmuthig in seine skizzenartigen, traumhaften Umrisse zurück. Es ist weit mehr ein Werden und Vergehen als ein Vortreten und Zurücktreten oder als ein Kommen und Gehen. Da sich aber in der Zeit von wenigen Minuten wegen der zahllosen Menge von nahen Vorgebirgen und fernen Hügeln das wirkliche Gesichtsfeld beständig ändert, so schmilzt die sanfte Metamorphose der einzelnen Gegenstände mit



Loch Lomond und Ben Lomond.

den unerwarteten Aenderungen der Scene in eine reizende Phantasmagorie zusammen, welche die Erwartung in der angenehmsten Weise gespannt hält. So öffnet sich bei Tarbet unerwartet ein liebliches Alpenthal mit herrlichen Matten, das einem Lust macht, dazubleiben und zu Fuß hinüber nach Loch Long zu pilgern; indes ragt jenseits der Cruinn a Bheinn 500 m hoch empor, dessen Joch steil nach dem See hin abfällt und der einem die lohnendste Bergtour in Aussicht stellt. Doch in einem Viertelstündchen ist das Alpenthal nur noch als dunkler Schatten zwischen Hügeln angedeutet, hinter dem Cruinn a Bheinn wächst im vollen Sonnenlichte der Ben Lomond zu einem imposanten Berg empor, zwischen ihm und dem Ptarmigan lagern sich weite Alpengründe — der Weg hinauf zeichnet sich in deutlichen Windungen an vielen kleinern Hügelkuppen vorbei — der Bergesfürst wird immer größer und schöner; fruchtbare Thäler lagern sich zwischen die Aeste seines Fußes,

Hütte am Loch Lomond.

wilde Schluchten zwischen die Grate seines Kammes; dem silbernen Wasserfall, der eben an einem Felsen entschwunden, folgt ein anderer, der aus dunklem Waldesschoße aufblitzt. Und kaum ist diese Bergeswelt aus spannendem Scenenwechsel in voller Pracht und Majestät hervorgetreten, von Sonnenglanz umjauchzt, von dem reinen Azur des Himmels und dem tiefen Blau des Sees umströmt — da scheint der See nach Süden sich zu verschließen, und im selben Augenblick spinnen fernere Hügel einen neuen Traum an. Der See erweitert sich, verengt sich wieder. Der Wald scheint von den Hügeln herabzusteigen und schwimmt bereits als dunkle Laube auf dem See. Wie ein Traum gleitet die schattige Insel an dem weichen Luftgebilde des jenseitigen Ufers vorüber. Der See wächst plötzlich zu drei-, vier-, fünffacher Breite an; die Ufer, die wir bis jetzt mit einem Blick umspannt, entfliehen nach beiden Seiten, und nun scheint das Ende da. Aber nicht

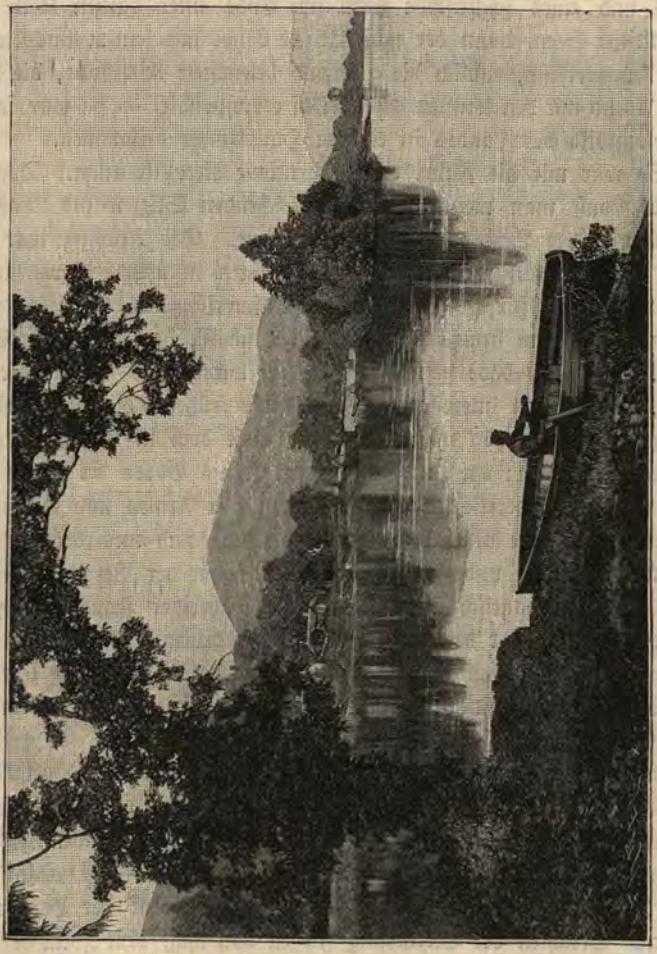
zwei oder drei, nein, ein ganzes Dutzend Inseln liegen uns jetzt im Wege — Sommerlauben, Gärtchen, bemooste Denksteine, kleine Wälder, freundliche Weideplätze. Jeder Athemzug der Maschine ändert die Scene, bringt den Vordergrund so nahe, daß jeder einzelne Baumstamm erkennbar ist, und verwebt ihn wieder mit den fernen Hügeln zum bunten Traume. Schwimmend im Golde der Abendsonne, laden uns mehrere Pfade ein, den Inselhain zu durchdringen. Ufer löst sich von Ufer, Insel von Insel sondert sich ab, gleich Märchengestalten huschen sie an uns vorüber, Goldstreifen fassen sie ein, ein glühender, letzter Blick der Sonne spielt flammend in dem Gipfel des üppigen Gezweiges, — dann sinken sie duftig, mild in die tiefblauen Arme des Sees. Doch nun erglüht die Heide des Ben Lomond in Gold und Purpur, verklärt lacht jede Hügelkuppe in den Himmel hinein, die Thäler und Mulden des Berges, sonst so arm und öd und einsam, fluthen in einem Meer von Licht und Wonne. Nur langsam ziehen die Schatten des Abends vom Thale her an den Berg hinauf, umfloren Inseln, Schluchten, Vorgebirge, Hügel mit dem Dufte ihrer Träume. Unvergeßlich schön war der Augenblick, da nur noch die höchste Spitze des Ben Lomond im Strahl der scheidenden Sonne erglühte und dem weiten, ruhenden See seinen Abendgruß zuwinkte. Dann begann das Farbenspiel am Himmel — Gold, Purpur, Orange, Gelb, Grünlich, Blau strömte sanft nacheinander über die weite Kuppel hin und ergoß sich noch milder um die schlummernden Inseln. Von den vielen schönen Abenden, die ich in Schottland genoß, war das wohl der schönste. Loch Lomond verdient seinen Namen als König der schottischen Seen.

Zu nicht geringer Steigerung des Genusses kreuzte der Dampfer fünfmal den See, die letzten zwei Mal an den vielen Inseln vorbei, welche mit ihren verschiedenen Zeichnungen, ihrem üppigen Pflanzenschmuck, ihren Schloß- und Klosterruinen zugleich an die Hebriden erinnern und wieder davon verschieden sind. Die Schlösser, Villen, Kirchen und Dörfer am Ufer machen das Bild viel belebter, der Hügelkranz schließt alles in ein trauliches Gehege. Nur der Ben Lomond ragt mit einer gewissen Majestät aus dem vorwiegend lieblichen Gemälde heraus.

Zu Balloch, einer kleinen Ortschaft am Südende des Sees, vertauschten wir das Dampfschiff mit der Eisenbahn. Hier fangen Industrie und Handel wieder an, um das Flüßchen Leven sind ausgedehnte Bleichen und von Zeit zu Zeit Fabriken. Aber die Gegend hat noch einen Nachklang des schönen Sees. Romantische Hügel und wohlbebaute Thälchen erfreuen links und rechts den Blick. In einem kleinen Halbstündchen zeigt sich der Fels von Dumbarton und hinter ihm der Clyde — es ist ungefähr $7\frac{1}{2}$ Uhr abends. Im Beginn des Dämmerscheins fahren wir nun den Clyde entlang, ein Blick läßt uns hinaus auf die vielarmigen Buchten gleiten, wo er sich mit dem

Meere vereint. Dann wird er See, Strom, Fluß und verbirgt sich endlich in dem Häusermeer von Glasgow. Der lebendige Verkehr in dem schönen Panorama hält die Aufmerksamkeit bis zum letzten Augenblicke rege.

Schon hat sich die Nacht über die reizenden Ufer des Clyde gesenkt, und seine letzten dämmernden Spiegelstreifen sind zwischen dunkeln Hügelumrissen entschwunden. Aber in der Stadt ist noch reges Leben wie am



Felsenbucht am Loch Lomond.

hellen Tag. In tausend Flammen blitzt das Gas, und Tausende von Menschen wogen durch die Straßen. Wir sind in der Metropole des modernen Schottland, an seinem Berührungspunkt mit London und New York.

Das wären nun einige Bruchstücke von dem Trossachs-Ausflug.

Freilich könnte je der zehnte oder zwölfte Theil dieser Bilder für einen oder mehrere Tage beschäftigen. Aber es ist ein ganz eigenthümliches

Ding, das alles an einem Tage zu sehen. Das königliche Stadtbild des modernen Athen, das Tiefland mit den Palästen der Stuarts und des gewaltigen Adels, die mittelalterliche Feste von Stirling hart an dem Schlachtfelde von Bannockburn, die einsame Hügel- und Seenwelt des Hochlandes mit den Erinnerungen alter Clans und dem Zauber neuerer Dichtung, Ben Lomond und Loch Lomond, diese herrlichen Prachtstücke eines schottischen Berges und eines schottischen Sees am Ende einer ganzen Kette verschiedener kleiner Seen, dann der majestätische Clyde mit seinem Buchtennetz und seinem Weltverkehr, endlich die glänzend beleuchtete Weltstadt, die noch am späten Abend mit den fernsten Welttheilen correspondirt — da war so ziemlich ein Gesamtbild des Landes in einigen Hauptzügen beisammen.

So war mir die Fahrt eine angenehme Recapitulation. Doch möchte ich nicht, daß man meine paar unzureichenden Skizzen als Maßstab zur Beurtheilung des Landes und Volkes nähme. Der Ausflug war zu kurz — ich kam verhältnißmäßig mit wenig Leuten in nähere Berührung, und meine Liebhaberei für Poesie hat meine Aufmerksamkeit des öftern von dem abgelenkt, was man heutzutage am meisten schätzt, der materiellen Seite des Lebens. Ich selbst habe gefunden, was ich wünschte — schöne Scenen der Natur, die Spuren interessanter Verhältnisse früherer Zeiten — ein Land, das, zwar nicht so schön wie die Schweiz, diese doch in manchen Eigenthümlichkeiten überflügelt; ein Land, auf dessen freiem Boden die Kirche zwischen Trümmern alter Herrlichkeit zumeist unter den Armen und Geringen ihre segensreiche Aufgabe still, bescheiden, aber treu und unverdrossen vollzieht. In den Trümmern und geretteten Baudenkmalen der Vergangenheit erhebt sie sich groß, majestätisch über allem, was seitheriger Kunstfleiß gebaut — der Berg Gottes über den Inseln. In ihren heutigen Kirchlein ist sie noch arm, mühselig kämpfend mit Leiden und Ungemach. Aber sie lebt, wächst, verzweigt sich überallhin und bewährt überall in Werken der Barmherzigkeit die übernatürliche Lebenskraft ihrer Liebe. Dies schöne Doppelbild des mystischen Christus hat mich nicht wenig erfreut, erwärmt, gehoben. Es trug mich von den Ufern dieser romantischen Seen oft an die des Sees Genesareth und ließ mich Den erschauen, der triumphirenden Fußes über die Wellen einhergeht. Mag der See auch stürmen — Dominus super aquas! Mit der Allmacht Gottes angethan, schwebt der Herr über den Wassern. Strahlen der Verklärung fließen von ihm, dem Ideal der Menschheit, über die tausend herrlichen Bilder der Natur; Strahlen der Hoffnung strömen von ihm, dem göttlichen Haupt der Kirche, in die Wirrsale der Völker. Nach wilder Wanderung durch Berg und Thal und See und Wald und Fels und Meer lösen sich die tausend Verwicklungen, und wir ruhen friedlich aus an seinem Tabernakel.

Schluß.

Nachdem schon Pius IX. gegen Ende seines langen Pontificates Vorbereitungen dafür getroffen, hat Leo XIII. durch die Bulle Ex supremo Apostolatus apice vom 4. März 1878 die katholische Hierarchie in Schottland wiederhergestellt und dadurch alle jene Erinnerungen und Beziehungen neu belebt, welche die Glaubenstrennung dreier Jahrhunderte zwar nicht völlig zerstört, aber doch theilweise vernichtet, gehemmt und unterbrochen hatte. Was den Papst zu diesem Schritte bewog, war „einerseits der blühende Stand der bisherigen schottischen Mission, die stets wachsende Zahl der Gläubigen, der Kirchen, der Missionsstationen, der Ordenshäuser, der Schul- und Wohlthätigkeitsanstalten und der hierzu erforderlichen Subsistenzmittel, andererseits die Freiheit, welche die ruhmreiche britische Regierung (inclytum Gubernium Britannicum) den Katholiken gewährt". Da die Hochkirche in Schottland nicht Staatskirche ist, sondern mit den andern „Denominationen" auf demselben Fuße steht, brauchte der Papst nicht auf anglikanische Titel Rücksicht zu nehmen, sondern konnte auch die Namen der frühern Bisthümer zugleich mit ihren Sprengeln wieder aufleben lassen, d. h. den alten Metropolitansitz St. Andrews (Edinburgh) und die Bisthümer Glasgow, Aberdeen, Dunkeld, Galloway (Candida casa), Argyll und der Inseln (Ergadiensis atque Insularum). Der Oberhirt von Glasgow erhielt mit Rücksicht auf die historische Bedeutung, Größe und Macht der Stadt, den blühenden Stand des katholischen Lebens daselbst und die frühere Erhebung der dortigen Bischöfe zu Erzbischöfen den Titel eines Erzbischofs, doch ohne Metropolitanrechte, um die hierarchische Einheit der Kirchenprovinz zu wahren.

Die Erzdiöcese St. Andrews (gestiftet vor 900 und Metropolitansitz seit 1472) umfaßt die Grafschaften Edinburgh, Berwick, Fife (den südlichen Theil rechts von der Eden), Haddington, Linlithgow, Peebles, Roxburgh, Selkirk und Stirling (ausgenommen Baldernock und East Kilpatrick) — also das südöstliche Lowland bis an die englische Grenze.

Die Erzdiöcese Glasgow (gestiftet um 543, Metropolitansitz seit 1492) umfaßt die Grafschaften Lanark, Dumbarton, Renfrew, einen Theil von Ayrshire (nördlich von Lugton Water), von Stirlingshire (Baldernock und Kilpatrick) und die Cumbrae-Inseln — also die Mündung des Clyde.

Die Diöcese Aberdeen (früher Mortlech 1063, nach Aberdeen transferirt 1125) umfaßt die Grafschaften Aberdeen, Banff, Caithneß, Cromarty, Elgin oder Moray, einen Theil von Inverneß, dann die Grafschaften Kincardine, Nairn, Roß, Sutherland, die Orkney- und Shetland-Inseln — d. h. das gesamte Nordschottland.

Die Diöcese Dunkeld (gegründet um 1115) umfaßt die Grafschaften Clackmannan, Fife (nördlicher Theil), Forfar, Kinroß, Perth und Theile von Stirling — d. h. das Grenzgebiet zwischen Hochland und Lowland, zwischen den Diöcesen St. Andrews und Aberdeen.

Die Diöcese Galloway (gegründet 397) umfaßt die Grafschaft Ayr, Kirkcudbright und Wigton — d. h. den ganzen Südwesten Schottlands.

Die Diöcese Argyll und Inseln (gegründet um 1200) umfaßt die Grafschaften Argyll und Inverneß (südlicher Theil), die Inseln Bute und Arran, die innern und äußern Hebriden — d. h. Westschottland mit den zugehörigen Inseln.

Auf eine Gesamtbevölkerung von 4 025 647 Seelen (Census vom 5. April 1891) und ein Areal von 78 895 qkm zählte Schottland im Jahre 1894 etwa 363 000 Katholiken. Sie vertheilten sich auf die Diöcesen wie folgt:

St. Andrews	52 000	mit	68	Kirchen,	60	Priestern
Glasgow	240 000	„	108	„	163	„
Aberdeen	12 000	„	57	„	61	„
Dunkeld	30 000	„	32	„	39	„
Galloway	17 000	„	42	„	28	„
Argyll und Inseln . .	12 000	„	22	„	21	„

Diese Ziffern, für die Gesamtzahl der Katholiken wie für die Seelenzahl der einzelnen Diöcesen dem Catholic Directory for the Clergy and Laity in Scotland, 1895, entnommen, beruhen nicht auf genauer Zählung, sondern nur auf annähernder Schätzung, da das beständige Fluctuiren der Bevölkerung in den Fabrikstädten feste Angaben äußerst schwierig, in manchen Fällen fast unmöglich macht. Schon die stets wachsende Zahl der Kirchen und Priester in allen sechs Diöcesen bürgt indes für ein stätiges Wachsthum der katholischen Bevölkerung, wenn dasselbe auch mit jenem der Gesamtbevölkerung nicht ganz gleichen Schritt hält.

Das katholische Volksschulwesen, längst wohl geordnet, erweitert sich beständig und übt unter den ärmern Volksklassen die segensreichste Thätigkeit aus. Die meisten katholischen Orden und Ordenscongregationen haben sich bereits wieder im Lande eingebürgert und entwickeln, besonders auf dem Gebiete der christlichen Charitas, eine immer zunehmende Wirksamkeit. Außer den alten Collegien in Rom und Valladolid, welche in den Tagen der Verfolgung Schottland mit eifrigen Priestern versahen, hat Glasgow bereits

ein Priesterseminar. Höhere Studienanstalten bestehen in Glasgow, Blairs, Fort Augustus und Dumfries. Vom höhern schottischen Adel gehören der Marquis von Bute, der Earl von Newburgh, die Lords Lovat und Herries, die Titularlords Archibald Douglas, Edmund Crichton-Stuart, Ninian Crichton-Stuart, der Earl von Dumfries, Ralph Kerr, Walter Kerr, Viscount Kynnaird und Sir Robert Glendowyn Gordon der katholischen Kirche an, ebenso die Menteith, Maxwell und andere angesehene Familien. Die weitaus größere Anzahl der Katholiken ist allerdings arm, der eigentliche Mittelstand den Arbeitern gegenüber noch wenig vertreten. In Glasgow indessen bilden die Katholiken schon numerisch eine Macht: ein Viertel der Stadt ist katholisch, wohl noch mehr. Die frühere Berserkerwuth der Protestanten gegen die katholische Kirche ist längst gebrochen und hat einer achtungsvollen Duldsamkeit Platz gemacht. Die opferfreudige, selbstlose Hirtenthätigkeit des katholischen Clerus für die Armen, Kranken, Verlassenen, seine unermüdliche Betheiligung an allen Werken der Liebe und Barmherzigkeit hat nicht nur direct unendlich viel Gutes gestiftet, sondern auch die öffentliche Meinung zu seinen Gunsten umgestimmt. Die einflußreichsten Preßorgane haben schon wiederholt anerkannt, daß der katholische Clerus seine Pflicht erfüllt, der Trunksucht und andern Lastern wirksam entgegentritt, Religiosität und Unterricht hebt, alle gemeinnützigen Bestrebungen fördert. Während unter den protestantischen Denominationen die größte Zwietracht und Zersplitterung herrscht, hat die Kirche in ihrer Hierarchie die beste Bürgschaft und Stärkung innerer Einheit erhalten. Seit 1800 haben sich ihre Bekenner mehr als verzehnfacht.

In der **Herder'schen Verlagshandlung** zu Freiburg im Breisgau ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Nordische Fahrten.

Skizzen und Studien

von

Alexander Baumgartner S. J.

I. **Island und die Faröer.** Mit einem Titelbilde in Farbendruck, 36 in den Text gedruckten Abbildungen, 16 Tonbildern und einer Karte. gr. 8°. (XVI u. 462 S.) *M.* 8; elegant geb. in Leinwand mit reicher Deckenpressung in Farbendruck *M.* 11.

II. **Durch Skandinavien nach St. Petersburg.** Mit einem Titelbilde in Farbendruck, 80 in den Text gedruckten Abbildungen und 22 Tonbildern. gr. 8°. (XX u. 552 S.) *M.* 9; elegant geb. in Leinwand mit reicher Deckenpressung in Farbendruck *M.* 12.

III. **Reisebilder aus Schottland.** Zweite, verbesserte Auflage. Mit einem Titelbilde in Farbendruck, 23 in den Text gedruckten Abbildungen und 19 Tonbildern. gr. 8°. (XII u. 326 S.) *M.* 5; elegant geb. in Leinwand mit reicher Deckenpressung in Farbendruck *M.* 7.50.

Einige Urtheile der Presse.

Ueber den I. Band (Island und die Faröer):

„Das Buch ist lebendig geschrieben, reichhaltig, solid fundamentirt und auch äußerst gut ausgestattet: wir stehen nicht an, es als das beste populäre Werk über Island warm zu empfehlen." (Geograph. Nachrichten. Basel 1889. Nr. 18.)

„Vielseitig angeregt, bereichert mit neuen oder richtig gestellten Anschauungen scheiden wir von dem lehrreichen Buche, das uns den Verfasser in der vollen Kraft und Liebenswürdigkeit eines Reiseschriftstellers zeigt: land- und menschenkundig und ein Kenner der Weltliteratur, ein feiner und scharfsinniger Beobachter, eine geistesfrische, gesellige Natur, unbefangen, offen allen Eindrücken und versirt in den verschiedensten Gebieten, dazu ein Meister der Sprache, ein Schilderer ohnegleichen."
(Historisch-politische Blätter. München 1889. Bd. 104. Heft 10.)

„Der Reichthum des Inhalts steht mit der Anmuth der Form in harmonischem Zusammenhang. Eine jugendfrische Lebensauffassung wie offenherziger Humor gewähren mit der sichern Belehrung gleichzeitig eine anziehende Unterhaltung."
(Deutscher Reichsanzeiger u. Kgl. Preuß. Staatsanzeiger. Berlin 1889. Nr. 2.)

„Diese vorzüglich geschilderte Reise nach der Feuerinsel im Norden, nach der ultima Thule der mittelalterlichen Chronisten, gehört unbedingt zu dem Lehrreichsten, Unterhaltendsten und Gediegensten, was je über diese hochinteressante vulkanische

Insel, ihre tüchtigen Bewohner und ihre uralte Cultur geschrieben worden ist. ... Ein Anhang von sechs einzelnen cultur- und kirchengeschichtlichen, volkswirtschaftlichen und bibliographisch-literaturhistorischen Aufsätzen ist eine weitere Bereicherung des in jeder Hinsicht denkwürdigen und lehrreichen Werkes."

(Das Ausland. Stuttgart 1890. Nr. 9.)

„Das reich und geschmackvoll illustrirte Buch bietet fesselnde Schilderungen der Naturwunder jenes fernen ‚Eislandes' und packende Darstellungen aus dem Leben seiner Bewohner. Aber noch mehr: der Verfasser bringt so viel Neues und Interessantes wie noch kein Reisender vor ihm." (Deutscher Hausschatz. Regensburg 1889. Nr. 6.)

„Ein deutscher Jesuit schildert hier ausführlich und anschaulich diese nordischen Inseln sowohl nach ihrer Natur als nach ihrer Bevölkerung. Der großen und in ihrer Natur wie Geschichte so merkwürdigen Insel Island ist auch der Hauptinhalt des ebenso umfang- wie inhaltreichen Werkes gewidmet. ... Ganz besonders verdienen gerühmt zu werden die schönen Abbildungen, welche uns in Natur- und Volksleben dieses uns stammverwandten Nordens lebensvoll versetzen."

(Seemanns Literarischer Jahresbericht. Leipzig 1889.)

„Wir lernen den Verfasser als einen rüstigen Reisenden und zugleich als einen wahrheitsvollen Berichterstatter kennen, dessen Herz warm schlägt für das Große in der Natur wie für das Echte und Edle im Menschen. Obwohl nicht Naturforscher oder Geograph von Fach, zeigt er sich durchweg als guter Beobachter."

(Blätter für literarische Unterhaltung. Leipzig 1889. Nr. 42.)

„Ich stehe nicht an, zu sagen, daß dies Buch bei weitem das beste von allen Büchern ist, das in dieser Art (Reisebeschreibung) über Island geschrieben worden ist. Es ist gleichzeitig wissenschaftlich und populär, wohlwollend und ernst, vielumfassend und genau. Der Stil ist lebendig und unterhaltend, niemals überladen, frei von Wiederholungen. Die Illustrationen sind zahlreich und trefflich ausgeführt."

(Jónas Jónsson. — Ljóður, Akureyri [Island], 30. Sept. 1890. Nr. 15.)

Ueber den II. Band (Durch Skandinavien nach St. Petersburg):

„Dieser zweite Band der Baumgartnerschen ‚Nordischen Fahrten' reiht sich seinem Vorgänger würdig an. Sattelfest auf allen Gebieten der Wissenschaft, der Sprachkunde, der Geschichte, der Literatur, der Kunst-Aesthetik, mit offenem, freiem Blick für alles Schöne in Natur und Menschenleben, mit schlagfertigem, kerngesundem Humor ihre Schwächen überbrückend, mit regem Sinn für echte Volksthümlichkeit begabt, ist Baumgartner wie als bahnbrechender Literarhistoriker, so auch als geistreicher Reiseschilderer nicht nur der Liebling des katholischen Lesepublikums geworden, sondern hat, wie die Recensionen hervorragender protestantischer Organe beweisen, als liebenswürdiger Cicerone auch unter Andersgläubigen volle Anerkennung gefunden. Die tiefempfundenen Schilderungen der großartigen nordischen Alpenwelt, zu denen Baumgartner ein in seiner Schweizerheimat geübtes Auge mitbrachte, die poesievolle Veranschaulichung der Localitäten der altnordischen Sage und Literatur, die er mit Vorliebe aufsuchte, die unbefangene, vorurtheilsfreie Beurtheilung der politischen und religiösen Zustände der nordischen Reiche werden dem neuen Bande gewiß viele Freunde erwerben. Die Ausstattung des Buches ist musterhaft, die Uebersetzungen aus der nordischen Poesie, welche Baumgartner in seine Darstellung eingeflochten hat (41 an der Zahl), der Meisterhand Baumgartners würdig."

(Köln. Volkszeitung. 1890. Nr. 328.)

„... Da führt der Poet dem Autor die Hand bei Schilderung dieser grandiosen Welt, ein scharfforschendes Auge belebt seine Skizzen von Land und Leuten, er spürt den Ueberresten der Geschichte im heutigen Leben nach, erklärt die Gegenwart aus der Vorzeit und weiß ebensogut von den alten Ueberresten und Meisterwerken der Kunst, wie von der altnordischen Sage und den neuesten Dichtern Bescheid zu geben. Möglich, daß er von seinem Standpunkte aus manches anders erfährt; da er aber überall Selbsterlebtes berichtet und das übrige, aus den besten Quellen bearbeitet, mit festen Citaten belegt, so wächst unsere Zuversicht auf seine Treue und Wahrheit. Die Ausstattung mit Porträts, Trachten, Bauten und Bildwerken, landschaftlichen und Städteansichten ist wechselnd und mannigfaltig."

(Allgem. Zeitung. München 1890. Nr. 355.)

„Der Verfasser ist ein ernster, kenntnißreicher und denkender Mann, der sich durch umfassende Vorstudien eine gründliche Einsicht in die bereisten Länder erworben hat, diese dann durch persönliche Beobachtungen und Eindrücke theils bestätigt, theils berichtigt." (Nya Dagliga Allehanda. Stockholm. 9. Dec. 1890. Nr. 286.)

"It is always a pleasure to have so accomplished and genial a travelling companion as Father Baumgartner, no matter whither he may invite us to accompany him. For he is no ordinary superficial observer who describes with more or less skill what he sees; but a well-read man who, before starting on a journey, has carefully studied the history and literatures of the lands and peoples he visits. . . It would be wearisome to particularise all the excursions made by our author in Norway, Sweden, and Russia, but we can cordially recommend the volume to readers of German, who will be amply rewarded by the vast stores of information which our author so generously lavishes upon us. The book is full of antiquarian, historical, and legendary lore, and the style is as good as the matter is valuable. . . . . The type is large, well cut and readable, the illustrations are both numerous and beautiful, and the volume is one which every tourist should possess." (The Publishers' Circular. London 1890. Christmas Number.)

Weitere Werke von Alexander Baumgartner S. J. aus dem gleichen Verlage.

Göthe. Sein Leben und seine Werke. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. **Vollständig in drei Bänden.** 12°. (XLVI u. 1600 S.) *M.* 16; geb. in Leinwand mit Goldpressung *M.* 20.50.

„Unser Verfasser verfügt über eine ganz ausgebreitete Literaturkenntniß, eine bei allem Humor edle, ja warme und ergreifende Darstellung und eine auf den umfassendsten Studien beruhende Vertrautheit mit den Götheschen Werken. Seine feine ästhetische Bildung befähigte ihn ferner wie wenige, die Götheschen Leistungen auch von ihrer formalen und schöngeistigen Seite in die richtige Beleuchtung zu stellen. . . ." (Histor.-polit. Blätter. München. 97. Band. 11. Heft.)

Longfellow's Dichtungen. Ein literarisches Zeitbild aus dem Geistesleben Nordamerika's. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Mit Longfellow's Porträt. 8°. (XX u. 384 S.) *M.* 4; geb. in Leinwand mit Goldtitel *M.* 5.50.

„Der amerikanische Romantiker, der Dichter der ‚goldenen Legende' und Uebersetzer Dante's hat an Baumgartner einen wohlwollenden, und soweit der Confessionalismus nicht in Frage kommt, verständnißvollen Interpreten gefunden. . . . Zahlreiche Uebersetzungsproben, die von feinem dichterischem Gefühl und großer Formgewandtheit Zeugniß ablegen, erhöhen den Werth des Buches, dem überdies ein schönes Porträt des Dichters beigegeben ist."
(Westermanns Monatshefte. Braunschweig 1890. Nr. 408.)

Joost van den Vondel, sein Leben und seine Werke. Ein Bild aus der Niederländischen Literaturgeschichte. Mit Vondels Bildniß. 8°. (XVI u. 380 S.) *M.* 4.40; geb. in Leinwand mit Goldtitel *M.* 5.60.

Ins Holländische übersetzt u. d. T.:

Joost van den Vondel, zijn Leven en zijne Werken. Amsterdam. Langenhuysen. 1886.

„C'est à la plume distinguée du R. P. Baumgartner S. J. que nous sommes redevables d'un des meilleurs ouvrages sur Vondel qui aient paru jamais."
(Dr. Paul Alberdingk Thijm in der „Revue générale". Bruxelles. Déc. 1887. p. 933.)

Das Râmâyana und die Râma-Literatur der Inder. Eine literaturgeschichtliche Skizze. (62. Ergänzungsheft zu den „Stimmen aus Maria-Laach".) gr. 8°. (XII u. 170 S.) *M.* 2.30.

„Baumgartners Buch füllt eine Lücke aus. Wir besitzen noch keine vollständige deutsche Uebersetzung des Râmâyana, und jeder, der sich für das indische Epos interessirt, kann weitgehendste Belehrung daraus schöpfen. Mit Recht betont der Autor in seiner Vorrede, daß die zwei großen indischen Epen Mahâbhârata und Râmâyana wie Ilias und Odyssee zu den Marksteinen der Weltliteratur gehören. Aber auch für jeden, der sich für indisches Geistesleben interessirt, ist das Râmâyana von höchster Bedeutung, weil es fast auf die gesamte spätere indische Dichtung auf das intensivste eingewirkt hat und heutigen Tages noch ungemein volksthümlich ist. . . . Baumgartners Darstellung vom Inhalt des Râmâyana ist fesselnd geschrieben und dürfte der altehrwürdigen Dichtung neue Freunde zuführen. Desgleichen sind die Kapitel über die Râma-Literatur von hohem Interesse. Dies gilt ganz besonders von dem 14. Abschnitte, in dem die Bedeutung des Râmâyana für das heutige Volksleben Indiens behandelt wird." (Frankfurter Zeitung. 1895. Morgenbl. Nr. 13.)

„Sachlich zerfällt die Arbeit Baumgartners in zwei Theile. Der erste Theil entwirft ein erschöpfendes Bild der Râma-Legende und ihrer dichterischen Fassung im Râmâyana. Eine stoffbeherrschende Klarheit und Uebersichtlichkeit zeichnet diesen Abschnitt aus. Der Verfasser hat es nicht unterlassen, zu den einzelnen Sargas, Legenden, Episoden, Scenen anzugeben, wo dieselben in der europäischen Literatur eine Uebersetzung oder sonstige Berücksichtigung gefunden haben. Diese unscheinbaren, aber mit vieler Mühe und Sorgfalt aus weit entlegenen Gebieten gesammelten Notizen verleihen dem ersten Theile einen hohen Werth. Der zweite Theil beschäftigt sich mit dem Alter, Charakter und mit der Stellung des Râmâyana zur übrigen Literatur. . . . In einem Punkte aber kann P. Baumgartner das Verdienst in Anspruch nehmen, etwas Neues zu bieten. Noch keine Arbeit hat in so erschöpfender und übersichtlicher Weise den gewaltigen Einfluß nachgewiesen, welchen das Râmâyana auf ein zweitausendjähriges Literatur- und Geistesleben ausgeübt hat. Darin erblicke ich den vorzüglichsten Werth der Baumgartnerschen Schrift."

(Histor.-polit. Blätter. München. 115. Band. 7. Heft.)

„. . . Es muß daher nicht bloß ein weiteres Publikum, sondern gerade auch viele Fachleute dem Verfasser zu Danke verpflichtet sein, daß er eine hübsche Uebersicht des Inhalts des Râmâyana gegeben, die weit verstreute Literatur beigefügt, über Ursprung und Abfassungszeit, ältere und neuere Forschungsergebnisse berichtet und auch den dichterischen Werth besprochen hat. Der Verfasser geht aber noch weiter: er nimmt alle Sanskritschriften durch, die Râmas Geschichte erzählen. . . . Ueber das Sanskrit hinaus hat man Râmas Geschichte in den Pâlischriften der Buddhisten gefunden, als eines der sog. Dschatakas oder Geburtsgeschichten, für Moralzwecke freilich zugestutzt und abgeändert. Der Gegenstand erstreckt sich aber ferner auch auf die neueren Volkssprachen Indiens, zunächst diejenigen, welche sich aus dem Sanskrit ableiten; so macht der Verfasser über das Râmâyana des Tulsi Dâs, das zu Ende des 16. oder zu Anfang des 17. Jahrhunderts im Zusammenhang mit der Erneuerung des Vishnucultus in der Hindisprache abgefaßt wurde und heute noch großes Ansehen genießt, ausführliche und interessante Angaben. Es existiren noch verschiedene Bearbeitungen in nicht indogermanischen Sprachen Indiens: Tamil, Telugu, Kanaresisch, Malayalam u. s. w., oder in den sog. dravidischen Sprachen, dann im Singhalesischen, Malayischen, Kavi, Javanischen, und durchweg bezeugt der Verfasser eine bewundernswerthe Kenntniß der einschlägigen Literatur. . . . So umfaßt Baumgartners Buch das ganze Gebiet der Râma-Sage in allen Sprachen und Ländern. Es gehört zu jenen mit weitem Horizont und umfassendem Gesichtskreis geschriebenen Büchern, die bei der heutigen Arbeitszerstückelung mehr als Arbeitstheilung immer seltener erscheinen. Und doch vermögen solche Bücher allein die so wünschenswerthe, ja nothwendige Verbindung der Wissenschaften mit der allgemeinen Bildung herzustellen; denn auch die erstere saugt alle ihre Lebenskraft, wenn sie es auch nicht Wort haben will, aus der letztern und geräth, von ihr losgerissen, in Gefahr, in Alexandrinismus zu verkümmern."

(Allgem. Schweizer Zeitung. Basel 1895. Nr. 57, 2. Blatt.)

„Der Zweck dieses Buches (Baumgartner, Das Râmâyana) ist, durch reichliche Auszüge und Darlegung der Resultate der Fachforschung weitern Kreisen einen Einblick in die Râmaliteratur zu gewähren. Das Râmâyana und ein großer Theil der sich daran schließenden Literatur wird uns auf diese Weise vorgeführt. Die Sagen, die sich an Râma und die schöne Sîtâ anschließen, gehören zu den beliebtesten der indischen Literatur, und eine Uebersicht der verschiedenen Bearbeitungen derselben wird gewissermaßen ein Abriß der Literaturgeschichte der ganzen klassischen Zeit, der auch Licht wirft auf die Entwicklung der Cultur. Diese Uebersicht hat der Verfasser verstanden ungemein anziehend zu machen, und seine Darstellung wird nicht verfehlen, Interesse zu erwecken. Die einschlägige Fachliteratur ist sorgfältig ausgenutzt und die Thatsachen durchgehend correct dargestellt. . . .

Es ist mir somit eine Freude, das Werk auf das beste allen denen empfehlen zu können, die Interesse hegen an den literären Erzeugnissen fremder Völker. Und der Fachmann wird es als ein gutes und zuverlässiges Nachschlagebuch mit Vortheil benutzen können." (Sten Konow in der „Deutschen Litteraturzeitung". Berlin 1895. Nr. 17.)

"The Ramayana and the various literary compositions, in Sanskrit, Prakrit, and the later vernaculars, which have grouped themselves round the legend of Rama, have been made by the Rev. A. Baumgartner S. J. the subject of an essay, which, though primarily intended for a wider circle of readers, will be highly appreciated also by the small band of Sanskrit scholars who are familiar with the originals. It gives, couched in vigorous and attractive language, a critical and summary digest of whatever has been written on this ancient Indian cyclus of legends and its ramifications not in India only, but also in countries and islands beyond; and while it serves as a useful manual of reference to the student, it sheds new light on the chapter in the literary history of the world, which has been for ages, and will long continue to be, the delight of millions."
(Dr. Reinhold Rost in Luzac & Co.'s "Oriental List". London 1894. Vol. V. Nr. 8 u. 9.)

„Dans cette ‚esquisse' substantielle, l'auteur traite à fond la légende fameuse de Rama. Il ne se borne pas, comme le titre de sa brochure semblerait l'indiquer, à l'étudier dans le Râmâyana où elle reçoit, il est vrai, son plus long développement et sa forme définitive, mais encore dans le Mahâbhârata qui, le premier, raconte l'avatar du dieu Vishnu; les Purânas, où nous rencontrons à chaque pas, quoique incidemment, le nom de Râma, dans les écrits bouddhiques, chez les dramaturges. . . . Nous souhaitons à la très intéressante étude du savant jésuite qu'elle soit rendue accessible au grand public français par une traduction fidèle et claire: elle le mérite à tous égards."
(Polybiblion. Paris 1895. 2. Livr. Février.)

Lessings religiöser Entwicklungsgang. Ein Beitrag zur Geschichte des modernen Gedankens. (2. Ergänzungsheft zu den „Stimmen aus Maria-Laach".) gr. 8°. (IV u. 168 S.) *M.* 2.

„Das Buch ist mit Sachkenntniß, mit Geist und Schlagfertigkeit geschrieben."
(Blätter für literar. Unterhaltung. Leipzig 1878. II. 657.)

Gallus Jakob Baumgartner, Landammann von St. Gallen, und die **neuere Staatsentwicklung der Schweiz (1797 bis 1869).** Mit Benützung des schriftlichen Nachlasses. Mit dem Bildniß Gallus Jakob Baumgartners. gr. 8°. (VIII u. 536 S.) *M.* 9; geb. in Leinwand mit Goldpressung *M.* 10.60.

„Unter den schweizerischen Staatsmännern der dreißiger und vierziger Jahre war Herr Baumgartner — wenn man auf alle Eigenschaften, welche ein Staatsmann in sich vereinigen soll, Rücksicht nimmt — unbestritten der erste, gewaltigste und hervorragendste.' Dieses Lob, das Baumgartner bei seinem Hinscheiden aus gegnerischem Munde (im Berliner Intelligenzblatt) gespendet wurde, war durchaus verdient. Er war im Grunde eine Kampfesnatur, aber offen, ehrlich und makellos. . . . Von der erstaunlichen Thätigkeit Gallus Jakob Baumgartners gibt uns das Verzeichniß seiner Schriften einen Begriff. Neben seinen größern gedruckten historischen Werken . . . weist dasselbe zwei große gedruckte, 45 kleinere gedruckte und 17 kleinere ungedruckte

INSTYTUT BIOGRAFII BIBLIOTEKA PAN

Schriften auf. Auf diesem Material baut sich die Darstellung auf, die sich vielfach zu einer Schweizer Geschichte dieses Zeitraumes erweitert. Sie ist darum dem Forscher unentbehrlich, dem Liebhaber wegen der kunstvollen Form eine angenehme Lectüre. . . ."
(Literar. Centralblatt. Leipzig 1892. Nr. 51.)

Erinnerungen an Dr. Karl Johann Greith, Bischof von St. Gallen. Mit Greiths Bildniß. 8°. (VIII u. 114 S.) *M.* 1.40.

„Sehr gewandte Darstellung vereinigt sich hier mit hochbedeutsamem Inhalt. Als edler Mensch, frommer Priester, glänzender theologischer Schriftsteller und muthiger Vertheidiger der Freiheit der Kirche ist der Name Greith in die Blätter der Kirchengeschichte unauslöschlich eingetragen. Schon seit seinen Studienjahren stand er mit bedeutenden Männern Deutschlands in den innigsten Beziehungen und führte dadurch der katholischen Schweiz neue belebende Elemente zu. Unter seinen Freunden begegnen uns Görres, Lasaulx, Schlosser, Clemens Brentano und v. Laßberg. Sein schönes Buch: ‚Die deutsche Mystik im Prediger-Orden' gibt Zeugniß von seinen ausgedehnten germanistischen Studien wie von seiner tiefen Frömmigkeit. In Irland genoß er besonderes Ansehen wegen seines Buches über ‚Die altirische Kirche und ihre Beziehungen zu Alemannien'. Auf dem Concil von 1870 gehörte er zur Minderheit; aber nach gefälltem Spruch hat er sich mit rührender Pietät gefügt. Jede Biographie eines katholischen Bischofes beansprucht in unserer Zeit Interesse; die vorliegende um so größeres, je bedeutender die Gestalt des Mannes ist, der uns hier in so edler Zeichnung entgegentritt."
(Köln. Volkszeitung. Dec. 1884.)

Calderon. Festspiel. Mit einer Einleitung über Calderons Leben und Werke. Mit dem Bildniß Calderons in Lichtdruck. Zweite Ausgabe. 12°. (LII u. 68 S.) *M.* 1.60; elegant geb. *M.* 2.70.

Ins Spanische übersetzt u. d. T.:

Calderon. Poemita dramático, precedido de una introducción sobre la vida y las obras del poeta Español. Madrid. Libreria de San José. 1882.

Die Lauretanische Litanei. Sonette. Zweite Auflage. 12°. (VIII u. 60 S.) *M.* 1; elegant geb. *M.* 2.

„Ein tiefer stiller Fluß ist dieses prächtige Büchlein des als Götheforscher bekannten Literarhistorikers. Durchgehends finden wir Tiefe des Gemüths und der Ideen, Innigkeit und Zartheit, Kraft der Phantasie und Originalität der Stoffauffassung und Behandlung." (Dr. Muth in der „Literar. Rundschau". 1883. Nr. 12.)

„Dem geistvollen allegorischen Festspiel ‚Calderon' (1881) folgte 1883 der ebenso tief durchdachte wie tief empfundene Sonettenkranz ‚Die Lauretanische Litanei'. Ein scharfer Denker, auf allen Gebieten der Weltpoesie zu Hause, aufgewachsen in dem Studium der großen Meister der Renaissance, wußte Baumgartner der Form des Sonetts neues Leben einzuhauchen."
(Dr. Norrenberg in „Allgem. Geschichte d. Literatur". III. 322.)

Die Lilie. Isländische Mariendichtung aus dem 14. Jahrhundert. Von Eysteín Ásgrimsson. Uebersetzt und mit Einleitung versehen von A. Baumgartner S. J. 12°. (XII u. 72 S.) *M.* 1; geb. *M.* 2.

„Als reife Frucht einer im vorigen Jahre nach der Insel Island unternommenen Reise bietet P. Baumgartner uns dieses anmuthige Gedicht. Der Uebersetzung der ‚Lilie' ist eine schwungvoll geschriebene Einleitung vorausgesandt, die sofort den trefflichen Kenner der mittelalterlichen Literatur und den feinen Kunstkritiker verräth. Dieselbe behandelt Islands ältere Literatur, wie sie in den Liedern der Edda und den Gesängen der Skalden Gestalt gewonnen, die Lebensumstände Eysteins, die Form und Architektonik der ‚Lilie', sowie Text und Ausgaben der letztern. . . . Das trochäische Versmaß hat der gewandte Uebersetzer glücklich beibehalten. In prächtiger Sprache und tiefsinniger theologischer Auffassung schildert der Dichter die großen Glaubenslehren der Kirche, besonders das Dogma der Menschwerdung und der Gottesmutterschaft Mariä."
(Kölnische Volkszeitung. 1884. Nr. 151.)

24152